



UDSSR

NÖRDLICHES EISMEER

ALASKA

FAIRBANKS

AKLAVIK

ANCHORAGE

DAWSON

YUKON

PORT RADIUM

NORDWEST-

TERRI

WHITE HORSE

ALASKA STRASSE

YELLOWKNIFE

PAZIFISCHER OZEAN

URANIUM CITY

BRIT. COLUMBIA

ALBERTA

SASKATCHEWAN

KITIMAT

DAWSON CREEK

PEACE RIVER

EDMONTON

MANIT

BANFF

CALGARY

SASKATOON

ALBERNI

VANCOUVER

VICTORIA

REGINA

KANADA

USA





GRÖNLAND
NÖRDLICHER POLARKREIS
ATLANTISCHER
OZEAN
Hudson
Bay
LABRADOR
GOOSE BAY
UNGAVA
QUEBEC
SEVEN ISLANDS
NEUFUNDLAND
GANDER
ST JOHN S
CHURCHILL
Aluminium
ARVIDA
P.E.I.
CHARLOTTETOWN
NOVA SCOTIA
N.B.
FREDERICTON
HALIFAX
Kupfer
QUEBEC
Eisen
Gold
Eisen
ONTARIO
Nickel
PORT
ARTHUR
FORT WILLIAM
MONTREAL
OTTAWA
DULUTH
TORONTO
KITCHENER
HAMILTON
NIAGARA FALLS
BUFFALO
NEW YORK
WINDSOR
DETROIT
TOLEDO
CHICAGO
Maßstab 1 : 20 800 000
250
500
750
1000 km

Bernd Lohse: KANADA – *Land von morgen?*

KANADA

Land von morgen?

VON

BERND LOHSE

MIT 124 ABBILDUNGEN

UND 2 KARTEN



UMSCHAU VERLAG · FRANKFURT AM MAIN

PRINTED IN GERMANY

HERSTELLUNG DURCH BRÖNNERS DRUCKEREI · INH. BREIDENSTEIN FRANKFURT A. M.

Inhaltsverzeichnis

Verzeichnis der selbständigen Bildkapitel

Statt eines Vorwortes ...

Das Gebiet Kanadas übertrifft an Flächengröße das der Vereinigten Staaten. Das Land beherbergt jedoch weniger als ein Zehntel der Bevölkerungszahl seines Nachbarn.

*

An achtundzwanzigster Stelle steht Kanada unter den Ländern der Welt, wenn man die Bevölkerungsziffer betrachtet — an dritter jedoch nach dem Umfang seines Außenhandels.

*

Jene zwei Drittel der Fläche Kanadas, die den Nordteil des Landes ausmachen, beherbergen noch nicht 1 Prozent seiner Bevölkerung. Im Herzen der kanadischen wirtschaftlichen Aktivität aber, wo die Einflußgebiete des St.-Lorenz-Stroms und der großen Seen sich überschneiden, wohnen auf 1 Prozent des Bodens mehr als 50 Prozent der Bevölkerung des Landes.

*

In Edmonton, der Präriestadt, in deren Nähe 1947 die sensationellsten Ölfunde Nordamerikas während des letzten halben Jahrhunderts gemacht wurden, sah ich im Schaufenster eines Hutladens einen Stetson-Filzhut ausgestellt, so wie ihn die Ölleute tragen. Preis: 420 Mark.

*

Von den neuen Ölfeldern in Alberta zum Lake Superior führt eine pipeline, eine gigantische Erdölleitung, über 1800 Kilometer. Allein das Petroleum, das sich gerade in den Rohren der Leitung befindet, hat einen Wert von nahezu 10 Millionen Mark.

*

Die Lager von ölhaltigem Sand im Norden Kanadas enthalten mehr Erdöl als alle bekannten Petroleumreserven der Welt zusammengenommen.

*

In Vancouver fand ich im Fenster einer Filiale der Bank of Montreal ein sauber gedrucktes Schild: „Wenn Sie bei uns um einen Kredit anfragen, so bitten Sie uns nicht um eine Gefälligkeit, sondern Sie erweisen uns eine ... Kommen Sie bitte herein und überzeugen Sie sich!"

*

Kanada produziert mehr Nickel, mehr Zeitungspapier, mehr Platin, mehr Asbest als irgendein Land der Welt. Auch mit Aluminium dürfte dies eines Tages der Fall sein. Und wenn man über die Uranproduktion der Welt einmal Ziffern erfahren wird ...

Es gibt heute noch keine asphaltierte Autostraße, auf der man das ganze Land durchqueren könnte. Will man nicht zweitklassige Straßen benutzen, so muß man einen Umweg nach Süden machen, die guten Straßen der USA ausnutzend, wenn man vom Osten Kanadas die Provinzen im Westen erreichen will.

*

Verglichen mit 1900, produzieren heute in Kanada zweieinhalbmal soviel Menschen die fünffache Menge an Gütern — in dreiviertel der Arbeitszeit.

*

Wer sich Kanada lediglich vorstellt als eine „Fortsetzung des Nordpols nach unten", dem sei gesagt, daß die kanadische Pelee-Halbinsel im Erie-See ein wärmeres Sommerklima hat als die Stadt Los Angeles in Kalifornien. Daß Kakteen, Orangen, Baumwolle und Hibiskus dort im Freien wachsen. In Ontario gibt es zahlreiche Weinberge, und dem Kanadier ist es eine Selbstverständlichkeit, Sherry zu trinken, der im eigenen Lande wuchs.

*

Vom Weizen Kanadas essen außer den 15 Millionen Kanadiern weitere 100 Millionen Menschen in 71 verschiedenen Ländern. Trotzdem sind die Getreidespeicher des Landes so gefüllt mit bisher unverkauften Vorräten aus früheren Jahren, daß in jedem Herbst die Unterbringung des „Goldes der Prärie" größte Schwierigkeiten macht.

*

Während des Krieges wurde das Aluminiumwerk von Arvida in Quebec zum größten der Welt erweitert (Kapazität: 350 000 Tonnen). Man war sehr besorgt, was man nach dem Krieg mit so riesigen Produktionsmöglichkeiten anfangen sollte. Jetzt sieht man sich genötigt, mit einem Aufwand von zwei Milliarden Mark in Kitimat, in einem unwirtlichen Gebiet Britisch-Kolumbiens, ein weiteres Aluminiumwerk aufzubauen, dessen Kapazität noch um die Hälfte größer sein wird als die von Arvida.

*

Als vor 100 Jahren die Börse von Toronto eröffnet wurde, zahlte man für die Mitgliedschaft 5 Dollar. Wenn heute einer der 113 Sitze zu vergeben ist, kostet er 90 000 Dollar. (An der Börse von New York: 45 000 Dollar.) An einem Rekordtag, dem 20. Februar 1953, wurden an der Börse von Toronto 12 410 000 Aktien umgesetzt.

*

Im Jahre 1953 kamen 168 868 Einwanderer nach Kanada. Darunter stellten die Deutschen mit 35 015 die größte nichtbritische Gruppe.

*

Titanium ist das jüngste der modernen „Wundermetalle". Kanada besitzt die größten bisher bekannten Lager der Welt.

*

Kanadische Soldaten haben die beste Löhnung der Welt. Der monatliche Sold für einen Rekruten beträgt 92 Dollar (in der Armee der USA: 78 Dollar).

Die Eisenerzproduktion Kanadas beträgt heute das Vierzigfache derjenigen von 1939. Man rechnet damit, daß sich die heutigen Gewinnungsziffern binnen weniger Jahre verfünffachen.

*

An den 1942 eröffneten Schleusen von Sault Ste. Marie, die tief im Innern des nordamerikanischen Kontinents die Verbindung zwischen Lake Superior und Lake Huron darstellen, zählt man bereits heute, vor der Fertigstellung des St.-Lorenz-Seewegs, einen Schiffsverkehr, dessen Umfang den Gesamtverkehr von Panama-, Suez und Kieler Kanal übertrifft.

*

Während in den meisten Demokratien die Liberalen nur noch als Name einer Minderheit, nicht aber als solide politische Macht, existieren, wird die ununterbrochene Herrschaft der Liberalen Partei in Kanada bald ins dritte Jahrzehnt gehen.

*

Legenden mögen nicht immer historische Tatsachen wiedergeben. Um so getreuer spiegeln sie die volkstümliche Auffassung ihrer Entstehungszeit. — So behauptet man, der Name Kanada (dem in Wirklichkeit wohl das Wort der Mohawk-Indianer für „Stadt" zugrundeliegt) sei — vor 350 Jahren etwa — aus dem Ausspruch eines spanischen Kapitäns entstanden. Eine wilde, unbewohnte und schneebedeckte Küste vor Augen, soll er der Sage nach ausgerufen haben: A c a n a d a ! — Da gibt es nichts!

* *
*

Isolierte Tatsachen zu betrachten, die sich auf ein Land beziehen, kann ebenso irreführend sein wie der Versuch, sich einen Eindruck von der lebendigen Welt aus dem Studium von Statistiken zu bilden. Zu einem einigermaßen abgerundeten Bild gehören unmittelbare Anschauung, subjektive Eindrücke, persönliche Stellungnahme ebenso wie die Fragen nach dem Woher? und Wieso? und Wie kam es? Das größte Fragezeichen jedoch liegt in der Spekulation um die Zukunft, um das Kanada von morgen. Den Zugang zur Beurteilung dieser Frage bietet das vorliegende Buch: in einem wägenden Blick auf das Kanada von heute . . .

1. Ein Wiedersehen - und mehrere Überraschungen

Das ist also mein dritter Besuch in Kanada, mein erster nach dem Kriege.

Am Abend vorher bin ich in Honolulu ins Flugzeug geklettert, herzerweichende und sinnbetörende Gitarrenklänge im Ohr, drei schwülduftende Blütenkränze um den Hals – und trunken nicht nur von balsamischer Luft. Am Morgen habe ich, verschlafen in den Nebel jenseits der großen Glastür hinausblinzelnd, in der Flughafenbar von San Francisco einen starken und heißen Kaffee nach dem anderen getrunken.

Und nun sitze ich, endlich in Kanada, im Vorzimmer des Zollinspektors von Vancouver, in einer jener ärgerlichen Wartepausen, die einen so unsinnigen Kontrast bilden zur zielstrebigen Hetze der Flugreise über Länder und Ozeane.

Aufdringliche Boten der Rührung melden sich in meinen Augenwinkeln. Ich schäme mich ihrer nicht. Denn in Armesweite neben mir steht ein Strauß Astern. Nach Monaten, da ich unter schwankenden Palmwipfeln spazieren durfte und zwischen dunkelgrünen Bananenwedeln, da die Blüten von Hibiskus und Frangipani wie eine üppige Farben- und Duftkulisse jeden Weg umstanden, habe ich nun die schlichte Blume neben mir, die in der Erinnerung untrennbar verknüpft ist mit kühl-würzigen Herbstmorgen in der Heimat, mit verschleierter Sonne und flüchtigem ersten Reif auf Bauerngärten im Erzgebirge, mit dem für einen oktoberlichen Buben-Geburtstag gedeckten Tisch. Welch ein Kontrast, welch ein Wiedersehen!

Neben mir sitzt ein Landsmann. Vor 24 Jahren bereits nach Kanada gekommen, besitzt er seit langem ein gutgehendes Uhren- und Juwelengeschäft in einer Stadt Britisch-Kolumbiens, der westlichsten Provinz von Kanada, und es ist ihm heute ein leichtes, in jedem Jahr für vier oder sechs Wochen, wie es die Laune eingibt, einen tropischen Urlaub zu verleben – sei es in Florida, auf den Bermudas oder irgendwo in Hawaii.

Er ist für einen Augenblick vor die Tür des Warteraums getreten, hat die Luft lüstern eingesogen wie der Kenner den Duft eines Glases Cognac – und sagt, als hinge er denselben Gedanken nach wie ich, mit einem träumerischen Ton, der seltsam wirkt an dem munteren Pretiosen-Fachmann: „*Well,* gehen Sie mal raus, schnuppern Sie mal: wie im alten Land. Da flucht man die Hälfte des Jahres, daß es ewig trüb ist und regnet, oder wo denn nun der wirkliche Sommer bleibt – und dann sucht man sich einen recht warmen *holiday* raus – und dann kommt man zurück und ist so froh, daß es kühl ist ... Wie im *old country!* Sehen Sie den Berghang dort hinten: richtiger, ehrlicher Nadelwald! Und die Wolken dort: ach was, wenn's auch bald regnet – nur so zu wissen: in ein paar Wochen fällt dort oben Schnee! Ja, schmecken Sie nur auch mal die Luft, gleich vor der Tür: wie daheim! Hier in *B. C.* – da kann man es aushalten, auch wenn man sein Leben lang ein Harztrottel geblieben ist!"

Fünfzehn Jahre sind vergangen, seit ich das letzte Mal in Kanada war. Ein verschlafenes, provinzlerisch-sympathisches Dominion habe ich in Erinnerung, bestehend aus neun weitgedehnten Einzelprovinzen voller Wälder und Prärien – und viel, viel Tundra und Eis im Norden. Nun komme ich, um das „Land der Zukunft“ zu studieren, das heimliche Ziel so vieler Träumer zu Hause, die sich danach sehnen, in einem jungen, modernen, sensationell aufstrebenden Land leben zu dürfen ... Hier in Vancouver will ich es zuerst aufspüren, das Neue und Erregende, so weit weg von Europa, wie es nur möglich ist in diesem Land. Fast empfinde ich es als Verrat an der selbstgestellten Aufgabe: daß ich mich hier schon überwältigen lasse von ein paar sentimentalen Erinnerungen an zu Hause, von ein paar zufälligen Ähnlichkeiten, statt dem Neuen nachzujagen, dem Fortschritt, den das letzte Jahrzehnt gebracht hat. Denn sind nicht die Zeitungen zu Hause voll davon ...?

Das Neue wartet bereits auf mich, zwei Türen weiter.

Als ich nach schmerzloser Paß- und Zollkontrolle aufatmend die Halle des Flughafens betrete, steuere ich auf den großen Zeitungsstand zu. Ich habe Reiseschecks auf die beste Währung der Welt, US-Dollars, in der Tasche, und mit naiver Freude male ich mir aus, wie ich von nun an jeden Tag Geld dazugeschenkt bekommen werde. Denn so ist es doch immer gewesen: Die theoretische, die angestrebte Parität der beiden Dollarländer wirkt sich in der Praxis so aus, daß man zu jedem US-Dollar, den man in Kanada einwechselt, noch ein paar *cents* als Dreingabe bekommt. Nun ja, der große Bruder, der wirtschaftsstarke und weltbeherrschende ...

Verdrießlich schaut der kleine Mann, der hier über Zeitungsstapel, Dropsberge und Zigarettenhaufen herrscht, auf mein Heftchen mit der Aufschrift *„American Express Travelers Cheques“*. Im stolzen Bewußtsein, das vornehmste Zahlungsmittel der internationalen Reisewelt in der Hand zu halten, schaue ich mich angesichts seiner abweisenden Miene befremdet um; vielleicht steht jemand hinter mir, der mit Noten irgendeiner armseligen europäischen Währung den Zorn des Kleinen herausfordert? – Da poltert er los, und das gilt sichtlich mir: „Haben Sie kein besseres Geld?“

Ich muß ihn fassungslos angestarrt haben, denn er wirft mir, interpunktiert von rasch abgewickelten Verkäufen, ein paar erklärende Worte zu. „Ich muß Ihnen fünf *cents* beim Wechseln abziehen vom Dollar – wenn nicht, dann hätte ich schon längst Pleite gemacht, denn bei mir kommen sie alle mit *greenbacks* von drüben.“ Sein Daumen deutet vage nach rückwärts – wahrscheinlich soll ich die nächste US-Großstadt, Seattle, mir dort vorstellen. „Ja, und dann staunen sie alle, daß plötzlich unser *Canuck*-Dollar höher im Kurs steht als der *Yank*-Dollar. Und wenn sie dann noch rauskriegen, daß sie für die Zigaretten das Doppelte bezahlen sollen gegen drüben, dann geht das Geschimpfe los.“

Es geht nur um ein paar *cents* – und der Ärger des Guten ist sicherlich bald verraucht, spätestens am Abend beim Kassenabschluß –, aber kann ich mir eine verblüffendere Einführung in die Nachkriegsverhältnisse Kanadas wünschen? Der US-Dollar entthront – vom kleineren Bruder!

Auf der langen Fahrt zum Stadtzentrum werfe ich einen ersten Blick auf die soeben erworbenen Zeitungen. Die Weltpolitik ignoriere ich; im innenpolitischen Teil fallen mir die

Schlagzeilen dreier Meldungen in die Augen, die wohl nicht zufällig hintereinander gedruckt sind: „Stadtsteuereinnahmen in Vancouver überschreiten Ausgaben um 116 000 Dollar". „Provinz Alberta hatte 9 Millionen Überschuß im letzten Rechnungsjahr." „Ottawa meldet 336 Millionen Überschuß in fünf Monaten." Verwundert reibe ich die Augen, die solches lasen ...

Doch vor allem interessiert mich der lokale Teil. „Warnung! In Nord-Vancouver sind bisher 15 Bären in den Gärten des Wohnviertels erlegt worden. Wenn Sie einen Bären auf Ihrem Grundstück bemerken, so versuchen Sie nicht, ihn selbst zu schießen, sondern geben Sie sofort der Polizeiwache telefonisch Bescheid. Die Polizei macht darauf aufmerksam, daß ein verwundeter Bär überaus gefährlich werden kann." – „Die Blaubeeren sind reif und zum Pflücken freigegeben. Benutzen Sie den Doppel-Sessellift zum *Grouse Mountain.* Dinieren Sie in der Schweizerhütte zur Musik von Hugo Sartorello!" – „Pazifische National-Ausstellung: die Schau der tausend Attraktionen. In der Hobby-Halle: Eine Kollektion von Nazi-Souvenirs und der letzte Meister der Totem-Schnitzerei bei der Arbeit an einem Riesen-Totempfahl!" – „Heute abend im Alpen-Saalbau großer Wochenend-Tanz. Treffpunkt der Deutschen. Für Erfrischungen ist gesorgt."

Der Tag ist zu weit vorgeschritten, als daß ein Ausflug zum Blaubeerpflücken noch verlocken könnte. Also: ein Bad im Hotel, eine halbe Stunde ausruhen, dann eine endlose Trambahnfahrt durch ebenso breite wie eintönige Straßen – und ich finde mich in einem Wirbel junger Männer und Frauen, unbeholfen-festlich gekleidet die meisten, die sich um einen Tisch am Eingang zum „Alpen-Saalbau" drängen. Vor dem Vergnügen wird das Eintrittsgeld kassiert. Sächsische und rheinische Laute, donauschwäbische und ostpreußische Dialektbrocken, ungarische Begrüßungsworte und ein „Sakra, wo hoab i bloß dös Geldsackerl?" klingen durcheinander. Schmucklos wie in einem Lagerhaus ist der Treppenaufgang, und überall riecht es nach frischem Verputz.

Ich folge den Gästen, deren Gesichter erwartungsfroh strahlen, und stehe im Ballsaal. Einen Schritt neben der Tür verweile ich, gefesselt von dem Bild, das sich mir bietet.

Ein scheunenartiger Raum, derbe Bänke umziehen die Tanzfläche; sie scheinen, festem Reglement folgend, den Damen vorbehalten. Die Tänzer, junge Burschen fast durchweg, stehen herum in jener verlegenen Unbeholfenheit, wie sie die Spannung vor dem kommenden Tanz mit sich bringt – und das Gefühl, im knapp gewordenen Sonntagsanzug, der noch aus der alten Heimat stammt, oder im grellen Hollywood-Jackett, wie man es gerade erworben hat, nicht mehr oder noch nicht ganz heimisch zu sein. Kurz: Dorfschwoof – ohne das wärmende Gefühl, das die Geborgenheit in lebenslang zusammengewachsener Gemeinschaft verleiht. Und das Hasten, wenn der erste Takt des Walzers ertönt! „Jitterbug nicht erlaubt!" ist an den Saalwänden zu lesen. Also drehen sich die Paare in einer leicht hölzernen Ehrbarkeit, wie sie zu Hause selbst auf ländlichen Tanzfesten nur noch die ältere Generation kennt. Heimliche Befriedigung, ja offene, liest man in den Zügen der jungen Mädchen und Frauen, die sich so umworben sehen. („Das war's allein wert, die Reise nach Kanada zu machen – was hab' ich erst für Angst gehabt – und jetzt ist's so wunderbar hier. Ich fahre anderthalb Stunden mit Bus und Straßenbahn – aber von mir aus könnte jeden Abend Tanz sein im Alpen-Saalbau."

So vertraut mir eine junge Krankenschwester an, beim einzigen Tanz des Abends, den ich riskiere – oder vielmehr: den ich erobern konnte.) Die jungen Männer klammern sich so fest an ihre Tänzerinnen, daß man zu spüren glaubt, nicht ungewohnte Tanzhaltung werde hier geübt, sondern Menschen suchten Halt aneinander – Schutz vor quälender Einsamkeit in frostiger Fremde. Und das ist das Tröstliche, das diese in allem übrigen so beklemmend banale Szene enthält: daß die deutschen Einwanderer bereits so zahlreich sind, selbst hier im europafernsten Teil Kanadas, daß sie Gelegenheit haben, in der schwierigsten Eingewöhnungszeit ein wenig Wärme und Halt zu finden unter ihresgleichen, wenn der Ansturm des Andersartigen gar zu bedrückend wird ...

Da auch Rauchen im Saal nicht gestattet ist, suche ich nach weiteren Räumen. Wo bietet man die angekündigten Erfrischungen? Im Keller finde ich einen raucherfüllten Raum; dort werde ich mich wohl an einen der dichtbesetzten Tische zwängen können, auf denen bereits eine Menge leerer Limonadeflaschen stehen.

„Komm, setz dich her, Kumpel. Oben ist nischt los, und hier unten auch nicht. Aber hier kannst du doch wenigstens jeden anquatschen – und er versteht, was du sagst. Deshalb bin ich jede Woche hier. Und gute Tips habe ich schon bekommen. Irgendeiner weiß immer was, wo ne anständige Stelle frei ist. Nee, wegen der Mädels komme ich nicht her. Keine Chancen – hab ja nicht mal ein Auto!“

Die Umsitzenden schauen dem Lauten, der mir seinen Platz freigemacht hat, ohne Bedauern nach, wie er sich zu einem anderen Tisch begibt, um dort geräuschvoll zwei Freunde zu begrüßen, die sich geheimnisvoll mit einer flachen Flasche beschäftigen, die immer nur für Momente auftaucht und offensichtlich nicht Limonade enthält.

„Ja, deswegen bin ich auch hergekommen – mal ein paar Tips zu kriegen. Ich bin noch ganz neu hier“, sage ich. „Wann bist du denn angekommen in Vancouver?“, fragt mich in kameradschaftlicher Anteilnahme ein großgewachsener Mann mit angenehm ruhigen Augen, der bisher nachdenklich zuhörend dasaß, an seinem Coca-Cola saugend.

„Möchtest wohl auch gern hören, wie's hier zugeht. Angenehmes Pflaster, dieses Vancouver. Wirst du schon noch merken. Aber eins rate ich dir: Laß dich nicht mit solchen Angebern ein. Solange ich den kenne, hat er schon drei Stellen gehabt und alle wieder aufgegeben. Was kannst du denn, was hast du zu Hause gearbeitet?“ Ich enthülle den Anlaß meiner Neugier, und mit plötzlich erwachtem Interesse rückt die ganze Tischrunde mit den Köpfen zusammen, während der Kameradschaftliche erzählt.

„Ja, ich wühle jetzt den ganzen Tag im Pferdemist – mach's schon eine ganze Weile und will auch dabei bleiben. Sie brauchen nicht zu erschrecken“, plötzlich ist er zu förmlicherer Anrede übergegangen, „zum Pferdeäppelsammeln gehe ich nicht. Ich bin bei einem Pilzzüchter. Gelernt? Nein, gelernt habe ich das wirklich nicht. Aber darauf kommt es hier auch nicht an. Ich bin Bautechniker, zu Hause habe ich mal als Maurer angefangen. Sieben Monate bin ich jetzt im Lande, und zwölfhundert Dollar habe ich schon gespart.“ „Ja, weil du nur einmal in der Woche ausgehst, und dann hierher, wo's bloß *Coke* gibt“, tönt es von einer Tischecke her dazwischen.

Ohne sich verwirren zu lassen, fährt der Lange fort, mit einem fast mitleidigen Blick auf

den Zwischenrufer: „Ja, da hast du recht – und ich habe auch von Anfang an jede Arbeit angenommen. Natürlich habe ich zuerst im Einwandererlager gelebt wie alle, die ohne Geld rüberkommen. Und wenn ich gehört habe, daß irgendwo Kohlen zu schaufeln waren, dann bin ich hingegangen – auch wenn mich die Kumpels im Camp ausgelacht haben. Jedenfalls bin ich noch keinen Tag ohne Arbeit gewesen. Und gesehen habe ich auch schon allerhand. Ich glaube, mehr als die anderen, die mit mir vom Schiff ins Camp kamen. Viele wollen sich ja gar nicht umschauen" – dies wieder zu mir gewandt. „Sehen Sie, da bot mir mal an einem Sonntag ein kanadisches Ehepaar in Montreal an, sie wollten mir in ihrem Wagen die Stadt zeigen – es gibt viele Kanadier, die so gastfreundlich sind –, und zwei Kameraden könnte ich auch mitbringen. Meinen Sie, auch nur einen hätte ich dazu kriegen können? Sie lagen auf ihren Betten rum – einer sagte: ‚Hab grade erst gefressen', der andere: ‚Muß nachher Skat spielen!' Sehen Sie, und das sind die Leute, die hier in keiner Arbeit richtig Fuß fassen. Hast du nun eigentlich jetzt wieder was?", wendet er sich an einen jungen Burschen von jenem nußbraunen dinarischen Typ, wie ihn die deutschen und österreichischen Alpenlande kennen.

„Ach ja", sagt der Junge, „bin jetzt in einer kleinen Lackfabrik. Aber ich komme ja doch zu nichts. 22 Dollar kriege ich in der Woche als kleiner Hilfsarbeiter, und 55 Dollar zahle ich im Monat für Kost und Logis. Ein Schönes hat's: ein kanadischer Kollege nimmt mich jeden Morgen im Auto mit; habe nämlich ein möbliertes Zimmer ganz weit draußen. Aber übrig bleibt mir halt gar nichts – kostet alles so sakrisch viel dahier ..." „Wo sind Sie her?" „Aus Salzburg halt ..." – melancholisch, als ginge der Blick über die Wände des Kellerraumes hinaus in eine weite Ferne, schauen seine braunen Augen, weder recht interessiert noch besonders abweisend, durch mich hindurch – dann glitzern sie verräterisch ... Er erhebt sich langsam, reiht sich in die Schlange am Buffet ein und verzieht sich dann mit der giftgrün schillernden Limonadenflasche, die er erstanden hat, in eine Ecke, wo er allein sein kann, traurig gegen die Wand gelehnt.

„Kann noch kaum ein Wort Englisch, der macht's nicht lange. Würde am liebsten nach Hause fahren, hat aber das Geld nicht. Na, wenn er uns nur nicht an Heimweh eingeht nach seinem Salzburg", sagt mit beinahe roher Sachlichkeit ein Sachse am Tisch, den die „laute" Krawatte und die übertriebene V-Form seines hellblauen Gabardine-Jacketts (als *latest Hollywood style* kann man solche Garderobe in den Schaufenstern der billigeren Kaufstraßen sehen) als anpassungsfähiger ausweisen.

„Na ja, da habe ich's besser", sagt mein Pilzzüchter. (Man läßt ihn das Wort führen, man erweist ihm beinahe Respekt, und es ist zu spüren, wie die Tischrunde ihn mit leiser Reserve betrachtet – wie wir es als Schulbuben mit dem Musterschüler der Klasse hielten ...) „Ich habe ein hübsches Ein-Zimmer-Häuschen bezogen, das steht auf dem Grundstück der Gärtnerei, wo ich arbeite – und es kostet mich nichts. Familienanschluß hab ich auch – wir essen alle an einem Tisch mit dem Chef. Kommen Sie doch mal raus, er freut sich sicher. Ist auch ein Deutscher, aber schon lange in Kanada. Ja, der hat's weit gebracht – hat auch feste gearbeitet und feste gespart ..." Dies wiederum mit Tonfall und Blick des Musterschülers – ein wenig trotzig fast an die Kameraden gerichtet. Ich notiere eine Adresse und verabschiede mich.

2. Romeo und Julia - und ihre Lohntüte

Am nächsten Morgen erwache ich erst spät, fast geht es schon auf Mittag zu. Ich fühle mich an allen Gliedern wie zerschlagen und brauche lange, mich in meiner neuen Umgebung zurechtzufinden.

Da ist ein kratzendes Gefühl im Hals – nun, man läßt nicht ungestraft das Fenster offen im kanadischen Herbst, wenn man monatelang die Luft der Südsee geatmet hat. Halbbetäubt erledige ich das Zeremoniell der Morgentoilette, suche mir ein Automatenrestaurant – vielmehr eine *Cafeteria,* wie man die praktischen Schnellabfütterungsstellen hier nennt –, und muß dreimal zum Kaffeeschalter zurücktrotten, um die Tasse neu zu füllen, bis es mir gelingt, etwas Klarheit in meine Gedanken zu bringen. Richtig, die „Pazifische National-Ausstellung"! Hatte ich nicht etwas in der Zeitung gelesen von ausgestellten Nazi-Souvenirs und von einem echten Totempfahl? Heute am Sonnabend-Nachmittag wird sicherlich Riesenbetrieb dort sein – gerade das Richtige für eine Kamera, die hungrig ist auf Farbe, Leben und Menschengewimmel ... Aber bis dahin?

„Was ist denn los bei euch hier, gibt's irgend etwas Interessantes zu sehen in der Stadt übers Wochenende?", so frage ich beiläufig den *bus boy,* dessen Aufgabe es ist, das benutzte Geschirr – geholt hat es der Gast selbst am Buffet – abzuräumen. „Wo kann man denn ein bißchen rausfahren, Menschen sehen – oder wo geht man denn spazieren am Sonnabend-Nachmittag in Vancouver?" Ratlos schaut mich der junge Bursche an. Seine kräftigen Hände sind sonnengebräunt, und die breiten Schultern scheinen sich im Konfektionsanzug unbehaglich zu fühlen. *„I am sorry, Sir"*, kommt es zögernd, und am Akzent erkenne ich den Landsmann. Ich wiederhole mein Anliegen auf deutsch.

Der *bus boy,* der erst so peinlich berührt schien angesichts der Pflicht, zu seinem bescheidenen *job* auch noch englische Konversation zu machen, sprudelt nun in leicht frankfurterisch gefärbtem Dialekt heraus: „Ich bin selbst erst ein paar Tage hier. Es kommt ganz drauf an, wie weit Sie heute noch fahren wollen mit Ihrem Wagen ... Was, Sie haben kein Auto? Ja, mein lieber Mann, was machen wir da? Wissen Sie was? Gleich muß meine Braut kommen – wir haben auch noch keine *car* – da machen wir's wie alle Deutschen hier: Sonnabend-Spaziergang im Stanley-Park. Kommen Sie doch mit!"

Ich hole mir noch einen Kaffee, mein Freund macht sich irgendwo im Hintergrund ausgehfertig. Als er wiederkommt, weist er, noch ehe wir die große Glastür durchschritten haben, auf eine elegante junge Dame, die auf der anderen Straßenseite angelegentlich die Schottenkostüme im Schaufenster der *Hudson's Bay Company* betrachtet.

Als die Vorstellung auf englisch vor sich geht, bemerkt mein Freund, wie ich stutze, und

reckt sich, ganz stolzer Besitzer: „Ja, ich bin einer von den wenigen – hab Glück gehabt – ich hab mir schon eine kanadische Braut geschnappt. Sie haben sich sicher schon gewundert, wieso ich da als Pikkolo rumsause in so einer schläächten *Cafeteria* – ich hoffe, bald hat sich's ausgepikkolot ..."

Der schnoddrige Ton, das ist leicht ersichtlich, ist lediglich Tarnung für tiefere Gefühle. Eine echte Liebesgeschichte, das sieht man auf den ersten Blick ... Sie entfaltet sich in einiger Ausführlichkeit vor mir – zwei Drittel auf deutsch von meinem Begleiter zur Linken erzählt, ein Drittel in eingeworfenen englischen Sätzen von meiner Nachbarin zur Rechten, während wir uns einen Weg durch das feiertägliche Menschengewimmel bahnen, das sich auf den breiten Wegen des Parkes schiebt und drängt. Eine Liebesgeschichte ohne Romantik, so will es scheinen – eine wichtige Rolle spielen *job*-Überlegungen und Verdienstzahlen, die die jungen Leute mir auseinandersetzen –, aber doch die gleiche alte Geschichte, die ewig neu bleibt ..., hier versetzt in eine Atmosphäre kanadischer Nüchternheit, zielstrebiger Verschlossenheit der Einwanderer von gestern – und sachlicher, mutiger Unternehmungslust des Einwanderers von heute.

Romeo und Julia im Holzfällerstädtchen also – aber erst höre ich mal den Anfang. „Eigentlich tut's mir leid, daß ich das *Camp* nicht mehr sehen soll. Wissen Sie, das war auf der Insel Vancouver, da vor der Stadt Vancouver liegt sie im Meer. Was sage ich: Insel. Uns allen kam sie vor wie ein Land für sich, viel größer als Hessen ist sie bestimmt. Und wie zu Hause kam's mir vor, als ich damals im Bus durch die Insel fuhr. Wunderbare Nadelwälder, ganz gute Straßen, hübsche Städte und Dörfer an der Küste – bloß so wenig Menschen! Da gehst du nicht so bald wieder weg, so dachte ich mir, wenn's mit der Arbeit einigermaßen hinhaut." „Und das hat nicht geklappt?" „Waas? Nicht geklappt? Wunderbar sogar! Na also, Sie wissen ja, wie's zu Hause war. Wie ich eigentlich Lehrling und Geselle hätte spielen sollen, da war ich im Krieg und in der Gefangenschaft. Gelernt hat man da ja auch allerhand" – ein Augenzwinkern zu mir hin – „und nach der Rückkehr bin ich eigentlich nie lange arbeitslos gewesen – aber es war nie was Richtiges, und zu einem ordentlichen Motorrad, so einer 250er mindestens, dazu hat es nie gelangt. Na, da bin ich hier rüber. Wie's den meisten Kumpels ging: Erst haben wir Maul und Nase aufgerissen, was wir als Ungelernte im Sägewerk verdienen konnten, und ... Was, wieviel wir da verdient haben? Grundlohn von 1 Dollar 46 bis 1 Dollar 66 die Stunde. Am meisten kriegt der *shovel operator,* 2 Dollar 30 die Stunde. Aber da kommt man nicht ran als Neuling. Nein, für uns waren das wichtigste die Akkordlöhne, die machen erst das Kraut richtig fett. Da gibt's Leute, die verdienen ihre 600 bis 700 Dollar im Monat – aber so einen Posten erwischen wir Neuen nicht auf Anhieb ..."

„Da werden Sie also – na sagen wir mal: so ein bißchen weggebissen von den Alteingesessenen?" „Nein, das kann man wirklich kaum sagen. Natürlich kommt so was schon mal vor. Bei uns war mal ein Kanadier, nicht gerade der Geschickteste, dem hat man immer nur Gelegenheitsarbeiten gegeben, und der hat sich mal geweigert, unter einem Immigranten zu arbeiten – kein Deutscher, ein Pole glaube ich –, den der *foreman* zur Aufsicht über fünf Arbeiter eingesetzt hatte ... Am anderen Tag hatte der bockbeinige Kanadier seine Papiere. Nein, da ist man schon ganz gerecht. Und von uns Deutschen sagen sie immer: das ist doch Schwindel, daß die Kerle kein Englisch verstehen sollen ... Kaum erzählt man ihnen was und macht ihnen ein

paar Handgriffe vor, da haben sie schon alles kapiert, diese deutschen Teufelskerle . . ."

„Na, aber warum sind Sie denn tatsächlich dort abgehauen?" – Ich weiß es natürlich längst: die Ursache wandelt an meiner anderen Seite. Wohl ist die junge Dame damit beschäftigt, aus den englischen Brocken, die der junge Mann einfließen läßt, auf den Gang des Gesprächs zu schließen, aber daneben versäumt sie nicht, aufmerksam die Toiletten der Damen zu studieren, die sich im Strom der Spaziergänger bunt und vielfältig präsentieren: vom Kopftuch östlicher Herkunft bei den älteren Mütterchen über Schneiderkostüme bei den Damen mittleren Alters – meist offensichtlich das wohlbehütete „gute Stück", noch aus Europa mitgebracht – bis zu den burschikosen *teen-ager*-Moden im Texas-Stil, wie sie die Jüngeren mit Nachdruck akzeptiert haben. Das quirlt durcheinander wie nur irgendwo in Deutschland an einem Feiertag, sei es an der Binnenalster oder im drängenden Gewimmel des Hellabrunner Tierparks. Fast jeder Zweite um uns herum spricht Deutsch, und englische Gesprächsfetzen verschwinden fast im Durcheinander der slawischen, baltischen und ungarischen Konversations-Bruchstücke. Die junge Kanadierin, die ängstlich-belustigt ins Gewirr schaut – „so, das ist also meine neue Verwandtschaft" –, erläutert auf meine Frage das seltsame Phänomen, das die Vermutung nahelegen könnte, es gäbe keine Kanadier in Vancouver. „*Well,* ich habe mich auch immer gewundert, daß die Europäer so versessen sind aufs Spazierengehen. Ist aber ganz einfach: die haben alle noch kein Auto. Und wenn sie sonst ins Freie wollen – da gibt's keine Spazierwege, wie die bei euch zu Hause, von denen Fred mir so viel erzählt. Wir sind's gewöhnt, im Auto spazierenzufahren; Fußwege sind nicht vorgesehen. Und wenn wir das Grüne genießen wollen, dann packen wir die Picknick-Körbe aus und lassen uns nieder. Ich brauche doppelt so viel Schuhsohlen, seit ich Fred kenne."

Inzwischen hat Fred abwesend in die Baumkronen geschaut und nimmt einen neuen Anlauf zu seiner Erzählung, offensichtlich froh, vor einem neutralen Dritten einmal ausbreiten zu können, was ihn in so vielen schlaflosen Stunden beschäftigt hat – und was er zweifellos gelegentlich auch in der Bierrunde der Kameraden aus der Heimat mit allem Für und Wider unbeholfen erörtert hat.

„Warum ich weg bin? Vielleicht lachen Sie mich aus – meine Kumpels haben's oft genug getan. Es fiel mir sehr schwer, das Einleben in diesem Land, und so allein ... Ja, ja – ich weiß schon: ich soll froh sein, daß ich so schnell gute Arbeit bekommen habe, daß ich so prima verdient habe. Am Essen hat nie was gefehlt, wenn's auch manchmal ein bißchen langweilig war. Und gerade zuletzt im Sägewerk – nicht wie bei uns: mit 800 Arbeitern müssen Sie sich das vorstellen, Sperrholzfabrik dabei –, da hätte ich nicht wegzugehen brauchen. Der *foreman* hat mir erst vor ein paar Tagen erzählt, der Boss hätte ein Auge auf mich, und ein tüchtiger Junge könnte ja auch mal weiterkommen ... Na, vielleicht verstehen Sie's andersrum besser: Das erste Weihnachten hier draußen, da habe ich richtig geheult. Glauben Sie mir, da haben wir es uns in der Gefangenschaft schöner und gemütlicher gemacht. Am Heiligabend – ich war bei einer deutschkanadischen Familie einlogiert, und fromm waren die auch –, ja, da habe ich erst mal von acht bis zwölf gearbeitet. Dann gab's einen Truthahn, also soweit war's ganz schön – aber hinterher war Bier und Whisky die Hauptsache, und wie ich dachte, das Feiern geht endlich los, mit einem Weihnachtslied und so, da sind sie alle ins Kino gegangen ... Bald darauf

kam ich dann ins Sägewerk, und meine Wirtin dort hatte eine Nichte. Die kam oft abends rüber, und es war wunderbar gemütlich, wie wir da immer beisammen gesessen und Rommé gespielt haben jeden Abend. Bald habe ich dann angefangen, sie abends nach Hause zu bringen – zuerst wollte sie das gar nicht haben –, und mit der Zeit haben wir dann wohl auch ein paar Umwege dabei gemacht ... Die Tante war immer lieb und nett – aber die Mutter war auf einmal böse. ‚Was hast du dir da zugelegt: einen lächerlichen Einwanderer' – das sagt sie, die selbst erst vor dreißig Jahren aus Litauen gekommen ist! Ich will's kurz machen: Der Katie haben sie zu Hause das Leben zur Hölle gemacht, und da hat sie sich dann plötzlich acht Tage lang nicht mehr bei der Tante sehen lassen. Und vor vier Tagen kriege ich einen Brief aus Vancouver: ‚Ich bin weg von zu Hause. Eine Freundin hat mir einen *job* als Kassiererin besorgt. Wenn Du's ernst meinst, komm her.' Gerade so, wie ich's Ihnen jetzt sage, kurz und knapp. Na, da war wieder eine schlaflose Nacht fällig. Die Kameraden haben alle abgeraten am nächsten Morgen – und wieder am nächsten Morgen saß ich im Bus nach Vancouver. Der Boss hat nicht schlecht geguckt, aber dann hat er keine Schwierigkeiten gemacht."

All diese Sätze, holpriger herausgebracht, als sie hier auf dem Papier erscheinen, hat er an mich gerichtet, aber sein Blick wandert immer wieder zu einem anderen Gesicht. Zu den Augen, die, auch wenn das Mädchen seine Worte nicht alle versteht, in gläubigem Vertrauen zu ihm aufsehen.

Einen letzten Beweis, mehr wohl um sich selbst als um mich zu überzeugen, glaubt er noch schuldig zu sein. Das einfache „Wir haben uns nun mal lieb" ist's nicht, das er wohl zu Hause als selbstverständlichen Schluß vorgebracht hätte.

„Und deshalb haben Sie mich heute mittag als *bus boy* kennengelernt. Na, in Kanada macht das nichts. Die *Cafeteria* ist immer unser Nothafen, und jeder Kumpel macht's ebenso: Wenn nicht gleich ein richtiger *job* da ist, dann tragen wir die Schüsseln und Tassen ab im *White Tower*, das sind die Schnellrestaurants mit den unzähligen Filialen. Da braucht man keine Sprache, man hat zu essen – und ein möbliertes Zimmer kann man sich schon leisten vom Lohn. Katie hat schon *contacts* gemacht – ich hab sicher bald wieder einen guten *job*. Wir haben's uns genau ausgerechnet: Ich kann mit mindestens 200 Dollar rechnen im Monat, sobald ich wieder was Ordentliches habe. Katie kriegt 150 – und 160 brauchen wir beide zum Leben. Nun, sagen Sie selbst: Da kann man's doch riskieren?"

Damit hat er mir – und, was wichtiger ist, sich selbst – sein Glück endgültig bestätigt. Da der Nachmittag schon fortgeschritten ist, empfehle ich mich. Ich gebe vor, die „Pazifische National-Ausstellung" könne nicht länger auf mich warten.

3. Schaufenster des pazifischen Kanada

Ich bin herzlich enttäuscht. Pazifische National-Ausstellung! Was die Zeitungen als „Querschnitt durch die Ergebnisse des Gewerbefleißes“, als „ein Bild von den hochstrebenden Plänen einer der blühendsten kanadischen Provinzen“ ankündigen, das ist in Wirklichkeit ein gigantischer Rummelplatz. Ob ich „Original Pariser Ballett“ anschauen, die neuesten Suppenwürfel probieren oder ein Los nehmen soll, um ein Eigenheim zu gewinnen, ob geschminkte Clowns mich zum Besuch des großen Drei-Arenen-Zirkus locken (gutsituierte Bürger in Wirklichkeit, aber Angehörige einer Wohltätigkeitsloge, die den Zirkus zugunsten von Kinderkrankenhäusern betreibt) – oder ob ich eingeladen werde, meinen Magen mit Pepsi-Cola, *Weiners* (lies: Wiener Würstchen) und Türkischem Honig anzufüllen – zunächst sehe ich überhaupt nichts, was durch Eigencharakter oder bodenständige Farbigkeit etwas spezifisch Kanadisches darstellen könnte. Wo ist ein wenig kanadisches Brauchtum?, so frage ich mich verzweifelt im Interesse der untätig vor der Brust hängenden Kamera. Ach, gebt mir einen kleinen, einen winzigen Abglanz des Sich-Regens und Arbeitens, das hier einen gewaltigen Teil unserer Erde umkrempelt, das aus einer ungeschlachten Landmasse die Heimat einer jungen Nation macht!

Die Füße schmerzen bereits, da kann ich endlich feststellen: Neben neun Zehnteln, die sich aus bedeutungslosem Jahrmarktsrummel und provinzieller Gewerbeausstellung zusammensetzen, existiert doch hier und da ein Körnchen Bezeichnenderes. Da ist zuerst die *„Hobby-*Ausstellung“, wo jeder, der in Britisch-Kolumbien seine Freizeit mit Intarsienschneiden, Schiffsmodellbau oder Sofakissenhäkelei verbringt, Proben seiner „Kunst“ ausstellen darf. Eine Orgie des Kitsches, stolz dargeboten – und von einem endlosen Besucherstrom mit unzähligen *„Ah!“* und *„Oh!“* und *„How perfectly lovely!“* applaudiert. Bezaubernd lediglich die maßstab- und naturgerechten Modelle der Pionierwagen, die einst die Wildnis erschließen halfen. Und nicht zu vergessen die Verbeugung vor den Ureinwohnern des Landes: Auf einem Podium ist einer der letzten Küstenindianer, die diese Kunst noch beherrschen, damit beschäftigt, aus einem respektablen Baumstamm eine Totemfigur herauszuhauen – eine jener grotesken Übereinanderhäufungen von fratzenhaft verzerrten Menschen in Tiergestalt (oder soll man sie Tiere in Menschengestalt nennen?), wie sie in majestätischer Wildheit eine Art Wappenpfahl darstellen für jene Indianersippen, die sich im Zeichen der Verehrung eines Tieres der heimischen Natur zusammenschließen. Nachdenklich und verwundert bleibt der eine oder andere stehen vor den Fratzen, die da aus dem Holz drängen, aber die Masse schiebt und drückt sich verzückt vor den Nippes, den Kreuzsticharbeiten und Sonnenuntergangs-Gemälden der Amateurkünstler.

Tatsächlich: in einer Ecke hängt eine reichgestickte Standarte der deutschen Luftwaffe aus dem jüngstverflossenen Weltkrieg. Darunter eine Sammlung von *war souvenirs* – vom Bannführer-Dolch und der Pistole 08 bis zu einer kompletten Zusammenstellung deutscher Orden und Ehrenzeichen. Während der zehn Minuten, die ich mich in der Nähe aufhalte, sehe ich nur zwei Buben, die länger da verweilen als für einen kurzen und gelangweilten Blick. Die Art, in der die Erwachsenen der Vitrine rasch wieder den Rücken zuwenden, sagt deutlich: Wer will davon noch etwas wissen?

Armee, Marine und Luftwaffe Kanadas haben eine Mischung von Spielzeugdorf und Miniatur-Manöver aufgebaut. Winzige Modell-Eisenbahnen rollen durch ein kriegsmäßig hergerichtetes Gelände, eine Seeschlacht wird in einem großen Wasserbassin von Miniaturschiffen ausgetragen, die grauhaarige Obermaate mit Drähten lenken. Daneben stehen Flakgeschütze und ein Jagdflugzeug, mit Trauben von Buben behängt, die an jedem Rad kurbeln, in jeden Führersitz kriechen dürfen – und eine dampfende Feldküche demonstriert appetitliche Verlockungen für die jungen Leute, die als Freiwillige (Dienstpflicht gibt es nicht) für die kanadische Armee gewonnen werden sollen. Denn das ist natürlich der Sinn aller Spielereien. Aber ... Dort, wo die begeisterten Schaulustigen den Spielplatz verlassen, da steht, breitbeinig in die Erde gepflanzt wie ein „Spieß" beim Appell, ein weiblicher Feldwebel – dazu zwei Helferinnen, erwartungsvoll hinter dem Schreibtisch eines improvisierten Büros postiert. Plakate in appetitlichen Farben, mit patriotischen Schlagworten bedruckt, rufen nach Freiwilligen für die kanadischen Streitkräfte.

Ich lungere eine Weile in der Nähe. Alle die jungen Burschen, die von den Spielzeugwaffen nicht wegzubringen waren, schleichen scheu vorbei ... Nicht einen sehe ich, der sich auch nur auf ein Informationsgespräch mit den Rekrutenwerberinnen einließe ... (Einige Tage später, auf dem Flug nach der Insel Vancouver, lese ich in der Zeitung, daß Kanada als NATO-Nation noch nicht 100 000 Mann unter Waffen hat und die tatsächliche Zahl um 50 Prozent erhöhen müßte, um den als Mindestsatz betrachteten Stand von 1 Prozent der Bevölkerung zu erreichen. Daher also die Verwendung uniformierter Helferinnen für Verwaltungs- und Werbemaßnahmen. Die männlichen Rekruten werden an der Waffe gebraucht! – Später übrigens, in Winnipeg, finde ich in einer deutschsprachigen Zeitung Kanadas ein Inserat, das sich an die deutschen Einwanderer wendet. Unter einem Bild mit einem Text, der die moderne Ausrüstung der kanadischen Armee preist, steht ein Aufruf an die „Neu-Kanadier", der mit den Worten endet: „Schließt euch der *Canadian Army Active Force* jetzt an!")

Erschöpft – und fast schon resigniert – lehne ich noch am Eingangspfosten des *Army Camp*. Da: Jene Hallen dahinten, etwas abseits, die kenne ich noch nicht! Und nun kommt die Belohnung für unermüdliches Trotten, für stundenlanges Schieben- und Stoßenlassen ... Ich entdecke echtes Kanada. Warmer Tierdunst schlägt mir aus der ersten Türe entgegen, die ich durchschreite. Und dann marschiere ich kilometerweit durch Stallreihen, angefüllt mit dem Edelsten, das eine hochentwickelte Rinder-, Pferde- und Schafzucht zu bieten hat. Freudig begrüße ich die schwarzweißgescheckten Beefsteak-Gebirge meiner Landsleute, der prämiierten „Holsteins", Kühe wie Bullen; ich bewundere ihre kleinen Verwandten, die Jerseys und Guernseys, die, vergleichsweise zierlich wie Rehe, großäugig dem Fremdling nachschauen. Das

muht und wiehert und blökt, das wird gestriegelt und pedikürt und von Preiskommissionen mit kritischen Blicken gemustert. Hier habe ich zum ersten Mal das Gefühl, den Realitäten des Landes Auge in Auge gegenüberzustehen. Denn eine der soliden Grundlagen der kanadischen Wirtschaft sind nach wie vor die Erzeugnisse seiner Landwirtschaft. Und nicht nur der Weizen! (Davon zeugen auch die Riesenberge bunter Fleischkonservendosen, die sich in den Tagen, da ich dies schreibe, in den Schaufenstern der Lebensmittelgeschäfte von München stapeln. *Canadian Porc* steht auf den bunten Zetteln.)

Ich kann mich nicht losreißen vom Schauspiel der Tiere (und der raffinierten, unheimlich klinisch anmutenden Melkmaschinen, die um diese Abendstunde überall in surrende Tätigkeit treten) – gerade weil sie keine zur Belebung des Bildes oder zum Amüsement zur Schau gestellten Zootiere sind, sondern „Gefolgschaftsmitglieder“ des Großbetriebes, den ich erleben will: der kanadischen Wirtschaft. Wie das Räderwerk in Gang gehalten wird, entdecke ich in der Junioren-Abteilung. „Landjugendbewegung“, so würde man wohl bei uns den Rahmen des bezaubernden Schauspiels nennen, das ebenso ernsthaft-eifrig wie tapsig-reizend in und zwischen den Ständen des Jungviehs in Szene gesetzt wird. Keine x-beliebigen Kälber und Jungpferde warten hier auf ihre Richter. Es ist offenbar, daß jedes einzelne Tierlein Gefährte und Schützling eines jungen Menschen ist. Burschen wie Mädchen in den gleichen Farmerhosen, den gleichen karierten Hemden sind, Stroh im Haar und Striegel in der Hand, um ihre Lieblinge bemüht. Aus aufgefangenen Gesprächsfetzen erfahre ich, daß die jungen Farmer (auf 15 Jahre schätze ich den Altersdurchschnitt) Jungtiere, die ihnen gehören – oder sogar, im Fortschreiten der Jahre, kleine Herden – auf eigene Rechnung aufziehen. „370 Dollar Überschuß haben meine Guernseys im letzten Jahr gebracht. Es ist wahr, der alte Mann läßt mir das Futter etwas billiger, soweit wir es selbst bauen. Aber ich hatte auch Glück mit dem Preis für den Jungstier – ihr wißt schon, Beatus, der letztes Jahr die Silberne Medaille machte. Ich spare jetzt erst mal noch ein bißchen, ehe ich mir ein Auto kaufe. Es wird zwar ohnehin nur zu einem gebrauchten reichen – aber ich will doch wenigstens eins mit Drahtspeichenrädern, die finde ich so *smart* ...“

Als seien alle meine heimlichen Wünsche, die Ausstellung möge mir einen tiefen Blick in echtes, heutiges Kanada schenken, ans Ohr der Verantwortlichen gedrungen – so stehe ich, die Viehhallen endlich bei Dunkelheit verlassend, plötzlich vor einer erleuchteten, aber noch leeren Freilichtbühne. Der Zuschauerraum füllt sich langsam, sehr langsam (das grelle Durcheinander-Gedudel des nahen Rummelplatzes scheint stärker zu locken), doch meine Neugier ist erwacht. Denn huschte da nicht eben eine junge Geisha über die Bühne, wie in einem Fangspiel gefolgt von einem vielleicht neunjährigen Buben in Schottentracht, vorschriftsmäßig mit Röckchen in echtem Tartanmuster und allem Zubehör ... Was geht hier vor? Für eine Jahrmarktsdarbietung sind die Kostüme zu echt und die Kinder zu unprofessionell.

Anderthalb Stunden lang folge ich nun (und mit mir eine ständig wachsende Zuschauermenge, die sich bald außerhalb der knappen Sitzreihen zu Dutzenden gestaffelt auf den Zehen reckt) einer Darbietung, die, anfängerhaft-rührend durchgeführt, einen Einblick in eine fremde Welt auf Kanadas Boden bietet. Und damit zugleich ein überaus ermutigendes Stück Kanada.

Ungleich der Übung in manch anderem Land, das streng und stirnrunzelnd vom Ein-

wanderer verlangt, daß er möglichst schon beim Betreten der neuen Heimat seine eigene Sprache und Sitte ablege, ist es hier ein Vertreter der kanadischen Regierung, der ans Mikrophon tritt und seinen Landsleuten, die vor der Bühne sitzen, gut zuredet. Sie haben aus reiner Neugier auf den Bänken Platz genommen (oder weil die Füße schmerzten?) und schauen nun teils skeptisch, teils verblüfft auf die bunte Parade hinter dem Redner, der ihnen erzählt, wie glücklich Kanada sich schätzen dürfe, ein Magnet zu sein für Arme und Verfolgte oder auch Nur-Unternehmungslustige aus so vielen Völkern der Erde, die hierher kommen – nicht nur, um mitzuzehren aus dem unerschöpflich scheinenden Riesentopf seiner natürlichen Reichtümer, um teilzuhaben am „hohen Lebensstandard" (ein Wort, das nie fehlen darf) – sondern die auch, und nun merkt auf, kanadische Mitbürger, eine reiche Erbschaft mitbringen aus Ländern starker, älterer Tradition, welche auch für uns . . . Die Worte rauschen vorbei wie die jeder gutgemeinten Festrede, aber die bunte und glitzernde Pracht im Rücken des Redners zieht alle Blicke auf sich.

So gut ich es vermag, versuche ich die Trachten zu identifizieren. Die jungen Mädchen in weißen Röcken und roten Miedern dürften Schwedinnen sein. Die Kinder im *kilt* erkennt auch der hinterwäldlerischste kanadische Schuljunge als Schotten, hat sich doch hier im Nordwesten der Neuen Welt, der so viele Söhne des kargen Hochlands angezogen hat, schottische Tradition seit der Erschließungszeit einen festen Platz bewahrt. (Im Telephonverzeichnis jeder kanadischen Stadt wie in der geschriebenen Geschichte des Landes wimmelt es von Namen, die mit Mac . . . beginnen.) Das junge Mädchen in der mit geometrischen Mustern bestickten Volkstracht unter bänderflatternder Blumenkrone mag lettische oder litauische Eltern haben, die massive Frau neben ihr vertritt die Ukraine, das sieht man sofort am in reichstem Rot bestickten Rock und der ebenso verzierten Bauernbluse. Und da stehen sie, zuchtvoll die weißbesockten Zehen nach innen gestellt, wie es die gute Sitte im fernöstlichen Inselreich befiehlt – die zierlichen Japanerinnen, alle im Kimono in Farben des Frühlings mit großblumiger Musterung, so wie sie ihrer Jugend zukommen. Kanada ist auch ein Land des Pazifik! Als sollte die Spannweite der Völkerbrücke demonstriert werden, die das jüngste Wachstum des Landes trägt, so folgt nun japanisches Trippeln und Sich-Verneigen auf skandinavischen Reigen, Wiener Lieder auf polnischen Krakoviak.

Weit über die Sitzplätze hinaus drängen sich im Nachtdunkel jetzt Kopf an Kopf die Schaulustigen vor der indirekt beleuchteten Bühne. Wie immer bei Amateur-Aufführungen, zieht sich das Programm weit über das vorgesehene Maß in die Länge. (Die stattliche Zahl der Ukrainer im Publikum ist es insbesondere, die von ihrer Landsmännin, der üppigen Sängerin, Zugabe um Zugabe fordert.) So ist alles stumm und dunkel in der Ausstellung, als ich dann heimwärts wandere. Ich bin versöhnt mit der *Pacific National Exhibition*.

4. Vancouver: »Die schönste Stadt der Welt«

Sonntagmorgen in einer angelsächsischen Großstadt – als Fremder! Nichts ist beklemmender, nichts so geeignet, den gelegentlich auftauchenden Katzenjammer des Welt-Wanderers herauszulocken. Der Hotelportier ist besonders mürrisch; die Straßen sind völlig verlassen von Menschen und Verkehr; und in der riesigen *Cafeteria* ist nur jeder zwanzigste Tisch besetzt von hastig frühstückenden Nachzüglern, die aus irgendeinem besonderen Grund nicht bereits dem Sonnabend-Auszug ins grüne Wochenend folgen konnten. Ich habe das bedrückende Gefühl, in der Halbmillionenstadt der einzige zu sein, der keinen festen Weekend-Plan hat.

Was tut man, wenn keine Freunde da sind, die einen erwarten? Da steht der schwarze Zauberkasten, der als einziger helfen kann, vielleicht einen Freund zu gewinnen. Zögernd wähle ich die Nummer, die mir der Pilzzüchter im Alpen-Saalbau als die seines Chefs angegeben hat.

Ich habe noch keine drei Worte der diplomatischen Gesprächseinleitung heraus, die ich mir so sorgfältig zurechtgelegt habe, da unterbricht mich schon in bestem Berlinisch die Frauenstimme, die sich zuerst auf englisch am Telephon gemeldet hat: „Ach, Sie sind der Herr aus dem Alpenclub! Wir haben schon gestern auf Ihren Anruf gewartet. Wo stecken Sie denn? Kann mein Mann Sie gleich irgendwo abholen? Wie schön, daß es Sonntag ist, da können wir uns ordentlich was erzählen!" Aller Mißmut, alle Ungewißheit, wie der Sonntag auszufüllen sei, ist wie weggeblasen – was doch der mütterliche Ton einer Frauenstimme vermag!

Mit einem Schlag sehen die Straßen nicht mehr trostlos leer, sondern sauber aufgeräumt, ja heiter sonntäglich aus, durch die wir nun fahren – zuletzt eine Ausfallstraße entlang, die auf beiden Seiten von prächtigem Nadelwald gesäumt ist, aus dem nur hier und da behagliche Häuschen im Bungalow-Stil lugen.

Schließlich geht es mit Schwung eine kurzes Stück Waldweg bergauf, und mit kräftigem Tritt auf die Bremse kommt der große Wagen vor der Tür eines langgestreckten Holzhauses zum Stehen, das einen wohl an die Romantik deutscher Försterwohnungen erinnern könnte: mit blitzsauberen, aus kleinen Scheiben zusammengesetzten Fenstern, blühender Blumenpracht in den Kästen davor. Das gute Gesicht des Gärtners strahlt von Familien- und Besitzerstolz, als er ohne Umstände, nach kanadischer Art, seine hochgewachsene Frau und die zwei Buben mit den saubergelegten Wasserscheiteln vorstellt, und dann mit weitausholender Handbewegung sein Reich. „Kommen Sie, die heutige Ernte wird gleich vorbei sein. Champignons kennen keinen Sonntag! Dort drüben der kleine Schuppen: da haben wir angefangen. Und hier ist das große Pilzhaus, unser Stolz! Hier rein bitte – Vorsicht, ein bißchen dunkel zuerst – das Hinterteil, das Sie dort sehen, gehört Ihrem Freund!"



1. Die natürlichen Reichtümer Kanadas

wurden im Laufe der Jahrhunderte überaus langsam erschlossen. Im Anfang stand der Überfluß an Pelztieren, den die Wälder des Nordens bergen. Er ermöglichte das Aufblühen der Hudson's Bay Company, der ersten Organisationsform, die die Herrschaft des weißen Mannes in die Einöden der kanadischen Wildnis trug.– Auch heute noch leben und arbeiten Trapper in den Wäldern des Nordens. Im Bild: Thomas Cheechoo, ein Creek-Indianer, beim Abziehen eines Fuchspelzes.



„Grünes Gold" aus dem Walde: Kanada ist der Welt größter Erzeuger von Zellulose und Zeitungspapier. – Links: Holzfäller sind keine Hinterwäldler mehr, sondern Arbeiter einer modernen Industrie. Omnibusse bringen die helmbewehrten „timber men" zur Arbeitsstätte (oben). Riesige Traktoren schleppen die Stämme aus dem Wald (unten). – Rechts: Die bestbezahlten Holzfäller sind die „toppers", die in schwindelnder Höhe den Stamm von seiner Krone befreien, damit er sich nicht beim Fall in anderen Bäumen verfangen kann.





„Fettaugen auf der Suppe Kanadas", so hat man diese Flöße neuartiger Form genannt. Etwa 25 000 Baumstämme bilden, von einem Kettenkranz zusammengehalten, einen „Sack", der von Schleppern zur Zellulosefabrik gezogen wird.



Riesige Wasserkräfte harren noch der Bändigung in dem Land, dessen Flüsse und Seen sechs Prozent seiner Oberfläche bedecken. Die bereits genutzten Wasserkräfte, das „weiße Gold“ Kanadas, ermöglichten das verblüffende Wachstum der kanadischen Industrie in den letzten Jahrzehnten.







Die Weizenproduktion der Prärien, die außer den fünfzehn Millionen Kanadiern weitere hundert Millionen Menschen in 71 Ländern mit Brot versorgt, ist das Ergebnis einer hochmechanisierten Industrie. Kolonnen von Mähdreschern („combines“ genannt) lassen das Korn in nebenherfahrende Lastautos rieseln (oben rechts). – An den Verladungs- und Verschiffungszentren (unten: im Hafen von Halifax, Neu-Schottland) nehmen riesige Silo-Batterien das „Gold der Prärie“ auf. – Auch Gemüse- und Obstbau spielt eine große Rolle. Oben links: Chinesischer Tomatenfarmer in Britisch-Kolumbien.



Unermeßliche Erzschätze sind noch zu heben in den unbewohnten Einöden des Landes. Unser Bild bietet einen Blick auf jenen Teil Labradors, Ungava genannt, in dem vor wenigen Jahren die bisher größten Reservelager an Eisenerzen im nordamerikanischen Kontinent entdeckt wurden. Bald werden Labrador-Erze die allmählich sich erschöpfenden Lager der USA ersetzen.

Benommen von der schwülen Luft und dem modrigen, beißenden Geruch kann ich dem langen Bautechniker, dessen Oberkörper aus einem der Fächer des riesigen Regals auftaucht, nur stumm die Hand schütteln. Jedes der vermeintlichen Fächer im Regal ist ein Beet, angefüllt mit dem Endprodukt, das Hafer und Heu ergeben, wenn sie einen Pferdekörper durchwandert haben. Mattweiße Kugeln von einfacher bis mehrfacher Perlengröße durchbrechen die Nährschicht, die der Besitzer liebevoll durch die Finger rieseln läßt. In Körben, die hier und da hängen, sind offensichtlich die marktfertigen Pilze gesammelt; sie haben knapp die Größe eines Ping-Pong-Balls.

„Ja, die Feinschmecker von Vancouver schätzen unsere Champignons, und ihnen verdanken wir jetzt eine ganz behagliche Existenz" – der Besitzer hat mich beim Arm genommen und führt mich durch das Gelände der eigenartigen Gärtnerei, die, von ein paar Zierbeeten abgesehen, nur aus Schuppen besteht, in denen winzige Pilzsporen in Rekordzeit und in unermüdlicher Fruchtbarkeit sich zu Ping-Pong-Bällen aufblähen – und aus einem Misthaufen von so majestätischen Ausmaßen, wie ich ihn in meinem Leben weder vor- nach nachher je gesehen habe... Der Helfer, mein Junggeselle aus dem Alpenclub, führt mich stolz in das auf einer Anhöhe über dem Gelände liegende Häuschen, das er allein bewohnt. Vorraum, Küche, großes Wohnzimmer mit Blick ins Tal – sehnsüchtig wandern meine Blicke beim Abwärtssteigen immer wieder zurück – was für eine Studierstube! „Ja, ein bißchen kahl ist es ja noch", so erklärt in entschuldigendem Tone die Gärtnerin, „aber dieser Tage wollen wir ihm noch ein paar hübsche Sessel kaufen und Vorhänge und Bilder. Aber wenn er's gemütlich haben will, sitzt er ja doch meistens bei uns unten, wie unsere anderen Gehilfen auch."

Und wirklich: behaglicher könnte es zu Hause nicht sein, in irgendeinem Förster- oder Gutshaus in Deutschland. Das reichhaltige Mittagsmahl – der in der Gastwirts-Reklame abgegriffene Ausdruck „Wie bei Muttern" ist wirklich am Platz –, die ungezwungen-familiäre Unterhaltung, die immer wieder zwischen deutsch und englisch wechselt, lassen selbst mich, den jüngsten Eindringling, mit einem so nachdrücklichen Gefühl der Entspannung die Beine unter dem Tisch ausstrecken, als sei ich, verlorener Sohn, aus rauher Fremde in die warme Geborgenheit des eigenen Hauses, der eigenen Familie zurückgekehrt. Trotz der Zweisprachigkeit. Die erste Einwanderergeneration, so stellt sich heraus, drückt sich am zwanglosesten in der alten Muttersprache aus. Da ist das Gärtner-Ehepaar, der Flüchtling aus dem Riesengebirge, ein junger Assistent aus der Schweiz. Die Angehörigen der jüngeren Generation – das sind die beiden Söhne und zwei junge Schullehrerinnen mit deutschen Namen, die in einem der Obstbautäler im Hinterland der Küste zu Hause sind und auf einen Sonntag bei der befreundeten Familie hereinschauen – drücken ihre Meinung auf englisch aus, werfen aber tapfer ihr „Ja!" oder „Denkste!" in die deutschen Sätze der anderen ein. Alles, ohne daß auch nur eine Sekunde lang das Gefühl eines Bruches, einer Disharmonie aufkäme.

Die beiden Buben lassen keinen Zweifel aufkommen, daß sie wohl Deutschland romantisch fanden (*„beautiful scenery"* – sie haben im vergangenen Jahr mehrere Monate lang mit den Eltern im großen Familienauto das „alte Land" und halb Europa durchstreift), daß sie die Ruinen und den Wiederaufbau voll Mitgefühl und Interesse beobachtet haben, aber daß sie doch auch herzlich froh waren, den vielen Unbegreiflichkeiten des so verwirrend komplizier-

ten Kontinents entronnen und sicher wieder im geordneten und wohlbekannten Heimatland Kanada gelandet zu sein. Was den Eltern eine Heimat der Sehnsucht ist, die wiederzusehen sie mit allen Fasern des Herzens auskosteten, war für die Kinder ein Besichtigungsobjekt von einigem Reiz, ein exotisch-unverständlicher Fleck Erde, mit dem ihre Eltern zufällig vor langer Zeit einmal etwas zu tun hatten.

Als ich weiterforsche, um herauszufinden, welches der beherrschende Eindruck ist, den die Buben von Deutschland mitgenommen haben, bin ich betroffen von der klaren und einheitlichen Reaktion. Eine Empfindung ist es, die sich wie auf eine unbeschriebene Tafel in die Kindergemüter eingegraben hat. Einander in stockenden Erklärungsversuchen ablösend, in verschiedenartigen Ausdrücken, aber dem Sinn nach völlig gleich – stellen sie fest, daß sie nirgends in Deutschland ein Gefühl des Unbehagens losgeworden seien angesichts des grimmigen Strebens, um jeden Preis voranzukommen, das sie beobachtet haben wollen, und vor allem seiner Begleiterscheinung: der allgemeinen Lieblosigkeit, des Mangels an spontaner Hilfsbereitschaft, des Mißtrauens gegenüber dem unbekannten Nächsten ... Ja, so ungefähr, in unbeholfenen Worten drückten sie es aus ...

Und mit eifersüchtig-trotziger Spannung lauschen sie, wenn in der Sprunghaftigkeit, die solchen Gesprächen eigen ist, die Noch-Europäer, wie man die ältere Generation nennen könnte, hier und da ein kritisches Wort über kanadische Verhältnisse, oft nur die Andeutung einer skeptischen Einstellung, in das Gespräch einfließen lassen. Gelegenheit dazu ist geboten, denn wie in der ganzen Stadt, so ist auch hier das Thema des Tages ein mild ironischer Artikel, den ein brillanter Journalist aus Toronto, Pierre Berton, einst selbst ein Kind Vancouvers, in einem eleganten Journal über die Stadt seiner Jugend geschrieben hat, und dessen Quintessenz etwa folgende Sätze sind: „Mit einem wunderbar milden Klima, vom majestätischen Rahmen einer herrlichen Landschaft umgeben, hat Vancouver mehr Möglichkeiten als irgendeine andere kanadische Stadt. Aber betrachtet man lediglich den vom Menschen geschaffenen Teil, dann ist Vancouver genau so wenig ein erhebender Anblick wie irgendeine Präriestadt – und bei weitem nicht so freundlich ...“ Und: „Ich habe einmal in einem Artikel Vancouver DIE SCHÖNSTE STADT DER WELT genannt. Ja, in großen Buchstaben. Ich kam mir sehr ironisch dabei vor, und ich war sicher, diese mit den Händen zu greifende Übertreibung würde als Schmähung aufgefaßt werden. Im Gegenteil – Dutzende von enthusiastischen Briefen, darunter einer vom Bürgermeister, lobten die Akkuratesse, mit der ich ihre Stadt beschrieben hätte ...“

Ich habe am Morgen, im Bett noch, in der Zeitung die wütenden Tiraden der aufgeregten Bürger von Vancouver über diese „Beschmutzung des eigenen Nestes“ gelesen, und ich habe mir schon vorher, trotz der Kürze meines Aufenthaltes, ähnliche Gedanken wie Berton durch den Kopf gehen lassen – angesichts der katastrophalen Löcher, die ausgerechnet im Pflaster der *Main Street* klaffen, angesichts der überaus nüchternen, mühsam mit Neon-Reklame flottgemachten Holterdipolter-Fassaden der Hauptgeschäftsstraßen, und vor den krassen Gegensätzen, die heruntergewirtschaftete Holzhäuser im Schatten des einzigen wirklich monumentalen Gebäudes (wie immer in Kanada ist es ein Hotel) und vor der Kulisse der umgebenden Berge dem Beschauer bieten.

Der letzte Teil der Debatte hat sich bereits um den Spültisch in der Küche abgespielt, wo die männlichen Gäste zugreifen, der Hausfrau beim Geschirrsäubern zu helfen, und das Stichwort ist damit gegeben: Schauen wir, was Vancouver wirklich zu bieten hat!

Weite Strecken sind zurückzulegen, wenn man Vancouvers Sehenswürdigkeiten besichtigen will, denn das weitere Stadtgebiet, aufgesplittert durch Bucht, Fjord, Fluß und ihre Verästelungen, besitzt nicht allzuviel Brücken über seine Wasserläufe, und beim Hin- und Herchauffieren zwischen all den Schönheiten, wie sie den einzelnen Familienmitgliedern nacheinander einfallen, hat die Expedition immer wieder dieselben Brücken-Engpässe zu passieren.

Da ist eine von wohlgeordneter Sauberkeit blitzende Universität nach amerikanischem Muster, weitläufig zwischen Blumen- und Baumanlagen ausgebreitet, mit viel Raum zum Promenieren zwischen den Instituten und Hörsaalgebäuden und Verbindungshäusern.

Ein Museum finden wir (einst Mühle, auch als Rathaus und Postamt benutzt), das die Historie der Stadt in Bildern und Reliquien bewahrt. Sie wirken um so rührender, wenn man vergilbte Photographien studiert und entdeckt, daß etwa die verblüffendste Szene vor noch nicht sieben Jahrzehnten festgehalten wurde: wie inmitten von verkohlten Bretterbudenresten, neuaufgeschlagenen Zelten und überall im Boden verwurzelten Baumstümpfen ein besonders mächtiger Wurzelstock, auf dessen tischartiger Oberfläche sich schriftliche Transaktionen erledigen ließen, das Rathaus darstellte. Die Stadt, die ihre Entstehung der Tatsache verdankt, daß die mit unendlicher Mühe quer durch den ganzen Kontinent getriebene Eisenbahn hier, an der Wassergrenze des Pazifik angekommen, ihren westlichen Endpunkt erreichte, beendete nämlich ihre Tauffeier (auf den Namen eines britischen Entdecker-Kapitäns) im Jahre 1886 mit einer gewaltigen Feuersbrunst...

Sieht man solche Zeugnisse, die in Vancouver durchaus noch im Erinnerungsbereich der vielzitierten „ältesten Einwohner“ liegen, dann gewinnt man allerdings Verständnis dafür, daß die Bürger von Vancouver eine besonders intensive Abart von Lokalpatriotismus mit Stolz pflegen... Sie schauen, das fällt bald auf, ein wenig mißtrauisch nach dem „fernen Osten“ ihres Landes, wo im Parlament von Ottawa die politischen, an der Börse von Toronto die finanziellen Entscheidungen getroffen werden, von denen auch ihre Provinz Britisch-Kolumbien abhängt, die sich doch so gern als ein Reich eigener Art betrachtet...

Man will mir den sonntäglichen Stanley-Park zeigen – ich verzichte, denn ich habe den karussellartigen Kreislauf seiner Spaziergänger noch vom Vortag in verwirrender Erinnerung.

Aber die Totempfähle muß ich bewundern, die auf einer Halbinsel des Parkes, wenige Schritte vom Asphalt der Autostraße entfernt, von prosaischen Drahtgittern umgeben, aus ihren übereinandergestockten Fratzengesichtern höhnisch niederblicken auf die Bleichgesichter, die sich neugierig um sie drängen (ein paar Rothäute im Konfektionsanzug, Kamera umgehängt, sind auch dabei). Hier jagten einst hin und wieder einzelne Indianer jener Stämme, die an den Fjorden der pazifischen Küste eine überaus reiche, wenn auch oft bizarre Kultur entwickelt hatten: der Tlinkit, Haida und Kwakiutl. Ihre Flechtarbeiten, ihre Haus- und Jagdgeräte, so wie sie überliefert sind, zeigen eine ornamentale Kunst von hoher Vollkommenheit, und die farben- und formenfreudigen Riesen-Bildpfähle, aus mächtigen Baumstämmen gehauen, offenbaren eine Geisterwelt von wilder Phantasie. Sie wurden vor der Wohnstätte als eine Art

Wappenpfahl des unter dem Zeichen einer Tiergestalt vereinigten Clans in die Erde eingelassen.

Noch mehrfach begegnen wir auf unserem Ausflug in öffentlichen Parks diesen aus ihrer Waldwelt verpflanzten Zeugen der Vergangenheit, die mangels anderer Traditionen geradezu das stolze Symbol des heutigen Britisch-Kolumbien geworden sind. (In den folgenden Tagen werde ich ihnen noch viel häufiger begegnen, in den Andenkenläden von Vancouver und auch von Victoria, der in pseudo-britischer Tradition dahindämmernden Hauptstadt der Provinz. Von der in primitiver Fließband-Manier organisierten Herstellung der handgroßen Totempfähle aus Holz lebt heute manche Indianerfamilie. Die billigsten dieser Andenken allerdings, aus Kunststoff gefertigt, tragen den Stempel *Made in Japan*.)

„Und nun kommt unser Glanzstück – das modernste Vancouver." Damit fahren wir vom Stanley-Park auf majestätischer Brücke über eine Meeres-Enge. („Die längste Hängebrücke des britischen Empire", weiß der ältere der Söhne.) Aus dem Wagenfenster kann ich durch das Seilwerk der Brücke einen Blick erhaschen auf eine Szenerie, die an die behäbige Villenkultur an den Ufern des Züricher Sees erinnert: bezaubernde Häuser in dichtem Grün versteckt, die Wasserfläche davor von Vergnügungsbooten reich belebt, villenbesetzte Hänge darüber. „Ach, das ist nichts – das sind die älteren Häuser – warten Sie erst mal ab!"

Wie man bei uns dem Besucher prächtige alte Rathäuser oder Kirchenbauten, den Stolz der Stadt, andächtig vorweist, so prunkt man in Amerika mit Repräsentationsbauten neuzeitlicher Zweckbestimmung. *Park Royal* heißt der niedere, aber durch verblüffende Betonung zementweißer Horizontalen trotzdem wuchtig-eindrucksvolle Komplex. Er stellt ein Einkaufszentrum dar. Ihn zu studieren, ist zweifellos vergnüglicher als manch eine Rathausbesichtigung. Ein *Supermarket* lockt mit seinen fast kilometerlangen Regalen, die deshalb so gefährlich für die Geldtasche sind, weil man, ein leichtes Metallwägelchen mühelos vor sich hinschiebend, in viertel- oder halbstündiger Promenade nur immer wieder zuzugreifen braucht, mitten hinein in die Stapel raffiniert verlockender Glanzkarton- und Cellophanpackungen, der Büchsen und Ölpapierbehälter. In unglaublicher Vielfalt halten sie alles bereit, was man bei uns in Dutzenden von Gängen zu den „Läden gleich um die Ecke" und zu allerlei verstreuten Spezialgeschäften zusammentragen müßte. Das Neueste, was geboten wird, sind Packungen fertiger Mahlzeiten mit allen Zutaten bis zum Dessert, in Tief-Kühltruhen gestapelt und durch mundwässernde Triumphe der modernen Farbphotographie angepriesen. Den einzigen Mißton in dem von süß-sentimentaler Lautsprechermusik erfüllten Schlaraffenland geben die Registrierkassen, mit denen die Sperrforts vor dem Ausgang bestückt sind. Jeder muß durch einen dieser Engpässe gehen, und jeder muß auf den *cent* genau für jeglichen Griff in die Regale büßen.

Diese Ladenstadt ist entstanden als Antwort auf die Parkraumnot in den *City*-Geschäftsstraßen. Ein Parkplatz für 1000 Autos ist das Herz der Anlage, dieser neuen Form eines Gemeinschaftszentrums für mehrere Vorstädte, wie sie sich auch in Kanada nach dem Vorbild der USA immer mehr einbürgert. Nachdem es hier wie dort selbstverständlich geworden ist, daß die leidlich situierte Familie ein Haus im Grünen bewohnt und zwei Autos besitzt, birgt ein Weg von zehn oder fünfzehn Kilometern, den man zum *shopping* zurück-

legt, keinen Schrecken mehr. Vorausgesetzt, daß man mit Parkraum rechnen kann – und mit Läden aller Art, in denen man bei einmaligem Parken alles kaufen kann, was der Haushalt für ein paar Tage oder eine Woche braucht. Das Heim hat sowohl einen Kühl- wie einen Tiefgefrierschrank, und so ergibt sich das Einkaufsystem der Zukunft, das in der Neuen Welt schon weitgehend verwirklicht ist.

Park Royal liegt inmitten teurer Wohnviertel, und es ist außerdem eine beliebte Einkaufsstätte für Autotouristen aus den Vereinigten Staaten, die hier Souvenirs kaufen und jene britischen Waren – Wollstoffe, Strickwaren, Porzellan –, die in Kanada billiger sind als drüben. Deshalb wird ein wenig auch dem Ausflügler-Snobismus Rechnung getragen: In einem Café, das nach Boulevard-Manier auch Tischchen auf dem Gehsteig aufzuweisen hat, stehen so aufregende Delikatessen wie Froschschenkel oder Weinbergschnecken auf dem Menu; andere Schaufenster locken mit *Harris Tweed* und *Fair Isle*-Pullovern. Ich weiß nicht, ob ich erfreut oder peinlich berührt sein soll, als ich erfahre, daß man selbstverständlich auch die berühmtesten Schöpfungen deutscher keramischer Kunst führt: jene harmlosen, leicht kitschigen „Hummel-Figuren", die auf die versteckte Romantik der angelsächsischen Seele eine eigenartige Anziehungskraft auszuüben scheinen ...

„Und nun zu den *Properties*" – die Augen aller leuchten in andächtigem Lokalstolz auf, als der Familienvater den Wagen bergaufwärts steuert, zunächst durch Parkanlagen, die eines lordschaftlichen Besitzes würdig wären. Ich kann gar nicht rasch genug auf das Kreuzfeuer von Erläuterungen und ausgestreckten Fingern reagieren. „Alles japanische Kirschbäume, diese Allee hier – sollten Sie mal im Frühjahr erleben ..." – „Dort drüben haben wir an einem Sommerabend zwei Bären beobachtet – die kommen immer mal runter aus dem Wald da oben." – „Nein, das ist kein Schloß dort – das ist das Gebäude des Golfclubs." – „Warum das Ganze *British Properties* heißt? Weil die britische Brauerfamilie Guinness den ganzen großen Berghang für 75 000 Dollar gekauft hat; das muß vor zwanzig Jahren etwa gewesen sein. Und jetzt schätzt man das Gelände auf 15 Millionen." – „Na ja, da mußte aber auch allerhand reingesteckt werden – über dreißig Kilometer Straße allein, rauf und runter über 300 m Höhendifferenz." – „Die Schilder an jedem leeren Grundstück? Da steht der Preis drauf – sehen Sie dort: 1200 Dollar, dafür hat man auch keine Aussicht. Die teuersten kosten sieben- oder achttausend Dollar. Dann kriegen Sie aber eine Aussicht, die finden Sie auf der ganzen Welt nicht wieder ..."

Zum Beweis leitet man mich – ungeniert das Grundstück betretend – an die Mauer aus Bruchsteinen, die den Rasen um ein neuerbautes Haus gegen den Abgrund begrenzt. Der Abgrund hat beachtliche Ausmaße. Ganz Vancouver breitet sich in seiner Tiefe aus, dazu die Wasserflächen rings um die Stadt. In einem leichten blaugrauen Schimmer liegt zu unseren Füßen der Spiegel des *Burrard Inlet* mit den Hafenanlagen; Fährschiffe und Ozeandampfer ziehen behäbig ihre Bahn, das Gewimmel der kleineren Boote ahnt man mehr, als daß man es sieht. Die Gruppe der burgartigen Gebäude in der City – als echte Wolkenkratzer kann man nur wenige von ihnen ansprechen – zeigt an, wo das Herz des pazifischen Kanada schlägt. Rechts verdämmert blau die Georgia-Bucht, als dünnes Band schlängelt sich weit hinten der Fraser-Fluß meerwärts. Im Stadtbild unten flimmern schon erste Lichter auf, während die

Höhenzüge um uns noch im letzten Sonnenglanz eines scheidenden herbstlichen Tages liegen.

„Rasch jetzt, wir wollen uns noch Häuser ansehen, ehe es dunkel wird!“ Die Andacht, mit der nun Haustypen bewundert und diskutiert werden, mit fachmännischen Unterhaltungen darüber, wieviel wohl die Baukosten hier und da, wie hoch das Gehalt des Bauherrn sein dürfte, zeigt klar, worin die Krönung des in Kanada so ständig zu vernehmenden Ausdrucks *living standard* liegt: im Besitz eines behaglichen Familienhauses mit viel Rasen ringsum, mit höchst komfortablen Einrichtungen an Heizung, sanitären Anlagen und Elektrifizierung, die ihren Höhepunkt in der mechanisierten Küche haben, mit großer Garage für mehrere Wagen. Und vor allem: mit einem Modellentwurf für das Haus nach der jeweils neuesten Mode.

Denn wie die Autotypen jährlich wechseln, die einen weiteren Gradmesser sozialen Erfolgs bilden (in einer streng festgelegten Wertordnung vom europäischen Luxuswagen über den Cadillac bis hinab zu den „kleineren Wagen“: Ford und Chevrolet), so kann, wer im *smart set* mitreden oder auch nur dessen snobistische Gesetze nachäffen will, nicht heute ein Haus jenes Typs bauen, wie er im vergangenen Jahr Mode war...

Die Regeln für dieses Gesellschaftsspiel liefern die Vereinigten Staaten. Hieß vorgestern die Parole: „Nur *ranch house*“ (gekennzeichnet durch ebenerdig langgestreckte Anordnung), so ist im Jahr darauf das *picture window* das beherrschende Kennzeichen, ohne das „man“ nicht auskommen kann – jenes Prinzip, die Straßen- oder Aussichtsseite des Wohnzimmers als eine einzige riesige Glaswand zu gestalten, vom Boden bis zur Decke, was im gardinenlosen Amerika die offenherzige Darlegung des feierabendlichen Familienlebens bedeutet. Und im folgenden Jahr bereits muß man nach dem *split-level*-System bauen, also mit zwei verschiedenen Stockwerksebenen im langgestreckten Haus...

Ich denke an eine gewisse Dachwohnung in München, während der Wagen über die weitgeschwungenen Wohnstraßen langsam den Berg wieder abwärts rollt, meine Blicke schweifen sehnsüchtig umher, und ich frage etwas neidisch: „Na, wer kann sich so etwas schon leisten hier? Was sind das für Leute, denen so ein Anwesen gehört – zum Beispiel dort drüben das wunderbare Haus mit dem Schwimmbassin?“ – „Nun, sehr viele Leute kennen wir hier nicht, aber das weiß zufällig jeder: der Besitzer hatte ein gutgehendes Rennwettbüro; er hat sich jetzt von den Geschäften zurückgezogen... Das hübsche dort hinten? Das ist nur das Haus fürs Personal; gehört zu dem großen dort aus Holz, das sich einer unserer Waldbarone gebaut hat. Aber soviel wir wissen, sind's im allgemeinen keine Millionäre hier oben – hauptsächlich Rechtsanwälte, leitende Angestellte und dergleichen. Zufällig wissen wir auch von einem kleinen Buchhalter, der sich hier angekauft hat. Natürlich hat er nicht gerade eines der größten Häuser – es wird Ihnen vorhin gar nicht aufgefallen sein.“

Wir fahren noch eine Stunde durch Landhausviertel, die nicht so berühmt sind wie die *Properties*. Ein gesunder Geruch von Seenähe und herbstlichem Laub dringt durchs offene Wagenfenster, und ich kann nicht genug die vielen gemütlich-alten oder blitzend-neuen Familienhäuser bewundern, die sich in den üppigen Baumwuchs einschmiegen.

Und als der Wagen dann wieder vor dem Schmuckkästchen-Haus der gastlichen Familie zum Stehen kommt, sind mir Neid und Wehmut wohl ein wenig anzumerken. Der Gärtner legt mir den Arm auf die Schulter, wie ein älterer Freund, dann drückt er mich in einen Lehn-

sessel der behaglichen Stube. „Sie werden's meinen Buben angemerkt haben, wie stolz sie heute waren, daß sie jemandem in ihrer Stadt zeigen konnten, wie schön es sich in Kanada leben läßt, wie alles aufblüht ... Was mich angeht: ich habe mit den eigentlichen Ursachen unseres Nachkriegsaufschwungs nicht viel zu tun – ich besitze weder Ölquellen noch Gold- oder Uranbergwerke oder auch nur Aktien davon. Aber auch ich vermerke es dankbar, daß ich nicht genug Champignons herbringen kann für die Restaurants der Stadt; einfach, weil sie nicht mehr lediglich ein Luxusgenuß für reiche Leute sind ... In den letzten Jahren sind wir alle schön vorangekommen.

Aber eines muß ich Ihnen sagen: Wir Älteren können nicht so leicht vergessen, und uns steckt noch heute der Schock in den Knochen, den wir vor nun schon zwei Jahrzehnten erlitten. Ich habe noch die Zeit erlebt, als lange Schlangen vor den Suppenküchen standen, weil die Welt unsere Rohstoffe, unseren einzigen Export-Reichtum, nicht kaufen wollte oder nicht kaufen konnte ... Nun, ich will Ihnen die Erinnerung an einen schönen Sonntag in Vancouver nicht verderben. Aber glauben Sie mir: nicht immer ist es Kanada so gut gegangen ...

Sie haben ja heute im *Supermarket* gesehen, was es da alles an raffinierten Lebensmitteln zu kaufen gibt – und welche Mengen die Leute da wegtragen. Werden Sie es dann glauben, wenn ich Ihnen sage, daß praktisch alles, was wir für den Monat an Lebensmitteln kauften damals, eine Vierpfund-Dose *Crisco* war? Wissen Sie, dieses farblose, ganz billige Pflanzenfett ... Ich muß heute noch jedesmal lachen, wenn ich die englische Redensart höre: *They lived on the fat of the land.* Das haben wir nämlich getan, buchstäblich ...

Ich war in einer Gärtnerei beschäftigt und bekam 12,40 Dollar die Woche, wenn sie Arbeit für mich hatten – ja, reichlich zwanzig Jahre ist das erst her –, und heute verdient mancher junge Bursche an einem Tag das Anderthalbfache! Nun, es gab bei uns jeden Tag als Hauptmahlzeit gekochte oder gebratene Kartoffeln, und schon zum Frühstück Gemüse aus der Gärtnerei – daran hatten wir Gott sei Dank genug. Wenn's dunkel wurde, ging's in die Falle – denn für Petroleum reichte das Geld nicht! Ständige Arbeit war damals, in der Depression, überhaupt nicht zu haben.

Nun, da setzten wir alles auf eine Karte. Champignonzucht wollten wir einführen! Ein befreundeter Kanadier verpachtete uns einen leerstehenden Schuppen – im danebenstehenden Hühnerhaus richteten wir unsere ‚Wohnung' ein, mit Äpfelkisten als Mobiliar; meine Frau und ich arbeiteten 20 Stunden am Tag; und die erste Ernte war – eine Mißernte! Ich weiß heute noch nicht, woran es lag. Vielleicht war es eine Prüfung des Schicksals ..."

Aus jedem anderen Munde hätte der letzte Satz wie eine Lesebuch-Phrase gewirkt. Das ehrliche, keiner Heuchelei fähige Gesicht, die Augen mit jenem abwesenden Glanz, den die Versenkung in die Vergangenheit hervorbringt, die verarbeiteten Hände, die unbeweglich auf dem Tisch liegen – sie lassen einen solchen Gedanken gar nicht aufkommen.

„Meine Frau mußte – wir waren ja schon wochenlang ohne einen *cent* Verdienst – eine Stelle annehmen – 25 *cents* die Stunde! Wir waren froh und glücklich, daß sie überhaupt eine fand! Und ich schleppte von neuem Pferdemist heran – nur gut: damals kriegte man ihn umsonst –, und ich arbeitete wieder 20 Stunden am Tag – und dann ernteten wir! 50 Pfund am Tag! Die Arbeit! Die Aufregung! Heute haben wir an manchem Tag bis zu 1600 Pfund ...

Ja, und dann begann der Aufschwung auf eine Weise, die typisch ist für die gegenseitige Hilfe, die man sich in Kanada erweist – und, was Sie weniger glauben werden: für schottische Großzügigkeit! Wir hatten damals ,Scotch' als Nachbarn – einen alten Schotten, und der konnte sich gar nicht satt sehen an dem Wunder unserer Pilzfabrik – und gar nicht satt essen an Champignons ... Jeden Tag, nachdem einmal die erste Ernte in Gang war, sagte er zu mir: ,Stell dir erst mal vor, *lad*, was du für *money* machen könntest, wenn du noch einen richtigen Pilzschuppen hättest dazu – oder gar zwei! Paß auf, laß dir noch ein Pilzhaus bauen – aber wirklich groß und so, wie es sein muß nach deinen Ideen. Die Rechnung, die läßt du an mich schicken ...' Na, und nun wissen Sie, warum mir immer ganz wehmütig ums Herz wird, wenn jemand Witze erzählt über die Schotten und ihren Geiz. Weil ich immer an unseren guten alten ,Scotch' denken muß – der hatte immer besonders viele solche Geschichten auf Lager, und der hat selbst immer am meisten darüber gelacht ..."

Dann sagt er, wie um sich selbst aus einer Stimmung herauszureißen, die leicht rührselig werden könnte: „Na, und nun was anderes: glauben Sie, daß die hohen Löhne, die jetzt hier gezahlt werden, den Leuten besser bekommen?" Ich schweige, weil ich mir wirklich noch kein Urteil habe bilden können. „Nichts gegen Familien, die hier endlich ihren Kindern das bieten können, was ihnen in Deutschland vielleicht im Barackendasein versagt blieb – wir haben selbst so ein Camp gesehen drüben ... Aber manche dieser jungen Burschen! Da kenne ich einen Fall: Zwei Brüder, die zwei Jahre im Busch waren, hoch oben im Norden von *B. C.* Die haben natürlich klotzig verdient. Sie kamen zurück nach Vancouver – und was war das erste? Einen neuen *Cadillac de Luxe* haben sie sich gekauft. 8000 Dollar – Anzahlung die Hälfte. Hier in Vancouver sind im letzten Jahr ganze elf Stück von der Sorte verkauft worden: der von den Brüdern war dabei. Sie gaben an, sie fühlten sich wie die Millionäre – und dann war das Geld aus, und der Damm da oben war ja nun fertig – und so eine Arbeit gab's nicht gleich wieder ... Nun, und da mußten sie froh sein, daß ihnen der Autoverkäufer für ihre Anzahlung einen billigen Wagen gab und den Cadillac zurücknahm. Ich weiß nicht, ob sie für den neuen das Benzin bezahlen können – aber sicher bin ich, daß sie jetzt auf Kanada schimpfen ...

Und wenn ich so höre, wie manche Einwanderer sich erhaben fühlen: ,Och, diese Holzhäuser hier überall – und kein anständiges Theater – und kaum mal ein Konzert', dann muß ich immer dran denken, was ich erlebt habe, als ich in unserer Anfangszeit bei der Arbeitssuche mal nach Penticton geriet – das ist ein nettes Städtchen da oben im Okanagan-Tal, wo so viele deutsche Obstzüchter wohnen – die Mädels heut mittag sind auch aus jener Gegend. Da gab's damals einen deutschen Film: Mädchen in Uniform. Da sind meine Bekannten dort, die ganze Familie, die 17 Meilen hin und zurück zu Fuß gelaufen – das sind 50 Kilometer zusammen – bloß um die Bilder eines deutschen Films im Schaukasten anzusehen. Denn Kinobilletts konnten sie sich nicht leisten – das wären ja 25 *cents* pro Person gewesen ..."

11. Die jüngste Epoche der Erschließung Kanadas

wird symbolisiert durch den „Geigerzähler", jenes Gerät, das Radioaktivität anzeigt und – ebenso wie der Prospektor-Hammer – im Norden Kanadas schon nahezu zur normalen Haushaltsausrüstung zählt. Bataillone von Berufs-Prospektoren ziehen – meist als Einzelgänger, aber auch in wohlausgerüsteten Flugzeug-Expeditionen – durch die Wildnis, und Regimenter von Studenten, Verkäuferinnen und Büroangestellten benutzen ihre Freizeit, um sich ebenfalls an der Suche nach Erzvorkommen zu beteiligen.





In einsamer Wildnis von Britisch-Kolumbien entstanden Arbeiterlager für die Tunnelbauer, die am riesigen „Kitimat-Projekt“ für das größte Aluminiumwerk Kanadas arbeiten.

Die Pioniere unserer Zeit arbeiten und leben anders als ihre rauheren Vorgänger. Hubschrauber (oben) ersparen Straßenbau, indem sie Konstruktionsmaterial und Menschen zu unzugänglichen Baustellen auf Berggipfeln tragen. – Die moderne Arbeiterkantine hat nichts mehr mit der Romantik von Lagerfeuer und Blockhütte gemein.



Die „Hudson's Bay Company", einst Herrin eines Pelz- und Handels-Empire, stellt heute eine große Wirtschaftsmacht auch in der Erz- und Ölgewinnung dar. Ihre Niederlassungen, durch Traktorenzüge verbunden, sind die Stützpunkte für die Eroberung des auch heute noch fast unbewohnten Nordens (Bild oben). – In der langen Finsternis des Winters sind Karten- und Glücksspiele der Hauptzeitvertreib. Im Bild (unten): das harmlose, wohlgeregelte „Bingo"-Spiel der Ölarbeiter. Die „Pioniere" früherer Zeiten bevorzugten aufregendere Unterhaltung ...





Moderne Methoden bei der Erschließung der Wildnis. Die „Schlammkanone" (oben) sprüht wasservermischtes Stein- und Erdmaterial ins Tal, wo es bald zu einem Damm emporwächst. Rechts: Das Flugzeug ist heute das universelle Verkehrsmittel im „Hohen Norden". Auch Eskimos benutzen die Maschinen mit Selbstverständlichkeit.



Canadian Pacific Airli
RADIUM

Seit 1947 in Alberta sensationelle Ölfunde gemacht wurden, beleben dramatische Flammen- und Rauchsäulen die Einsamkeit der Prärie, wenn die Ölrückstände der Quellen verbrannt werden (unten). Rechts: Die Arbeiter, welche die Öltanks mit Aluminiumfarbe spritzen, schützen sich durch gespenstische Gesichtsmasken.



Oben: Die neuen Ölstädte in der kanadischen Prärie sind keine Wildwestsiedlungen, sondern werden nach einheitlichem Plan recht unromantisch errichtet. Im Vordergrund: Bohrköpfe, wie sie sich – am Ende des langen Bohrgestänges – durch die Erde fressen, auf der Suche nach ölführenden Schichten. – Rechts: Eine Ölraffinerie, die im Krieg in der Wildnis des Yukon-Gebiets errichtet wurde.





Ohne Fahrplan, ohne Schienen – so fahren heute „Züge" durch die Wildnis des kanadischen Nordens. Ein Traktor mit Räumschaufel zieht ein halbes Dutzend Häuschen hinter sich her, die auf stählernen Kufen montiert sind. Sie sind Wohnung und Laboratorium zugleich für eine Schar wetterharte Männer, die mit einer Art Echolot untersuchen, ob irgendwo in der Einöde ölführende Schichten zu vermuten sind. Erst dann kann man das ungeheuer kostspielige Bohren riskieren.

5. Wo finde ich den kanadischen Boom?

Was ich auch immer aufschlagen mochte an amerikanischen Zeitschriften, auf der Reise schon und besonders in Honolulu, immer wieder war ich auf dieses Wort gestoßen in den Artikeln amerikanischer Journalisten, die anscheinend in den letzten Monaten in Kompaniestärke über den 49. Breitengrad schwärmten und fassungslos von dem Ergehen des früher so uninteressanten Nachbarn berichteten. Was ist ein *boom?* Man kann dieses Wort weder mit Konjunktur so recht übersetzen noch mit dem Begriff „Aufschwung" alle seine Konsequenzen ausschöpfen. Es sei denn, man stelle sich etwas Allumfassendes, Gewaltiges darunter vor: einen Aufschwung, der nicht aus einer vorübergehenden Konstellation günstiger Umstände hervorwächst, der nicht lediglich an einem besonderen Punkt ansetzt, sondern der, aus vielen Impulsen gespeist, alle Schaffens- und Lebensgebiete eines Subkontinents anfeuernd durchdringt – mit der logischen Gewalt echter Bedürfnisse, tatsächlicher Geschehnisse, welche die Lebensgrundlagen, das Antlitz und den Charakter eines Landes nach und nach umgestalten.

Vor den Auswirkungen dieses *boom* stehe ich, wohin ich mich auch wende. Um beim Alltäglichen anzufangen: Da ist kaum jemand, der über schlechten Verdienst klagt. Selbst die *bums,* jene seltsamen Gestalten im Dämmerbereich zwischen Saisonarbeit und Landstreichertum, recken sich besitzbürgerhaft auf den Parkbänken, wo sie mit ihresgleichen endlos ihr monotones Garn spinnen, oder in den schäbigen Sesseln ihrer billigen Hotels, nach amerikanischer Sitte nur durch die Glasfront des Vestibüls vom Leben der Straße getrennt.

Als ich vor Jahren das erste Mal in Vancouver war, konnte man in der *East Hastings Street* keine drei Schritte vorankommen, ohne über fordernd ausgestreckter Hand das monotone Gemurmel zu vernehmen: „Wie wär's mit einem Groschen, Kumpel, hab das Übernachtungsgeld noch nicht beisammen ..." Wenn sie auch immer noch genau so gleichgültig, abgerissen und unrasiert auftreten, so liegt doch heute ein völlig anderes Selbstbewußtsein in der Haltung dieser Gestalten; und es scheint, als könnten sie, die gewohnheitsmäßig nur im Sommer hier und da einen leichten *job* beim Obstpflücken oder im Holzfällerlager übernehmen und dann vor dem Winter in die Wärme der Stadt ausweichen, jetzt das ganze Jahr hindurch ihre Halbexistenz von solchen Saisoneinnahmen fristen ... Wie absurd erscheint plötzlich der Gedanke, einem der Herrn einen Beitrag zur Finanzierung des Nachtquartiers anzubieten!

In den guten Restaurants von Vancouver drängen sich elegant gekleidete Gäste an der Tür, um auf das Freiwerden eines der Tische zu warten, obwohl die Preise unverhältnismäßig hoch erscheinen für das Gebotene. (Ich mache natürlich den Fehler, die Dollarsätze in Mark umzurechnen und mir dann in Gedanken vorzustellen, was für eine rauschende Menufolge ich mir dafür zu Hause kaufen könnte – statt eines nicht allzu üppigen *Vienna Schnitzel* ohne alles

Vor- und Nachher, wie ich es mir hier höchstens leisten kann ... Ein Fehler, obwohl die Nahrungsmittelrohpreise, rechnet man sie in Mark um, im Durchschnitt mit den unseren gleich sind. Es sind die Stundenlöhne der Köche und der Frauen, die das Gemüse putzen, welche die Preise festlegen. Sie erweisen sich als drei- oder viermal so hoch, drückt man sie in unserer Währung aus.)

Soll ich, das Große am kleinen Anzeichen messend, ein hübsch gedrucktes Papptäfelchen als Symbol für den gegenwärtigen Zustand werten, das ich im Fenster jener Filiale der *Bank of Montreal* entdecke, die im Erdgeschoß des größten Hotels von Vancouver ihren Kundendienst offeriert? Das Schild verkündet schlicht, ein jeder, der hier um Kredit nachfrage, erweise der Bank einen Gefallen ... – und Zweifler werden eingeladen, sich im Inneren vom Manager überzeugen zu lassen. (Der wohl doch nach Sicherheiten fragen dürfte ...)

Aber ich will keine Symbole, keine Symptome sehen – ich suche einen Ort, wo ich den *boom* mit Händen greifen kann!

Ich fliege über den Sund zur Insel Vancouver. (Nicht mit der Stadt gleichen Namens zu verwechseln; sie ist größer als manches europäische Land und beherbergt die prächtigsten Bestände schlagbaren Nutzholzes, die irgendwo auf der Welt existieren.) Der Bus führt mich durch weite Kahlschläge, dann wieder durch hallenartig erhabene Wälder aus Riesenbäumen nach Alberni – einem Städtchen, das mir als die *boom town* der Holzfäller gepriesen worden ist.

Zwar sind tatsächlich mehr als anderthalb Jahrzehnte vergangen – überrascht rechne ich es an den Fingern nach –, seit ich die Welt der Holzfäller, rauhes, muskelstarkes, grobfluchendes (und wohl auch ein wenig ungewaschenes ...) Männertum kennenlernte. Mit rohgezimmerten Blockhausunterkünften, schmuddliger, aber überreichlich dargebotener Kochkesselverpflegung – und mit Axt und Handsäge als Hauptwerkzeug. Aber was ich jetzt sehe, läßt mich doch die rauhen Zeiten zurückersehnen. Sie waren doch wenigstens romantisch!

Wollten sich früher die ebenso groben wie gutmütigen Gesellen vor Lachen ausschütten, wenn ich ihnen am abendlichen Lagerfeuer erzählte, wie der Förster im fernen Deutschland beinahe jeden seiner Bäume einzeln kennt und über ihn Buch führt, so ist heute auch Kanada im Begriff – und Britisch-Kolumbien geht darin voran –, seine Holzwirtschaft zu rationalisieren. Der Wald wird zur Fabrik. Ich sehe, wie die Holzfäller von heute, einheitlich adrette Schutzhelme auf dem Kopf statt der verbeulten Filzhüte von früher, ihre Omnibusse besteigen, um „zur Arbeit zu fahren". Dem einen oder anderen reicht Mutter noch rasch mit fliegenden Schürzenzipfeln die Lunch-Büchse aus lackiertem Blech ins Auto – denn heute wohnen auch die Holzfäller in zunehmendem Maße in festen Siedlungen, die allmählich zu Musterstädtchen werden.

Strenge Gesetze sorgen neuerdings dafür, daß die Holzgesellschaften auf dem ihnen zugewiesenen Areal nicht planlos große Kahlschläge entstehen lassen, sondern daß sie für jeden gefällten Baum einen neuen pflanzen. So kann man an Dauersiedlungen inmitten eines in ständigem Zyklus sich erneuernden Waldgebietes denken (von „Baumfarmen" spricht man neuerdings), während früher die Bewohner der *camps* ständig auf der Wanderschaft waren, jungfräuliche Wälder suchend, kahlgeschlagene Landstriche zurücklassend.

Damit wird auch die Anlage fester Fabriken erleichtert, die, weit über die simplen Auf-

gaben der Sägewerke alten Stils hinaus, im zweiten Abschnitt der „Revolution im Walde" alles verwerten, was früher nutzlos oder gar lästig war. Eine große Anzahl von Haushaltungen in der Stadt Vancouver hat sich zum Beispiel für Heizzwecke auf die Verfeuerung von Sägespänen umgestellt – aber diese werden bereits knapp, weil man ständig neue industrielle Verwendungsmöglichkeiten für sie entdeckt – mit Kunstholz an der Spitze. Die gekappten Kronen der großen Bäume, die früher nutzlos im Wald vermoderten, können heute für Zellulosegewinnung genutzt werden, ebenso wie Schwartlinge und andere Abfälle, mit denen man früher nichts anzufangen wußte. Neue hydraulische Rindenschälanlagen helfen dabei, und die mit Öl getränkte Borke liefert neuerdings als Heizmaterial die Energie für die Arbeitsvorgänge.

Und der *boom?* Die sensationellen Zeichen des Aufschwungs? Man sagt mir, früher sei das Städtchen weit schläfriger gewesen. Die Vorstellung fällt mir schwer. Die breite, zum Sund sich hinabziehende Hauptstraße wirkt unverhältnismäßig groß. Ein paar deutsche Junggesellen treffe ich, die offensichtlich – es ist inzwischen Sonntagmorgen – nichts mit sich anzufangen wissen und froh sind, daß ein Klub kanadischer Arbeiter ihnen Gastrecht gewährt, wo sie nun, an einem Ecktisch etwas abseits sitzend, eine fremdsprachige Enklave bilden und solange sitzen bleiben, bis auf der Tischfläche kein Platz mehr ist für weitere leere Flaschen.

Die Verdienstziffern, die ich bei dieser Gelegenheit vernehme (sie blitzen immer wieder in der Unterhaltung auf), wären staunenswert, hätte ich sie nicht schon aus dem Munde meines Romeo in Vancouver gehört, dessen Arbeitsstätte hier einmal war. Trotzdem scheint keiner der vier zu verschwenderischem Überschwang geneigt. Forsche ich nach dem Ziel ihres Sparens, so enthüllt sich die Sehnsucht, der jeder nachhängt: ein großes, modernes Auto, um der Langeweile des Städtchens nach Belieben entfliehen zu können, und, so sagt der Schneider aus Sachsen, „weil man dann erst ein richtiger Mensch ist hier im Lande. Überlegen Sie sich nur: Was wollten Sie denn sonst schon Ihrem Mädchen bieten?" Das Augenzwinkern, das die Runde um den Tisch macht, spricht mehr als Worte für die Ernsthaftigkeit des Problems ...

„Wenn du nur erst mal eine hättest, mit der du gehen kannst hier", wirft ein anderer ein, mit leicht boshafter Wendung gegen den Schneider. „Die paar deutschen Mädels, die auch rauskommen nach Kanada, sind immer sofort in festen Händen und werden rasch weggeheiratet. Und Kanadierinnen? Kaum, daß mich eine anschaut. Sind ja ohnehin zu viel Männer in so einer Gegend wie hier!" Und nunmehr enthüllt sich das zweite Ziel, das diese Männer mit ihrem Lohnüberschuß anstreben. Sie sparen, um die Braut nachkommen zu lassen. Wie im Gleichtakt werden auf das Stichwort „Braut" die Brieftaschen gezückt, und die typischen Amateurphotos mit Büttenrand, wie sie den Briefen zwischen Verlobten (und den Antworten auf Heiratsanzeigen) beizuliegen pflegen, machen die Runde. Zum wievielten Mal?

Anders ist es im Haus eines ehemaligen Fallschirmjäger-Hauptmanns. Zweimal spreche ich bei ihm vor, und jedesmal bin ich aufs neue beeindruckt von der reizend fürsorglichen Gastfreundschaft, mit der seine Frau, eine engere Landsmännin, dem ungebeten Hereinschneienden ein Stück Heimat vorzaubert. Jedesmal bedeckt sich im Handumdrehen der Tisch mit einer freundlichen Decke und mit Köstlichkeiten, wie man sie nach der Hotelkost eines kanadischen Holzfällerstädtchens zu schätzen weiß: Ein ebenso riesiger wie sächsischer Kaffeekuchen ist es das eine Mal, eine Mammutschüssel voll Rührei mit Pilzen beim zweiten Besuch – und immer

dabei die dickbauchige Familienkanne mit jenem Kaffee, dessentwegen meine engere Heimat so viel Spott erdulden muß, zu Unrecht: denn er ist vorzüglich.

Der Hausherr, aus dessen knapper, ohne Umschweife aufs Sachliche und Wesentliche zielender Ausdrucksweise noch der Offizier besten Typs spricht, der er einst war (das Kreta-Gedenkblatt hängt noch an der Wand), ist offensichtlich mit einiger Verbitterung aus Deutschland geschieden. Eine Sorge, die mir zu Hause, unmittelbar nach Kriegsende, oft vor Augen stand, dann aber im Zuge der Mühen ums eigene tägliche Überleben aus dem Gesichtskreis geriet, tritt plötzlich in einer kanadischen Wohnküche aus den fragenden Augen eines längst mehr als Dreißigjährigen wieder an mich heran. Als die Geschickteren, die Glücksbegünstigten, die Wendigen und auch die Windhunde unter ihnen sich längst arrangiert hatten, standen immer noch eine große Zahl jener Jungen von damals, denen man nur *eine* Laufbahn und *ein* Zwangsideal gegönnt hatte, ratlos in einer Umwelt, die mit Eifer und wechselndem Erfolg sich tummelte. Die aber neue Ideale denen nicht zu geben vermochte, die sich nach echteren Lebensinhalten sehnten, als sie das aufs Materielle beschränkte „deutsche Wunder" bot. Zu klug, zu ehrlich und zu ernüchtert, um sich etwa einer neuen nationalen Arroganz in die Arme zu werfen, haben viele den Ausweg gewählt, ihr Glück in der Fremde zu suchen.

„Hier braucht meiner Familie wenigstens äußerlich nichts zu fehlen. Die Kinder können Butter essen, soviel sie wollen – schauen Sie, wie sie schon mit warmer und praktischer Kleidung versorgt sind für den bevorstehenden Winter. Ich bringe es auf 260 Dollar im Monat. Das halbe Haus, das wir bewohnen, kostet uns 50 Dollar, die Familienernährung 90 Dollar im Monat. An Einkommensteuer zahlen wir so gut wie nichts, denn für ein Ehepaar sind 2000 Dollar, für jedes Kind 400 Dollar steuerfrei im Jahr. Natürlich sind da trotzdem noch allerhand Ausgaben – aber wir können wenigstens eins erreichen, was uns bei aller Einschränkung und Margarine-Kratzerei zu Hause nicht möglich war: Wir können sparen. Worauf, wofür –, ich weiß es noch nicht ..."

(Ich darf nicht verschweigen, daß man auch auf eine andere Auswirkung desselben Problems stößt. So hörte ich später in einem anderen Ort mehrfach von einem ehemaligen deutschen Marineoffizier, der heute ein tadelloser Elektroschweißer geworden ist und gut verdient – solange er eine Stelle hat. Er verliert sie öfters, wenn er, gereizt durch achtlose Behandlung oder unter Alkoholeinfluß, vor seinen kanadischen Arbeitskollegen damit prahlt, wie viele alliierte Schiffe er während des letzten Krieges mit seinem U-Boot geknackt hat ...)

„Ja, Menschenskind, warum gehen Sie zu den Holzfällern, wenn Sie den *boom* erleben wollen?", fragt mich, als ich nach Stadt-Vancouver zurückgekehrt bin, der fixe Berliner, der sich in einer Ecke des kleinen Vorzimmers einer skandinavischen Schiffsagentur eine eigene Miniaturfirma aufgebaut hat: Er besorgt Schiffs- und Flugreisen ebenso wie Pakete nach der Ost-Zone, er verkauft deutsche Zeitschriften, und er dient als Postzentrale für die Unsteteren unter den arbeitsuchenden Landsleuten, für die er nicht selten einen guten Tip weiß über Betriebe, bei denen es vielleicht verlohnte, um Arbeit anzufragen ... Zeitungsberichte schreibt er auch.

„Schließlich ist die Holzfällerei seit eh und je die Brot- und Butter-Industrie in Britisch-Kolumbien, und 48 *cents* von jedem Dollar, der in der Provinz umgesetzt wird, lassen sich auf

Holz und Holz-Industrie zurückführen. Da können Sie nicht viel Aufsehenerregendes und Neues erwarten, auch wenn die Geschäfte mal besonders gut gehen. Nein, Mann, nach Edmonton müssen Sie gehen, das ist die strebsamste Stadt von ganz Kanada zur Zeit! Eines der wichtigsten Erdölgebiete der Welt liegt rings um Edmonton – und vor sieben Jahren wußte die Welt noch nichts davon! Da können Sie wirklich den Aufschwung mit Händen greifen, so wie Sie es gern möchten. Aber sehen Sie sich vor, daß Sie nicht dort hängen bleiben! Wenn einer sieht, was da los ist, und sich nicht bald einen prima *job* angelt, dann hat er keine Nase. Ganz Edmonton stinkt nämlich nach Geld!" Ich muß ihm gestehen, daß ich nicht auf der Suche nach einem *job* bin, daß aber außerdem mein diesbezügliches Geruchsorgan leider auf eine geradezu krankhafte Weise unterentwickelt ist. Dann gehe ich zum Flugbüro der *Trans Canada Airlines,* um mir für den nächsten Tag einen Platz nach Edmonton reservieren zu lassen.

In meiner Ungeduld, ins Zentrum des aufstrebenden Kanada zu gelangen, muß ich mit einem Abendflug vorliebnehmen. (Denn so geschäftig die Maschinen des Luftverkehrs in Vancouver landen und wieder hochgehen, – wie auf dem Bahnhof einer mittleren Großstadt in Deutschland die Züge, so werden hier die Verkehrsmaschinen aufgerufen –, soviel Passagiere sind auch ständig auf den Wartelisten verzeichnet ...) Ein Abendflug – so werde ich also die *Rocky Mountains* nicht wiedersehen!

Als ich reihum meine Abschiedsbesuche in Vancouver mache, rollt an einem Bahnübergang ein langgestreckter Zug aus Pullman-Wagen an mir vorbei, bei dessen Anblick mir plötzlich etwas die Kehle zuschnürt. Lächerlich – wehmütige Erinnerungen an einen Zug, Heimweh fast! *Canadian Pacific Railways* steht in Goldbuchstaben an den komfortabel aussehenden Wagen, deren jeder außerdem den Namen einer kanadischen Stadt trägt. Die Schlange rollt ostwärts, auf die Vorberge der *Rocky Mountains* zu ...

Die Erinnerung an dieses Gebirge befällt mich mit Macht, wie ein schönes und starkes Jugenderlebnis. Wochen meines Lebens habe ich in diesen Pullmanzügen verbracht, damals, als man noch geruhsam reiste, als die Fahrt von Quebec nach Vancouver noch fünf Tage und fünf Nächte in Anspruch nahm. Als Kanada noch keinen nennenswerten Flugverkehr hatte, der einen hätte verlocken können, den Höhepunkt des Landschaftserlebnisses, das Felsengebirge, in einem abendlichen Flug zu überspringen – zugunsten einer angeblich so aufstrebenden Präriestadt, die sicherlich genau so ernüchternd, so disharmonisch und so prosaisch sein wird, wie es nun einmal zum Aufschwung unserer Zeiten gehört ...

Und so ist es nur natürlich, daß ich mich fast anklammere an meinen Sitznachbarn im Flugzeug, der sich bereits nach den ersten tastenden Fragen als Kenner des Felsengebirges zu erkennen gibt. Ich suche ihm soviel Einzelheiten wie möglich zu entlocken, als ich erfahre, daß er im Dienste des kanadischen Wildschutz-Dienstes steht. In Kanada ist das *Wildlife Service* eine wichtige, hochgeschätzte und wohlbekannte Einrichtung. Mein neuer Bekannter ist Säugetierforscher im Dienst dieser Behörde – also eine Art akademischen Wildhüters. Um Elche und Wildziegen geht seine Sorge, mit ihren Feinden beschäftigt er sich, den Wölfen und Vielfraßen.

Das Photo eines Wolfes, der eine Rentierherde angreift, erhalte ich als Andenken aus der Brieftasche des neuen Bekannten, der nach nordamerikanischer Art bald Freund ist. Hätte

ich ihn aus seiner Arbeit weiter plaudern lassen, so könnte ich sicherlich jetzt die fesselndsten Geschichten von Grizzlies und Wölfen weitergeben. Aber mich drückt etwas anderes: die Erinnerung an die Rockies, deren Gipfel und Täler tief unter uns in der Dunkelheit liegen. ... Seit ich gestern den Zug sah, bedrängen mich immer wieder die Bilder der Erlebnisse, die nun mehr als anderthalb Jahrzehnte zurückliegen – wie ich nach dem Passieren der Präriestadt Calgary immer wieder meine Eisenbahnfahrt nach Westen unterbrach, sobald einer der Glanzpunkte der Rockies lockte: *Banff, Lake Louise* ... Welch ein andersartiges Erlebnis als das in unseren Alpen!

Die gleichen Gipfel, die gleichen Gletscher, die gleichen Wiesenmatten und Wälder sind da, wenn auch verteilt auf weit größeren Raum. Aber wo sind die vielfachen Pfade, die man als Nicht-Bergsteiger mit Genuß in handlichen Etappen entlangpilgern kann? Wo die Dörfchen mit Zwiebelkirchturm und holzgetäfeltem Gasthaus, wo die Sennereien und Kaserer, die Herden mit dem freundlichen Geläut? Das ist es, so lege ich dem nachdenklich zuhörenden Gelehrten dar, was den Rocky Mountains fehlt: jenes menschliche Element, das auch die einsamsten unserer Gebirgslandschaften noch deutlich spürbar durchdringt... Zwei Naturgebiete gleicher Struktur – aber das eine seit Jahrtausenden bewohnt...

„Steht denn das große Hotel in *Banff* noch, und das am *Lake Louise*?“, so frage ich und schildere meinem Nachbarn, wie ich seinerzeit verblüfft war, in einsamer Hochgebirgslandschaft Hotelkästen zu entdecken, die ebenso gut am See-Ufer im Herzen Chicagos hätten stehen können. In der Rückerinnerung steigt die Verwunderung wieder auf, mit der ich die Millionärsfamilien des amerikanischen Mittelwestens betrachtete, die anscheinend nur gekommen waren, um, vom Bridgetisch aufschauend, einmal blausilberne Berge an Stelle der Wolkenkratzer durch die Fenster zu sehen – eingerahmt von den gleichen Samtportieren wie zu Hause.

„Nun übertreiben Sie aber. Sie vergessen den *swimming pool* vor dem Hotel, der von den warmen Schwefelquellen gespeist wird, und den Golfplatz, einen der prächtigsten in ganz Westkanada. Ein bißchen haben Sie schon recht: Wanderungen und Spaziergänge, wie ihr sie in Europa so sehr liebt, die waren damals nicht Mode – und auch heute noch wird jeder als eine etwas wunderliche Abart des sportlichen Typs angesehen, der es unternimmt, der Bergwelt auf seinen eigenen Füßen näherzukommen. Mir scheint, Sie würden Banff selbst kaum verändert finden. Immer noch das *Springs Hotel* als das Schloß, das alles beherrscht, immer noch die eine große Straße, die das Dorf ausmacht – ein paar neue Hotels und Logierhäuser können Sie sich leicht hinzudenken. Aber das Leben! Eine Viertelmillion von Besuchern zählen wir jetzt jedes Jahr, und vier Fünftel kommen von USA herüber. Daß das nicht mehr lediglich Millionärsfamilien sind, können Sie sich wohl ausmalen ...“

„Wenn Sie jetzt solche Besucherströme haben, dann muß man wohl auf das Interessanteste verzichten: die Bären, die früher um die Hotels herumlungerten?“ „Wie, keine Bären mehr? Die reinste Menagerie hat man jetzt auf den Straßen und Wegen rings um Banff – und natürlich genau so in Jasper, dem Zentrum des anderen großen Nationalparks. Und auf den Gebirgsstraßen betteln die Zimt- und die Braun- und die Schwarzbären die Autofahrer an – und wo nur immer eine Abfalltonne steht, da halten sie wahre Familienkongresse ab. Ich

habe den Verdacht, daß die Millionen-Dollar-Industrie unseres Tourismus zu einem Bruchteil zusammenschrumpfen würde, gäbe es diese aufdringlichen Clowns nicht, die so wunderbare Schnappschüsse für das Familienalbum ermöglichen. Gefährlich – nein, das kann man nicht sagen. Gewiß, ein paar kleine Kratzer gibts wohl einmal, und leichte Verwundungen sind ganz gelegentlich auch schon vorgekommen. Was mutet man aber auch manchem Bären zu – hält ihm eine Schokoladenstange hin und läßt dann nicht los, wenn er nach seinem rechtmäßigen Futter greift... Handelt es sich aber um eine Bärin mit Jungen, dann achten die Parkwächter strengstens darauf, das Publikum fernzuhalten. Eine Bärin versteht keinen Spaß, wenn schon der Herr aus Detroit keinen Unterschied machen kann zwischen lebenden und ausgestopften Teddybären... Glauben Sie, manchmal läßt sich Banff tyrannisieren von seinen Tieren. Im vergangenen Winter hatte sich ein Elch mit Kuh und Kalb in den Straßen von Banff heimisch gemacht – vom Rotwild ist man das ohnehin gewöhnt –, und diese Familie hatte sich einen neuartigen Sport in den Kopf gesetzt: harmlose Frauen durch die Straßen zu jagen, wenn sie vom Einkaufen kamen! Da konnte auch die Polizei nicht helfen. Immerhin sind auch die Straßen von Banff Teil des Naturschutzparks, und gerade Elche sind besonders schützenswert. So atmete das ganze Dorf auf, als der Frühling kam und die Elchfamilie ihr Bürgerrecht freiwillig aufgab, um wieder in die Berge zu ziehen."

„Aber mit Tieren allein lassen sich doch sicherlich eine Viertelmillion von Touristen nicht unterhalten?" „Nun, da hat ein unternehmungslustiger Neu-Kanadier aus der Tschechoslowakei vor einigen Jahren einen Sessellift eröffnet. Alle Welt sah den Einwanderer schon vor der Pleite stehen, denn im Winter kommen bei weitem nicht so viel Besucher nach Banff wie im Sommer. Und siehe: Heute ist der Sessellift im Sommer der große *money maker*. Denn die Touristen haben entdeckt, daß keine Aussicht, sei es von Berg oder Turm, mit dem erregenden Naturgenuß zu vergleichen ist, der sich von einem durch die Luft gleitenden Sessel aus bietet ... Eine weitere Attraktion gegenüber den ruhigeren Zeiten, die Sie kennen: die *snowmobiles!* Ich weiß nicht, wo sie eines Tages herkamen, diese häßlichen Fahrzeuge, von denen man nicht weiß, soll man sie Autos mit Kufen nennen oder als Schlittenlimousinen mit Motor ansehen. Sie ermöglichen, ohne daß man zu Seil oder Eispickel greifen muß, die schönsten Gletschertouren – aus einer vertrauten Perspektive: durchs Autofenster."

Ein Luftloch – die Maschine hopst wie ein Wagen auf schlechter Schlaglochstraße; aus meinen Rocky-Träumereien in nüchterne Wirklichkeit zurückgestoßen, bemerke ich im Dämmerlicht der indirekten Nachtbeleuchtung, das nur hier und da der Strahl einer Leselampe durchbricht, daß wir die einzigen sind, die sich noch unterhalten. Ein Blick durchs Fenster: Das schwarze Draußen ist beherrscht von den blauroten Feuerstößen, die aus den Auspuffrohren der beiden Backbordmotoren dringen. Nur durch angespanntes Spähen in die Finsternis hinab erkennt man allmählich die Berggipfel, schwarze Kuppen auf blaugrauer Wolkenwatte, die ins Unwirkliche entrückt scheinen und wie in Zeitlupenaufnahme langsam unter uns dahinziehen und zurückbleiben.

Ich bin um die abendliche Ruhe meines Gesprächspartners besorgt; aber er winkt ab. „Wissen Sie, es tut wohl, sich mal an die Zeiten zu erinnern, als unsere paar Bergstraßen noch nicht von Autos verstopft waren ..." Solchermaßen ermutigt, überstürze ich mich in Fra-

gen nach Dingen, von denen ich vor ein paar Tagen selbst nicht geglaubt hätte, daß sie im Gedächtnis bewahrt seien: „Ist die Eisenbahnfahrt durch die Rockies noch immer so gemütlich? Hält der Zug noch an jedem bedeutenderen Aussichtspunkt, damit die Passagiere aussteigen und die Aussicht genießen können, während der Schaffner von Gruppe zu Gruppe wandert, das Panorama erläutert und Postkarten verkauft? Was ist aus dem Schweizerdorf geworden, das Sir Norman Watson hatte bauen lassen, irgendwo hoch in den Bergen – sogar komplett mit Kühen und Bergführern aus der Schweiz, wenn ich mich recht entsinne? Lebt *Many Bears* noch, der Häuptling der *Stoney*-Indianer? Kommen die Rothäute noch jedes Jahr nach Banff zur Indianerparade? Und was ist aus der Kunstschule geworden . . .?"

„Langsam, *old man!*" lacht er. „Über die original Schweizer Kühe und Schafe haben sich längst die Wölfe und Coyoten hergemacht; das ganze Unternehmen war damals unrentabel, und so zerstreuten sich die Schweizer Bergführer bald in alle Winde. Als ausgestorbenes Dorf sollen die Chalets noch in der Wildnis stehen – ich weiß das alles nur vom Hörensagen. Nein, die Züge halten nicht mehr an den Aussichtspunkten. Wer das Panorama genießen will, der kommt heute ohnehin meist im Auto, und seit die Flugzeuge das Reisen beschleunigt haben, müssen sich auch die Eisenbahnen beeilen . . . Aber Ihre Indianer, die finden sich noch getreulich jedes Jahr zu den *Indian Days* in Banff ein. Sie würden dabei wirklich keinen Unterschied bemerken gegen früher. Perlbestickte Hirschledergewänder, Kopfschmuck aus Adlerfedern oder Hermelinfellen, große Zelte für die Krieger und ihre Squaws, kleine für die Kinder – Wettkämpfe in Reitkünsten, im Ringkampf zu Pferde und im Bogenschießen – Sie kennen das ja alles. Natürlich am Parkplatz, ein wenig abseits vom Zeltlager, da wären Sie wohl etwas überrascht. Da stehen heute die Kombi-Autos, in denen die Indianerfamilien zum *Powwow* gekommen sind – und drinnen hängen die Alltagskleider, säuberlich in Plastikhüllen aufbewahrt. Sie dürfen nicht vergessen: Die Indianer haben ebensoviel Spaß dran, mal wieder die Tracht der Väter zu tragen, wie die Ferienreisenden aus Detroit und St. Louis am Zuschauen. Sie können sich nicht sattsehen an soviel ‚Urwüchsigkeit' . . . Nun ja", er zuckt die Schultern, ein wenig resigniert, wie mir scheint. „Man muß schon etwas bieten. Denn der Weg zu den Rockies ist weit von den Zentren der USA. Fünf Millionen Amerikaner kommen jährlich nach Kanada, die meisten nach Ontario, und sie lassen eine halbe Milliarde Dollars im Lande."

„Also ein *boom* auch im Touristengeschäft?", sage ich mehr zu mir selbst.

„Damn it, ja", sagt der Hüter der Tierwelt und lehnt sich zurück in den Sessel, wie vor Ermüdung die Augen schließend.

Es dauert nicht lange, da tippt mich die Stewardess sanft auf die Schulter: „Edmonton, *Sir*. Bitte anschnallen!"



III. Die Wurzeln der kanadischen Nation

gehen in ihrem französischen Zweig bis ins 16. Jahrhundert zurück. Seit den Zeiten, da Jacques Cartier an den Ufern des St. Lorenz-Stroms die Kolonie Neu-Frankreich gründete, hat sich, hauptsächlich in der Provinz Quebec, ein überaus lebenszäher Stamm französischen Volkstums erhalten. Im Bild: Alte Bäuerin von der Ile d'Orléans im St. Lorenz-Strom.

AME DES VICTOIRES
LOUIS XIV





Quebec war einst die stolze Hauptstadt Neu-Frankreichs, bis Stadt und Festung 1759 von den Engländern erobert wurden. Die alten Befestigungen (oben) künden ebenso vom französischen Erbe wie das Denkmal für Ludwig XIV. (links oben). – Sparsam, fleißig, fromm und kinderreich – so bilden die französischen Bauernfamilien noch heute das konservative Element im Lande. Bild links: Farmer L'Heureux in Loretteville mit Frau und Kindern. – Rechts: In den größeren Städten der Provinz Quebec herrscht eine verträgliche Zweisprachigkeit.





Ottawa, die Hauptstadt Kanadas, ist eine werdende Großstadt von ruhiger Würde. In der Umgebung des Parlaments (links im Bild) weist sie Straßen auf, die teils an die neugotische Pracht der Londoner Regierungsviertel, teils an französische Boulevard-Atmosphäre erinnern.



Denkmäler einer weit zurückliegenden Vergangenheit (oben) erheben sich in einem Park der Präriestadt Calgary (Alberta): Zementstatuen all der Urwelttiere, deren versteinerte Überreste in den Kalkbergen südlich der Stadt in großen Mengen gefunden werden. – Unten: Die Abkömmlinge der früheren Herren des Landes wachsen allmählich in ihre Rolle als kanadische Bürger hinein: Indianer-Hochzeit in einer anglikanischen Kirche.

Verkehrsgeschichte ist Landesgeschichte – in Kanada mehr als anderswo. Ein historisches Photo (oben) erinnert an die Postkutschenzeit im „Wilden Westen" Kanadas, als im Cariboo-Gebiet von Britisch-Kolumbien der Zustrom von Goldsuchern die Erschließung des entlegenen Gebietes vorantrieb. – Unten: Eine Lokomotive als Erinnerungsmal in Winnipeg – zu Ehren des Schienenstrangs, der als einigendes Band aus weitgestreuten Provinzen eine Nation machte.



Über 6000 Kilometer unbefestigter Grenze zwischen Kanada und USA – das ist eine einzigartige Tatsache in unserer zerrissenen Welt, und sie kommt in allen Festreden gebührend zur Geltung, wenn Vertreter der beiden Länder sich zu gemeinsamem Tun zusammenfinden. – Die Grenzschilder mußten improvisiert werden, als der Bau einer beide Länder verbindenden Ölleitung gefeiert wurde. Das Symbol staatlicher Macht in Kanada ist der „Mountie“ im scharlachroten Rock, Angehöriger der berühmten „Royal Canadian Mounted Police“. Neben ihm ein „State Trooper“ aus den USA.

6. Rendezvous mit dem Boom

Gestern abend bin ich, vom Flughafen kommend, in Edmonton todmüde ins Bett gefallen – in einem jener indifferenten Hotels am unteren Rand der mittleren Preislage, die mehr Ledigen-Wohnheim sind als Beherbergungsstätten für Durchreisende. (Zweieinhalb Dollar je Nacht für ein Zimmer ohne Bad, das liegt in Kanada wie in USA gerade noch an der untersten Grenze der Respektabilität – und für den Einheimischen sind diese zweieinhalb Dollar auch nicht schwerer verdient als bei uns dieselbe Summe in Mark. Für meine Reisekasse jedoch rechnen sie als zehn Mark ...)

In aller Frühe nehme ich in der Milchbar des Hotels meine Eier mit Speck zu mir (wie in USA ist die Sitte des reichhaltigen und abwechslungsreichen Frühstücks einer der wenigen Lichtblicke am kulinarischen Horizont), zwischen jungen Leuten, die einander vertraut zunicken: Stenotypistinnen und junge Angestellte zumeist, wie es den Anschein hat. Dazwischen einige ältere Männer, die sich durch gesunde Gesichtsfarbe, knappe Schirmkappen oder breitrandige Hüte und durch grellfarbig karierte Friesjacken (*mackinaw* genannt – das traditionelle Bekleidungsstück des kanadischen Freiluftlebens) als Pioniere ausweisen. Sie mögen Ölarbeiter sein oder zu den Kraftfahrern gehören, welche die Lastzüge über den *Alaska Highway* steuern, den man von Edmonton aus erreicht, oder auch arbeitslose Holzfäller und Gelegenheitsarbeiter, die die Kunde von den Verdienstmöglichkeiten in Alberta hierher gelockt hat. Jeder von ihnen kann heute das eine, morgen das andere sein. Schweigend schaufeln sie an ihren Bergen von Buchweizen-Pfannkuchen oder stochern in den Ladungen von Rühreiern mit viel Speck, die sie sich auf die blanke Glasplatte der Theke stellen lassen. Die fröhlich plaudernde Schar der männlichen und weiblichen Federfuchser ignorieren sie verachtungsvoll. Die Sessel in der Eingangshalle sind von ihnen beschlagnahmt; wann immer ich hindurch komme, sehe ich die schweigsamen Gestalten dasitzen, Hut im Genick, Zeitung achtlos zu Boden geworfen, wie sie mit ausdruckslosen Augen auf die prosaische Straße hinausstarren.

Edmonton ist lebhafter als Vancouver, das ist der erste Eindruck. Und dabei, das ist der zweite, so banal in der Anlage seiner Straßen, dem Charakter seiner zusammengewürfelten Geschäftsgebäude, wie es das Kennzeichen aller Prärie-Hauptstädte ist. Wüßte ich nicht, daß ich mich in der Hauptstadt der Provinz Alberta befinde – ich könnte mich, so wie ich diese Städte in Erinnerung habe, ebenso gut in Winnipeg wähnen, der Hauptstadt von Manitoba, oder in Regina, der Kapitale von Saskatchewan. Selbst beim pseudoklassischen Parlamentsgebäude, in das mich mein Weg als erstes führt, werde ich die Vorstellung nicht los: Durch dieses Portal, durch diese Hallen bist du schon mal geschritten – war es nun in Regina oder in Winnipeg?

Solchen Gedanken hänge ich nach, als ich ziellos durch die Straßen streife, um, ganz Auge, ganz Nase, die Atmosphäre der Stadt zu kosten –, und ein wenig wohl auch getrieben von meiner ständigen, unterbewußten Suche nach dem *boom* –, als mir siedend heiß einfällt, daß ich kaum noch Geld in der Tasche habe, und daß ich ja das Hotel verließ, um nach der Filiale der *Imperial Bank of Canada* zu suchen, wo dem Vernehmen nach eine Anweisung meiner harrt ... „Zwei Blocks nach rechts zur Hauptstraße – dann sehen sie schon das Wolkenkratzerhotel, ein paar Blocks weiter an der Hauptstraße –, und unmittelbar davor ist die Bank – sie können die Baracke gar nicht verfehlen!" Die *Imperial Bank* in einer Baracke? Vor einem Wolkenkratzer? Das sind Töne, die ganz in mein Wunschbild passen. Ölfieber, rapider Aufschwung, Raummangel für die plötzlich gestiegenen Bedürfnisse des Besucher- und des Geldverkehrs, ein Schuß Texas ... Das sehe ich plötzlich alles vor mir.

Als ich in die Hauptstraße biege, die ich zufällig bisher nicht berührt habe, da spüre ich es sofort: Du bist dem Geheimnis auf der Spur. Denn auf völlig unkanadische Art hastet und drängt es da. Überraschend groß ist die Zahl junger Männer, ob sie über den Asphalt in Gummistiefeln schlurfen, die noch vom aufgewühlten Erdreich der Prärie lehmbeschmutzt sind, ob sie in überflotter Warenhauskleidung einherstolzieren, offensichtlich „landfein" ausgerüstet, und mit hier kindlich-erwartungsvollen, dort keck-herausfordernden Blicken abwechselnd Menschenstrom, Schaufenster, Kinoreklamen und Fassaden mustern: „Ich habe Geld in den Taschen – ich war monatelang im Busch – und jetzt will ich was erleben! Wozu fliegt man nach Edmonton? Es soll doch eine Großstadt geworden sein, das Krämernest!"

So wenigstens glaube ich aus den Blicken zu lesen. Spielt mir die Phantasie einen Streich? Bin ich so freudig erregt durch den Herbstwind, der in unregelmäßigen Stößen durch den *Canyon* des breiten Straßenzuges bläst, und dessen frisch-aggressiver Hauch die leise Melancholie hinwegzufegen scheint, die ich aus dem feucht-milden Klima der Städte Vancouver und Victoria mitgebracht habe, wo soviel gesetzte britische Würde zur Schau getragen wird? Und weil der Strom der Autos und Busse, die Kotflügel an Kotflügel vorwärtsdrängen, der Passanten, die energisch auszuschreiten, zielbewußt ihren Plänen nachzujagen scheinen, so gut zu diesem frischen Wind paßt und zu der beinahe scharfen Sonne, die inzwischen einen leichten Morgendunst verjagt hat?

An der Kreuzung angelangt, von der eine mit Kinopalästen dicht besetzte Straße zum Bahnhof hinführt, bleibe ich zu flüchtiger Umschau stehen. Hier scheint das Herz der Stadt zu schlagen. Seltsam isoliert stehen in der abzweigenden Straße die Ankündigungen der neuesten amerikanischen Filme vor den Häuserfronten, jetzt noch unbeleuchtet. Ich folge der Straße mit den Blicken. Im nächsten Block schon reißt die Parade der mittelhohen Gebäude ab, und wenn die Kette der Autos einmal dünner wird, scheinen die vier metallischen Striche der Straßenbahngleise geradewegs auf den Horizont zuzulaufen, in die Prärie hinaus.

Ich suche die mächtigen Reklameleuchten der Hauptstraße mit den Augen ab und forsche nach den Neon-Fanfaren einer gewaltigen Vergnügungsindustrie, nach den *Follies* und *Cafés de Paris,* wie man sie in einem gleichartigen Zentrum der USA erwarten dürfte. *Northern Hardware* schreit stattdessen hier ein Eisenwarengeschäft über die Straße hinweg, *Blue Ribbon Coffee* dort eine Rösterei. Düster, klassisch und schmucklos stehen dazwischen die *Bank of*

Montreal und die *Dominion Bank* – und über den Dächern thront, im Tageslicht seltsam nüchtern wirkend mit all seinen Eisenverstrebungen, ein beherrschendes Leuchtreklamezeichen. *Natural Gas* preist es an, jenes Nebenprodukt des kürzlich erschlossenen Erdölreichtums, das tatsächlich für die Provinz wichtiger ist, als es ein Dutzend Girltruppen oder Revuetheater sein könnten ...

Und meine *Imperial Bank?* Die Hand des Auskunftgebenden (erst beim dritten Versuch gelingt es mir, einen Einheimischen zu fassen) weist auf ein frisch glänzendes Riesengebäude, das sich in einiger Entfernung noch über die Höhe der Gasreklame reckt, und das gegen die provinzielle Pracht der Bank- und Geschäftshäuser, wie sie sicher vor 10 Jahren noch den Stolz der Präriestadt darstellten, als veritabler Wolkenkratzer erscheinen muß – auch wenn es der New Yorker sicher nur als ein nettes Haus mittlerer Größe anerkennen würde. Neben diesem Bau soll ich meine Bank finden.

Eine Blocklänge wühle ich mich noch durch die hastende Menge – dann stehe ich vor der Geldquelle, die ich suche. Wahrhaftig, eine Nissenhütte – eine jener schildkrötenartigen Wellblechbaracken, wie sie im Norden Deutschlands in den ersten Nachkriegsjahren den Obdachlosen so vertraut wurden.

Und da ich, bewußt und unterbewußt, noch immer auf der Suche bin nach einem Symbol, das auf einen Blick das Vorwärtsstreben Kanadas verdeutlicht – hier habe ich es gefunden! Im Hintergrund duckt sich ein Gebäude, das bis vor wenigen Monaten noch zu Recht das Wahrzeichen von Edmonton gewesen sein mag: das MacDonald Hotel. In jenem burgartig massiven, mit Türmchen verzierten Stil erbaut, wie er in Kanada als *French baronial* für mehrere Jahrzehnte allen Prachtbauten seinen Stempel aufdrückte, könnte es, wie seine Geschwister in anderen Städten, noch heute ein ebenso angenehmes wie imposantes Bild bieten, würde es nicht erdrückt von seinem Erweiterungsbau. Er reckt sich, mit der brutal-klotzigen Würfelform amerikanischer Zweckgebäude, an der Front der Hauptstraße vor dem alten Hotelbau auf – wie der breitschultrige Sohn im ersten geräumigen Erwachsenenanzug neben der Mutter im Sonntagsstaat vergangener Jahre, die noch vor kurzem aus eigenem Recht so stattlich schien ... Im Schatten der beiden Prachtbauten duckt sich die Bankbaracke flach an die Erde. Auf dem knappen Raum zwischen den Gebäuden hämmert und dröhnt und kreischt es wie auf jeglicher Großbaustelle der Welt.

Ich schließe die klemmende Tür zur Behelfsbank hinter mir – und stehe in einem geschäftigen Wirbel anderer Art. Die improvisierte Schalterhalle, das Drängen der salopp gekleideten Kunden – sie stehen in seltsamem Gegensatz zur wohlbekannten Erscheinung der Bankbeamten hinter dem Schalter, die ihrem Beruf und ihrer Firma eine würdig-konservative Haltung schuldig zu sein glauben. Mir gehen die Augen über angesichts der Summen, die in beiden Richtungen über die Zahlbretter wandern – oft ganze Bündel von Banknoten, mit einem Clip zusammengehalten, die aus den Taschen von *overall* oder *mackinaw* gefischt werden ...

Wenn auch die Zehntausenddollar-Summen fast achtlos aus der Hosentasche aufs Konto speditiert werden – und umgekehrt –, so dauern die Nachforschungen und Formalitäten für meinen bescheideneren Betrag, der aus dem fernen Deutschland kommt, desto länger. Die

Bankkunden stehen dicht gedrängt beieinander – und die Umstehenden verfolgen meinen Formular-Hürdenlauf mit wohlwollendem Interesse.

In der ganzen weiten Halle sehe ich nur einen Mann, der es nicht eilig zu haben scheint, und neben ihm lehne ich mich an die Wand. „Seltsam, so eine große Bank in einer Nissenhütte", lasse ich ein paar Worte in seiner Richtung fallen; etwas anderes fällt mir als Anknüpfung nicht ein. „Ja, haben Sie denn das neue Gebäude nicht gesehen, auf der anderen Straßenseite? Alles schwarzer Marmor, mein lieber Mann – bald ist die Barackenzeit vorbei für die *Imperial.* Ich wette, die anderen reißen auch bald ihre alten Gebäude ab. Ja, in Edmonton ist was los! Ich stehe manchen Tag eine Viertelstunde hier und sehe zu, wie die Dollars rollen. Macht mir einfach Spaß – ich habe nämlich auch schon andere Zeiten erlebt in Edmonton. Woher diese einfachen Leute das viele Geld haben? Mann, täuschen Sie sich mal nicht. Hier können Sie es niemandem ansehen, wieviel er wert ist. Oder Sie müssen schon sehr genau hinschauen. Sehen Sie den da drüben? Können Sie schätzen, was sein Hut gekostet hat?"

Ich fasse den leichtverwitterten Cowboyhut ins Auge, der außer ein paar dunklen Flecken an der mir zugewandten Seite – ist es Öl? – nichts Bemerkenswertes aufweist. „Die Sorte kenne ich: kostet hundert Dollar! Wenn Sie hinausgehen, dann schauen Sie mal ins Fenster des Hutladens, gleich neben der Damen-Bierhalle. An solchen Hüten können Sie die Ölleute erkennen. Natürlich ist nicht jeder verrückt genug, hundert Dollar für einen Hut anzulegen – und es ist nicht einmal so, als schwimme jeder Ölmann automatisch auch im Geld ... Mancher, der sich auf Verdacht Ölrechte gesichert hat, sitzt an der falschen Stelle ... Aber alle die Spezialisten, die man beim Suchen nach Öl und beim Bohren beschäftigt, die verdienen klotzig – und vor allem natürlich die Spekulanten, wenn sie Glück haben. Da kenne ich den Eric Harvie, das ist ein Rechtsanwalt in Calgary, der hat 1943, als noch niemand hier an eine Ölsensation dachte, die Mineralrechte an einem großen Landtrakt in der Prärie bei Leduc in Zahlung nehmen müssen – statt eines Honorars. Als dann die Sensation kam, als *Imperial Oil* dort das fette Ölfeld entdeckte, da fand er, daß seine Grundstücke mittendrin lagen ... Wissen Sie, was er heute jeden Tag aus seinen Anteilen kassiert? Zehntausend Dollar – ja, im Tag! Glauben Sie nun, daß so ein Mann sich einen Hut für hundert Dollar leisten kann, wenn es ihm Spaß macht? Aber der Harvie, der tut's nicht mal. Den können Sie heute noch in einem drei Jahre alten Wagen rumfahren sehen ..."

Inzwischen ist meine Überweisung endlich auszahlungsbereit, und mit Erleichterung lasse ich die Scheine ins leere Fach der Brieftasche gleiten. „Viel Glück, *Sir!*", sagt der Schalterbeamte. Als ich mich zum Ausgang wende, schließt sich mein neuer Freund mir an. Vertraut nickt er gelegentlich nach links oder rechts einem Bekannten zu, während er mich durch den Verkehr der Straßenkreuzung steuert. Es hat den Anschein, als seien die alten, die Original-Einwohner von Edmonton heute durch einen besonderen, gemeinsamen Familiensinn zusammengeschlossen angesichts des ständig durchfließenden Menschenstromes, den sie sich im übrigen gern von ihrem festen Ufer aus anschauen ...

Ich bin offensichtlich einem *town booster* in die Hände gefallen. In jeder Stadt Nordamerikas findet man sie: Geschäftsleute zumeist, die sich zur Ruhe gesetzt haben, und die es als freiwilliges Ehrenamt übernehmen, das Loblied ihrer Stadt zu singen. Sei es als Handels-

kammer-Präsident, sei es ganz privat und sozusagen im Handbetrieb, indem sie mit jedem, der offensichtlich als Fremder ankommt, sich auf amerikanisch-formlose Art in ein Gespräch einlassen und dann, mit Anekdoten und allgemeinen Lebensweisheiten untermischt, die Unterhaltung immer wieder auf die stolzen Vorzüge ihrer Stadt lenken. Sie können nicht mit gotischen Kirchenschiffen und historischen Jahreszahlen prunken, wie es zu Hause wohl pensionierte Schullehrer in ähnlicher Situation tun. Aber sie haben andere Prunkstücke zur Hand – Statistiken zumeist und Zahlen über Zahlen, die es erlauben, irgendwo einen Rekord festzustellen, den ihre Stadt errungen hat. Im Fall Edmonton ist das nicht schwer. So purzeln sie denn heraus, die Ziffern, kaum daß ich pflichtschuldigst jenen Hut im Schaufenster bewundert habe, an dem tatsächlich ein Schild lehnt: „Der Aristokrat der Stetson-Hüte: 100 Dollar. Rein Biberhaar. Wird auf Bestellung angefertigt." (Der Ladenbesitzer, der neugierig hinzutritt, als ich den Hut fotografiere, ist ernstlich besorgt, bei deutschen Beschauern eines solchen Bildes könnte der Eindruck entstehen, die kanadische Männerwelt trüge ausschließlich Hüte, die mehr als 400 Mark kosten. „So weit sind wir doch noch nicht", sagt er. Ich verspreche, die Botschaft zu übermitteln.)

Ungeduldig ergreift der *booster,* wie ich ihn bei mir selbst getauft habe, meinen Ellbogen und dirigiert mich vom Hutladen weg – er gönnt mir auch nicht die Zeit, ein danebenliegendes Bierlokal zu studieren, das laut Inschrift nur für Damen bestimmt ist. Der Blick, den ich im Vorbeigehen hineinwerfen kann, zeigt tatsächlich, daß nur ein Mann drin zu sehen ist: der Kellner. „Was ist daran schon Besonderes? Wir sind froh, daß die Bierbars getrennt sind nach Geschlechtern. Kann man sein Bier wenigstens in Ruhe unter Männern trinken... Aber nun passen Sie mal auf: Wußten Sie, daß Edmonton eine tolle Rekordstadt ist?"

Und nun zitiert er aus seinem Repertoire: „Unser Stadtgebiet ist mit 44 Quadratmeilen größer als das von Toronto oder Vancouver. Stellen Sie sich vor, wie wir da noch wachsen können! Und wir haben's vor! Toronto hat immerhin 1,2 Millionen Einwohner, und wir erst 217 000. Aber bedenken Sie: 1945 waren es 111 000! Damit hat sich die Einwohnerzahl von Groß-Edmonton seit Kriegsende verdoppelt – und seit der Jahrhundertwende verdreißigfacht! Wir sind eindeutig in ganz Nordamerika die Großstadt, die am raschesten wächst. Hätten Sie das gedacht?"

Ehrlicher Stolz spricht aus der Andacht, mit der er die Ziffern zitiert, und wie von einer Idee besessen, so wirkt der kleine, alltäglich graue Mann, als er fast beschwörend fortfährt: „Und nun sagen Sie's nur: Ja, wo man die Erde nur anzuzapfen braucht, um Öl sprudeln zu lassen – da ist das ja schließlich kein Wunder... Nein, so ist es nicht, junger Mann...", hier zucke ich ein wenig zusammen – und entsinne mich rechtzeitig, daß ich in Nordamerika bin –, da kann einem schon so eine Anrede widerfahren, auch wenn man den vierzigsten Geburtstag bereits hinter sich hat. „Denken Sie daran, wie es da unten im Süden wild herging um jedes neu entdeckte Ölfeld." Sein Daumen weist in Richtung Texas.

„Wir sind hier zwar keine Sozialisten, ganz bestimmt nicht", er reckt sich mit einer besonderen Art von Stolz, „aber hier in Alberta, wo die Wiege der *Social Credit*-Bewegung stand, da haben wir auch eine *Social Credit*-Regierung, und die achtet in erster Linie auf das

Gemeinwohl. Übrigens interessiert's mich: Was sagt man in Deutschland zu *Social Credit?*

Sein Eifer, in der Beschreibung des Paradieses Alberta fortzufahren, erspart mir eine beschämende Antwort auf seine Frage. „Die ganze Welt hat unsere Bestrebungen verlacht; die *funny money*-Leute hat man uns jahrelang genannt. Ja, komisches Geld, das war alles, was sie dazu zu sagen wußten, als unser großer Gründer, Major Douglas, versprach, durch seine Sozialdividende Kaufkraft dort zu schaffen, wo sie am meisten Nutzen bringt: bei jedem einzelnen Mitbürger. Und jetzt stehen sie tatsächlich bevor, unsere *citizens' participation dividends.* Unser Premierminister arbeitet energisch an ihrer Verwirklichung. Ich habe nicht mehr viel Zeit . . .", – auf einmal!, denke ich – aber die Erklärung folgt: „ . . . ich muß nämlich noch eine Flasche Gin rasch besorgen – meine Frau ist so erkältet –, sonst würde ich Ihnen mal ausführlich erzählen, wie wohltätig sich unsere *Social Credit*-Bewegung für die Provinz Alberta ausgewirkt hat. Unser Premierminister arbeitet die ganze Woche hart, um für das Volk von Alberta alles rauszuholen, was die Ölindustrie abgeben kann, gerade so, daß die Industrie auch noch gut wegkommt und nicht kopfscheu wird . . . Ja, das hat er verstanden, unser Manning, und daß das Ölgeld nicht eine Andeutung von Korruption in die Politik von Alberta gebracht hat, das ist auch sein Verdienst. Er ist ein Politiker nach unserem Herzen. Was glauben Sie: der Mann ist noch genau so mager wie 1943, als er Premier wurde. Er wohnt in einem bescheidenen Haus in einer Mittelstandssiedlung, und ich sehe ihn oft, wie er zum Mittagessen in seinem billigen Chrysler nach Hause fährt. Was uns aber am meisten imponiert: jedes Wochenende fährt er nach Calgary, und dort hält er im Bibel-Institut eine Radioansprache, in der noch nie ein Wort von Politik gefallen ist . . . Zwei Millionen Hörer zwischen Winnipeg und Vancouver drehen jeden Sonntag das Radio an, um unseren Ernest Manning predigen zu hören! Und wissen Sie, wen wir als Minister für Bodenschätze haben? Einen Mormonen-Bischof! Auch die Provinz Britisch-Kolumbien hat jetzt eine *Social Credit*-Regierung. Da sehen Sie mal, wie unser Aufschwung Schule macht!"

Nun wendet er sich irdischeren Erwägungen zu. „Kommen Sie, begleiten Sie mich noch zum *liquor store.* Die sind staatlich, und es gibt nur drei in der Stadt – da herrscht manchmal etwas Andrang . . ." Ich stelle mich dumm: „Können Sie denn eine lächerliche Flasche Schnaps nicht in irgendeinem Laden kaufen?" Entgeistert sieht er mich an. „Schnaps? In einem beliebigen Geschäft? Nein, da sei der Himmel vor – schauen Sie sich mal an, wie wunderbar das organisiert ist!"

Während ich neben ihm die Seitenstraßen entlanghaste, geht mir das Wort *Social Credit* nicht aus dem Kopf. Richtig, das war es doch, was seinerzeit ganz Kanada, das liebe schläfrige von damals, aufrührte: War da nicht ein gewisser Prediger Aberhart gewesen, der damals die letzten Ausläufer der Weltwirtschaftskrise zu beseitigen versuchte, indem er jeden Monat eine Summe Geldes, eben jene Sozialdividende, dorthin bugsieren wollte, wo sie der Gesamtwirtschaft am meisten zugute kommt: in die Taschen der kleinen Leute nämlich? Wie aus grauer Vorzeit steigt plötzlich deutlich die Erinnerung herauf an hitzige Debatten, denen ich auf der Bahnfahrt durch die Prärien lauschen mußte. Sie zogen sich tagelang hin, weil ohnehin kein anderer Zeitvertreib möglich war, als Karten zu spielen oder durchs Fenster in die gelbbraune tellerflache Weite zu schauen – oder zu diskutieren . . . War da nicht tatsächlich von einer

Summe die Rede gewesen – 25 Dollar im Monat, wenn ich mich recht entsinne –, die an jeden Einwohner ohne Unterschied gezahlt werden sollte? Hatte die Bewegung nicht wie ein Buschfeuer ganz Alberta ergriffen, während sich das übrige Kanada über die Anhänger des *funny money* mokierte? Bis die Regierung in Ottawa die geplante „soziale Dividende" als ungesetzlich erklärte...

Da diese Tatsachen wieder aufsteigen, entsinne ich mich auch, wie ich damals nur mit halbem Interesse den Diskussionen gefolgt war. Teils war da eine brünette Schullehrerin aus Saskatchewan gewesen – an die Grübchen, die sich beim Lächeln auf ihren Wangen bildeten, entsinne ich mich plötzlich auch wieder, während ich neben dem Gin-Durstigen herstapfe –, teils hatte ich mir wohl auch gesagt: „Na, wird auch so eine Kateridee zur Weltverbesserung sein wie die des Mister Townsend in Kalifornien, der jahrelang die Politik jenes sonnigen Staates mit seiner Idee einer Staatspension für alle alten Leute durcheinanderwirbelte..."

Und nun sollte jene weltfremde Beglückungsidee tatsächlich noch leben? Kräftiger als je, wie es scheint, und als Regulatorin des sensationellsten Ölfundes, den die Welt im letzten Jahrzehnt sah? Alberta wird immer interessanter!

Dieser Eindruck erfährt eine überraschend prompte Bestätigung, als mich mein Freund in eine Haustür zerrt, die ich für den Eingang zu einem Großhandelslager halte. Ich sehe links Schalter, an denen man durch Ausfüllen vieler Scheine offensichtlich seine Bestellungen aufgibt – Schalter rechts, über die sauber gepackte Paketchen herausgereicht werden.

„Na, nicht so viel Betrieb heute – da werde ich meinen Gin bald haben!" Ich schaue mich verblüfft um in dem überaus kahlen Raum, dessen Ausstattung einer trübseligen Behörde am ehesten zu entsprechen scheint. „Aber wo sind denn die Flaschen, um alles in der Welt? Wo trifft man denn seine Auswahl?" Ich denke an die so verführerische Buntheit verheißungsvoller Etiketten an den langen Reihen bauchiger und schlanker Flaschen, wie sie in lebensfroheren Gefilden Appetit und Durst auf so angenehme Weise reizen...

„Da oben!" – und mein Cicerone zeigt auf ein hoch an der Wand angebrachtes Verzeichnis, auf dem in monotoner Aufzählung ein paar Dutzend der schärferen Alkoholsorten aufgeführt sind, dazu der Preis. Dann begibt er sich zu einem Angestellten, der, weißgekleidet wie ein Apotheker, seine Bestellung auf einem Formular einträgt, das er in geheimnisvolle rückwärtige Räume sendet. Erstaunlich schnell erhält mein Lehrmeister an einem anderen Schalter ein sauber eingewickeltes Paketchen, er zahlt – und die Transaktion ist beendet. Geheimnisvoll neigt er sich mir zu auf dem Wege zum Ausgang: „Mein Auto steht dort an der Ecke. Ich würde Ihnen gern gleich einen Schluck anbieten, zum Abschied, weil ich jetzt nach Hause fahren muß. Aber wenn wir da geschnappt würden...!" Er rollt die Augen in echter Besorgnis. „Angebrochene Flaschen darf man nur zu Hause im Besitz haben. Wird jemand im Wagen damit erwischt, wird er bestraft. Na, wie wäre es heute abend bei mir zu Hause mit einem Schluck? Ich möchte Ihnen gern noch alles erzählen über unsere *Social Credit*-Bewegung..." Ich bedaure ehrlich, daß ich ablehnen muß. Denn ein solches lebendes Lexikon des Aufschwungs in Alberta wird mir möglicherweise nicht bald wieder über den Weg laufen. Aber ich habe noch andere Pläne und Pflichten.

7. Das Fließband der Familie Schmidt

In Vancouver notierte ich zwei Adressen unter dem Stichwort Edmonton. Da war mir eine Anzeige in die Augen gefallen in einer der deutschsprachigen Zeitungen, die an allen Einwanderer-Treffpunkten zum Verkauf ausliegen. „Deutscher Lesezirkel: Alle beliebten Illustrierten werden ins Haus gebracht. Schmidt, Edmonton ..." Und außerdem, von der Hand eines befreundeten Reporters ins Notizbuch gekritzelt, steht da der Name eines Beamten der *Imperial Oil* – jener Gesellschaft, die wohl den größten Anteil an der Entwicklung der Ölausbeute in Kanada hat.

In beiden Fällen habe ich Glück. Eine der wohltuendsten kanadischen Eigenschaften – daß man auch dem Unbekannten freundlich und mit Tatkraft zur Verfügung steht, ohne viel Worte, aber mit einem eminent praktischen Sinn für wirkliches Helfen – bringt mir seitens des Ölmanns die Einladung, ihn am folgenden Tage auf einer Inspektionsfahrt nach Redwater zu begleiten, einem der wichtigsten Ölbezirke.

Und als ich auf gut Glück am Abend an die Pforte des kleinen Einfamilienhauses klopfe, das zwischen Dutzenden ähnlicher Holzhäuser (alle ungefähr gleichgroß, jedes in rührender Anstrengung um ein wenig Individualität bemüht) in einer gleichgültigen Vorort-Wohnstraße steht, da wird mir geöffnet, und ich befinde mich, von der Tür unmittelbar in den Wohnraum tretend, auch schon vor einer bemerkenswerten Szene häuslich-gewerblicher Betriebsamkeit: Ein Miniatur-Fließband ist in vollem Gang.

„Entschuldigen Sie, daß wir einfach weitermachen. Wir müssen es ausnützen, wenn tatsächlich mal die ganze Familie versammelt ist", so sagt die Hausfrau, der offensichtlich das Ressort „Lesemappen" untersteht, nachdem ich den ersten Irrtum, ich käme um ein Abonnement, aufgeklärt und den Grund meines neugierigen und unangemeldeten Eindringens dargelegt habe.

Stapel der aus Deutschland so vertrauten Zeitschriften liegen vorn auf dem Tisch, dahinter eine Riesenrolle Packpapier, und wie an einem gut organisierten Fließband arbeiten alle vier Familienmitglieder papierschneidend, falzend und heftend Hand in Hand, so daß aus mehreren getrennten Haufen von appetitlich-frischen Zeitschriften in kürzester Frist ein einheitlicher Stoß brauner Mappen entstanden ist, in dem sie sich brüderlich vereint finden. Nun können sie hinausflattern in die Heime der Einwanderer in Edmonton und in der Prärie, wo sie den verstreuten Deutschen in einsamen Abendstunden Gesellschaft leisten. Was ihnen in der Heimat die Geselligkeit im Freundes- und Verwandtenkreise, das ganze für Entspannung und Unterhaltung organisierte Freizeitleben bot, das müssen nun ein paar bunte Hefte ersetzen, deren Lektüre für Jahre das wesentliche Medium sein wird, das dem Einwanderer ein Bild



IV. Im Osten des Landes,

wo in den „Maritime Provinces" an der Atlantikküste der Fischfang eine überaus wichtige Rolle spielt, hat sich beim Dorf Minudie (Neu-Schottland) eine originelle Art, Fische „aus der Luft" zu fangen, entwickelt. Der ungewöhnliche Niveau-Unterschied der Gezeiten macht es bei Ebbe möglich, an die Netze heranzufahren, deren oberer Rand bei Flut drei Meter unter Wasser ist.





Halifax, Hauptstadt der Provinz Neu-Schottland und einer der wichtigsten eisfreien Häfen Kanadas, zeigt in seiner prächtig erhaltenen Zitadelle eins der bemerkenswertesten historischen Denkmäler des sonst an derartigen Zeugnissen nicht überreichen Landes. Neu-Schottland, bis 1713 das französische Acadia, ist die zweitkleinste Provinz Kanadas.



Das Bild der „Seeprovinzen". Links: Sauber-idyllisches Farmland nahe Charlottetown, der Hauptstadt der Prinz-Eduard-Insel, der kleinsten, aber am dichtesten besiedelten kanadischen Provinz. – Oben: St. John's, in kahler Umgebung, ist die Hauptstadt von Neufundland, das erst im Jahre 1949 als zehnte Provinz zu Kanada stieß. – Unten: Neufundland, zu dem auch ein Teil von Labrador gehört, lebt neben dem Fischfang hauptsächlich von seinem Holzreichtum. Die Produktion der Zellulose- und Papierfabrik Corner Brook (im Vordergrund) ist auf fünfzehn Jahre im voraus verkauft!

Die Provinz Quebec, deren Charakter noch heute von ihrer französischen Vergangenheit zeugt (links unten: Stolz auf französische Muttersprache), rühmt sich der imposanten Lage ihrer gleichnamigen Hauptstadt am St. Lorenz-Strom (rechts unten). Selbst im Zentrum (links oben: Blick auf Rathaus und Hauptkirche) hat sich Quebec den Reiz einer französischen Provinzstadt bewahrt. Rechts: Ottawa, Hauptstadt von Kanada, einst eine Siedlung der Holzflößer, wird vom Gebäude des Bundesparlaments beherrscht.







Die große Wasserstraße für Fluß- wie Ozeandampfer ist der St. Lorenz-Strom (rechts). Montreal, 1500 km vom offenen Meer, ist durch ihn bereits heute ein Seehafen. Die Weiterfahrt zur zusammenhängenden Kette der Großen Seen ist bisher nur für kleinere Seeschiffe bis 1500 t möglich. Der zukünftige Ausbau der Schiffahrtsstraße betrifft vier Stellen (siehe Karte rechts unten): 1. Als schwierigstes Stück die Stromschnellen oberhalb Montreal. 2. Den Wellandkanal, der die Niagarafälle umgeht. 3. Die Kanäle zwischen Erie- und Huron-See. 4. Die Ausbaggerung des St. Mary's River. Eines Tages werden große Seeschiffe bis ins Herz des Kontinents fahren können und z. B. Getreide von den Silos an den Großen Seen (Bild links unten) abholen. Dann wird auch Chicago zu den großen Seehäfen der Welt zählen!

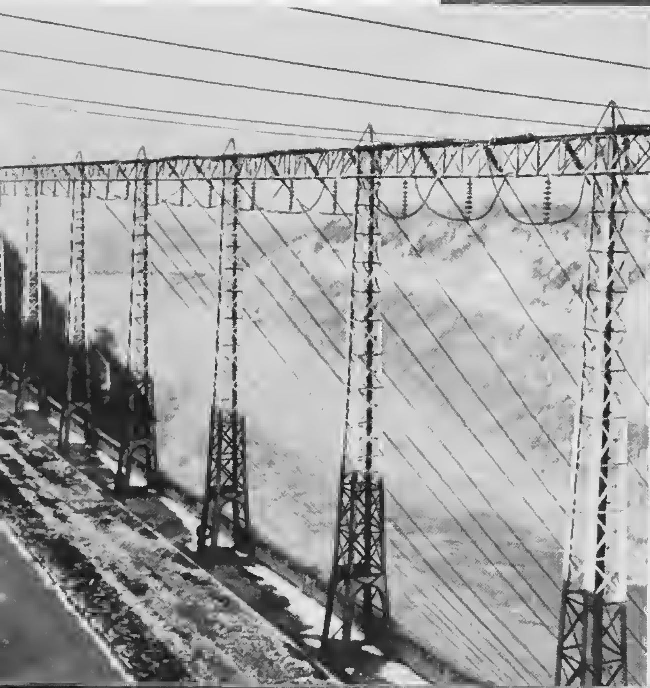


N
Hudson Bay.
Labrador Eisen-Erze
SEPT ILES
St. Lorenz Strom
KANADA
QUEBEC
MONTREAL
OTTAWA
Oberer See
Olleitung
4
Huron See
1
DULUTH
Ontario See
TORONTO
BOSTON
Niagara Fälle
BUFFALO
3
2
USA
NEW YORK
Erie See
MILWAUKEE
TOLEDO
CLEVELAND
CHICAGO
Atlantischer Ozean



Der Winter, der selbst im Südosten des Landes lange und kräftig spürbar ist, verzaubert auch karge Landschaften (links oben: ländliches Ontario) zu idyllischer Romantik und hat eigene Sportarten zur Bedeutung gebracht – in erster Linie das rauh-männliche Eishockey (oben rechts: Kanada gegen Schweden), aber auch so liebenswürdigen Zeitvertreib wie „Curling“ im Saale (links) und Toboggan-Wettbewerbe (rechts).

Die Niagarafälle gehören in ihrem größeren Teil, dem Hufeisenfall (rechts), zu Kanada. Die Fälle sind nicht nur ein überaus beliebtes Ausflugsziel, insbesondere für Hochzeitsreisende, sondern noch weit wichtiger als Quelle elektrischer Energie (unten: Übertragungsmasten des Queenston-Werks). Die Fälle wandern langsam weiter stromauf, weil ständig Felsmassen durch die Wucht des Wassers in die Tiefe stürzen. Durch Dammbauten will man diese zerstörende Kraft mildern und die Energieausbeute erhöhen.







Die beiden Weltstädte des Landes – Montreal (oben) und Toronto (rechts) –, an Einwohnerzahl etwa gleich groß, stehen in friedlichem Wettstreit um den Vorrang im Lande. Montreal, auf einer Insel im St. Lorenz-Strom zu Füßen des Mount Royal herrlich gelegen, hat die ältere Tradition – und heitere Lebensart durch den frankokanadischen Einschlag seiner Bevölkerung. Toronto, im Herzen des industriellen Kanada, zeigt einen eigenartigen Übergang von britischer Überlieferung zu vorwärtsdrängendem Unternehmungsgeist amerikanischen Stils. Montreal ist seit je ein bedeutender Seehafen, Toronto wird es nach Fertigstellung des St. Lorenz-Seewegs ebenfalls sein.





Ein stolzes Wahrzeichen kanadischen Eigenlebens ist das Parlamentsgebäude in Ottawa, dessen Turm deutliche Anlehnung an London „Big Ben“ zeigt. Die Hauptstadt ist stolz auf ihre Blumenpracht.

von dem Leben und von den Verhältnissen in der Heimat und in der weiten Welt vermittelt.

(Ein eigener kleiner Wirtschaftszweig, fast immer von Einwanderern im Nebenberuf betrieben, ist bereits aus solchen Bedürfnissen der Neu-Kanadier im Gastland entstanden. Im Holzfällerstädtchen Alberni habe ich einen jungen Angestellten getroffen, der einen Versand deutscher Schallplatten aufgezogen hat. Meistgefragte Titel: „Heimat, deine Sterne", „Möwe, du fliegst in die Heimat", „Immer und ewig trag ich im Herzen", „Grün ist die Heide", „Laß mich heute abend nicht allein". – Der junge Mann hat mir sein einfaches Rezept erläutert: „Wenn ein Schlager herauskommt, dessen Anfangszeile das Wort Heimat enthält, dann lasse ich sofort das Dreifache der normalen Probebestellung kommen." – Jede größere Stadt in Kanada hat regelmäßige Vorführungen deutscher Filme, deren Beliebtheit sich nach ähnlichem Rezept vorausberechnen läßt. In dieselbe Reihe gehören „Erika"-Romanhefte – die „überaus beliebten", wie es in jeder Ankündigung heißt – und einige prosaischere Artikel, Rasierklingen und Wurstwaren voran.)

Während ich den fleißigen Hantierungen um die Zeitschriftenmappen zusehe, habe ich bereits den Anfang der Familien-Auswanderungsgeschichte erfahren. Man kommt aus Schlesien – aber auf Umwegen. Doch erst soll ich erzählen. „Nun wollen wir mal ausführlich erfahren, was heute in Deutschland los ist. Kommen Sie hier aufs Sofa", sagt in bester deutscher Kaffeetafel-Fürsorglichkeit die Hausfrau. „Das ist außer dem Frühstück die einzige Stunde am Tag, die wir gemeinsam genießen können – und da darf der Hefekuchen nicht fehlen. Wären Sie eine dreiviertel Stunde später gekommen, hätten Sie niemanden angetroffen. Meine Tochter geht bald zur Probe des lutherischen Kirchenchors, mein Mann will in die Nachbarstraße, dort soll eine neuangekommene deutsche Familie eingezogen sein – wahrscheinlich sind sie genau so begierig, deutsche Zeitschriften in die Hand zu bekommen wie alle anderen. Übrigens auch die DPs – wenn Sie das interessiert –, unter ihnen finden wir mit die treuesten Kunden. Mein Sohn wird mich in die Stadt fahren; da ist heute Tanz in der Edelweißhalle. Vielleicht können wir dort die acht Hefte noch verkaufen, die uns letzte Woche übriggeblieben sind."

Natürlich werde ich von der Aufgabe entbunden, von Deutschland zu erzählen. Denn ich bin schon fast ein halbes Jahr unterwegs, und die Familie ist auch erst ein reichliches Jahr in Kanada. „Die Höhe der Steuern in Deutschland wird sich ja nicht wesentlich geändert haben inzwischen – und die Chancen auch nicht, die man als Angestellter über vierzig hat –, noch dazu, wenn man Flüchtling ist", nimmt der Hausherr das Gespräch wieder auf, nachdem wir uns eine Zeitlang mehr dem Kaffee und Gebäck gewidmet haben. „Sie können sich vorstellen, wie schwer uns der Entschluß fiel, in unseren Jahren auszuwandern. Ich bin mein Leben lang Bankbeamter gewesen, bis ich dann als Flüchtling in Westfalen ankam und erst als Hilfsarbeiter, später als Baukaufmann und dann als selbständiger Vertreter für Baumaschinen und moderne Fußböden tätig war ... Nun, daß man mit solchem Berufsbild bei der Auswanderung besonders geringe Chancen hat, das wußten wir. Wo wir uns auch erkundigten – überall riet man ab. Und dann haben wir doch den Absprung gewagt."

Sein Blick ruht auf den beiden Kindern, denen es offensichtlich schwerfällt, während der Reden der Älteren – die bedächtiger vor sich gehen, als sie hier wiedergegeben werden – stillzusitzen. Die Familie ist gewöhnt, so scheint es, immer in Bewegung, immer tätig zu sein.

Das Mädchen mag fünfzehn, der Bub siebzehn sein, und sie haben jenen offenen, vertrauensvollen Blick, der auf „gute Kinder" – und auf gute Eltern schließen läßt.

„Wegen der beiden dort haben wir's riskiert. Mühseliger als in Deutschland kann es für uns auch nicht werden, so haben wir uns gesagt, und warum sollen wir unseretwegen den Kindern eine Chance vorenthalten? Außerdem: ganz ohne Rückhalt waren wir nicht. Onkel und Tante hatten uns kommen lassen, die wegen ihres hohen Alters ihre Farm nicht mehr allein bewirtschaften konnten – zumal Hilfskräfte kaum zu finden sind. Denn daß sich hier im Lande niemand zur Farmarbeit drängt, daß alle die Annehmlichkeiten der Stadt genießen wollen, das haben Sie ja wohl schon gemerkt! Nun, auf der Farm hatten wir die Möglichkeit, erst einmal alle unterzukommen und uns ein wenig an Kanada zu gewöhnen. Natürlich: viel sehen kann man nicht von einem Land, wenn man nur den Umkreis einer einzelnen Farm vor Augen hat.

Etwas muß ich Ihnen da erzählen. Unserem Bub begegnete dort das bis dahin größte Ereignis seines Lebens. Ein überzähliges Auto stand im Geräteschuppen – na ja, das jüngste Modell war es gerade nicht. Er bastelte ein wenig dran rum und brachte es in Gang. Da sagte der Onkel auch schon: ‚Das gehört dir, das kannst du behalten!' Die Augen hätten Sie sehen sollen!"

Mit jener jugendlichen Verlegenheit, der nichts so peinlich ist als die Erwähnung einer Gemütsbewegung vor Fremden, sucht der junge Mann abzulenken, indem er ausführlich und unter Anführung vieler technischer Einzelheiten beschreibt, welches Modell es war, und was ihm fehlte. „Und 150 Dollar habe ich dann noch dafür bekommen, wie ich den Wagen später verkauft habe!" – „Ja, und das Ford-Auto, das wir jetzt fürs Geschäft gekauft haben, für bloß 625 Dollar, das hält er in Schuß, daß wir manchen neuen Wagen damit ausstechen", fährt der Vater stolz fort. „Aber so weit sind wir ja noch nicht in unserer Geschichte. Daß es uns wohltat, nicht nur vom finanziellen Gesichtspunkt aus, unsere ersten Gehversuche in Kanada in der Obhut der Verwandtschaft zu machen, das können Sie sich wohl vorstellen. Aber ebenso, daß man als ehemaliger Bankbeamter auf einer einsamen Farm nicht viel tun kann, um seinen Kindern ein Elternhaus zu schaffen und die Aussicht auf eine Zukunft, so wie sie im heutigen Kanada lockt: voranzukommen, mitzumachen beim Aufschwung des Landes. Das bedeutet nämlich auch hier, trotz allen Geredes von Pionieren und *selfmademen,* dasselbe wie in USA, die Frage nämlich: *What education have you got?* – Wie ist die Vorbildung? Wie können wir da unseren Kindern eine anständige Grundlage sichern? – so mußten wir überlegen –, denn wenn sie in der Schulausbildung den Anschluß noch gewinnen sollten, dann wurde es ja höchste Zeit. Würden sie es, über die Hürde einer fremden Sprache hinweg, überhaupt noch schaffen können? Onkel und Tante zeigten Verständnis; sie rieten uns selbst, unser Glück in der Stadt zu versuchen – sie würden sich dann zur Ruhe setzen und die Farm verpachten ..."

Das Gesicht der Frau, aus deren Zügen und aus deren eingeworfenen Bemerkungen bisher nichts als warme Fürsorglichkeit und der Optimismus tätigen Strebens sprachen, spiegelt jetzt, da alle Anwesenden sich in Gedanken nochmals jene Zeit zurückrufen, Sorge und Nachdenken wider.

„Ja, also, wie meistens in der Welt: Geld als erstes, so hieß es da. Eine Gelegenheit bot sich. Im Jasper National-Park suchte man Personal für die Wäscherei. Sie kennen Banff? Nun,

so wie Banff ein Kind der *Canadian Pacific* ist, so steht Jasper im Zeichen der *Canadian National.* Sie kennen die Verhältnisse in Kanada. Also brauche ich Ihnen ja nicht zu erzählen, daß diese beiden großen Eisenbahngesellschaften, die eine Privatgesellschaft, die andere praktisch Staatsbesitz, zwei konkurrierende Wirtschaftsbereiche aufgebaut haben, genau so, wie ihre beiden transkontinentalen Linien beinahe parallel das Land von Ost nach West durchqueren. Eins von den vielen Dingen, die uns zuerst ganz seltsam vorkamen in Kanada: Wenn Sie ein Telegramm aufgeben wollen hier im Lande, dann haben Sie die Wahl zwischen zwei Telegraphengesellschaften. Die eine trägt den Namen der *Canadian Pacific* und die andere nennt sich *Canadian National Telegraph.*

Ja, wozu erzähle ich Ihnen das eigentlich? Ach so: Wie die *CPR* in Banff den Steinkasten ihres Hotels in die Berge gesetzt hat und ungeheuer stolz darauf ist, so hat die *CNR* in Jasper ihre *Lodge* stehen. In diesem Gebäude finden Sie alles, was zu einem Luxus-Erholungshotel gehört: Empfang, Telefonzentrale, Küche, Verwaltung, wunderbare Speise- und Geselligkeitsräume – aber keine Hotelzimmer. Die sind ersetzt durch 60 Blockhäuser, die weitverstreut im Wald errichtet sind, so daß jede Familie sich vorkommen kann, als hätte sie allein eine Blockhütte in der Wildnis für sich. Natürlich innen mit allem Komfort! Kein Wunder, daß die prominentesten Leute Nordamerikas gern in einer solchen Blockhütte wohnen.

Nun, eine von den Bequemlichkeiten muß natürlich eine gut funktionierende Wäscherei sein. Und dort fanden wir Arbeit, alle vier, wie wir hier sitzen. Und etwas anderes bekamen wir, jeder von uns: Bargeld in die Hand. Ein großer Teil der Hilfskräfte in Jasper sind Studenten; wenn einer von denen sparsam ist, kann er nach drei Monaten – so lange ist die Saison – mit 500 Dollar abziehen. Na, es mag seltsam klingen: So stolz wir auf das kanadische Geld waren, das wir nun in die Hand bekamen, so wunderbar fanden wir es vor allem, daß wir Kanada gleich da kennenlernten, wo es am schönsten ist ... Wir haben wohl ein rechtes Glück gehabt, daß unsere ersten Arbeits-Erfahrungen in Kanada in einer richtiggehenden Ferienstimmung verliefen. Dafür können wir nicht dankbar genug sein. Wenn ich da an die Erzählungen denke von anderen, die Ende 1951 mit der ersten großen Welle deutscher Einwanderer hier ankamen, die keine Verwandten im Hintergrund hatten, und denen niemand vorher gesagt hatte, daß hierzulande in jedem Jahr mit Winterbeginn die *jobs* knapp werden, weil viele der Arbeiten, die sich im Freien abspielen, einfach aufhören, wenn die große Kälte hereinbricht. Dann sammeln sich in den Städten die Arbeitslosen. Die Kanadier, die bei den Arbeiten im Busch während des Sommers klotzig verdienen – die wissen das und sparen sich genug Geld, daß es für einen Winterschlaf in der Stadt reicht... Aber so ein frisch reingeschneiter Einwanderer...

Nun, als unser *job* zu Ende war in Jasper, da war es Gott sei Dank noch nicht Winter, und ich fand hier in Edmonton Arbeit in einer Fabrik für Bauplatten. Keine große Sache – zu Hause würde man so was Hilfsarbeit nennen. Aber ich hab's schon im Gefühl: In der Fabrik bring ich's auch mal weiter – wenn ich will. Nun, vorläufig bin ich auch damit zufrieden, denn so sind nun mal die Löhne hier: Miete für ein kleines Häuschen, ordentliches Essen für die ganze Familie, gelegentlich auch mal was zum Anziehen – muß ja nicht jede zweite Woche ein neues Fähnchen sein, wie es hier bei den jüngeren Leuten die Mode ist –, und was die Kinder so

brauchen – dafür reicht es schon aus. Die Schulen sind ja Gott sei Dank unentgeltlich in Kanada.

Aber – und nun kommt das, was Sie interessieren wird – wir wollen ja weiterkommen! Endlich mal ein bißchen was sparen und ein wenig vorausdenken können! Das ist es ja, was uns zu Hause nicht vergönnt war ... Und hier haben wir es nun vor Augen. Unsere Mappenfabrikation haben Sie ja gesehen. Morgen werden sie ausgefahren; da hat der Junge nachmittags keine Schule und kutschiert meine Frau bei der Kundschaft rum. Perlonstrümpfe wollen wir noch aufnehmen zum Vertrieb; danach fragen alle Einwandererfrauen, wenn sie erst mal ihre Erfahrungen mit den hiesigen Strumpfwaren gemacht haben.

Aber, Kinder, was sitzen wir hier und schwatzen! Der Tanz geht ja gleich los im Edelweiß, und hier liegen die acht Hefte, die wir heute noch verkaufen wollen. Da fahre ich gleich mit rein. So, und hier die Mappe für Rudolphs in Beverly – Sie können ja gleich mit rausfahren mit meinem Sohn – da lernen Sie eine Familie kennen, die sich prima durchbeißt ...“

So rollen wir also über das mächtige Viadukt wieder der Stadt zu. Wie sie da im letzten Tageslicht den Steilrand des Flußtals krönt, bietet sie einen geradezu majestätischen Anblick: das Parlament über einem waldbestandenen, in allen Farben des Herbstlaubs erglühenden Hang; daneben, etwas zurückgesetzt, der klotzig-weiße Riesenbau eines modernen Verwaltungsgebäudes; ein paar Kirchtürme über einem Meer meist niedriger Dächer – und am anderen Ende der *skyline* das alte Hotel MacDonald, das, von dieser Seite gesehen, seinen stolzen Schloß-Charakter voll bewahrt, auch wenn der kubische Erweiterungsbau dahinter halb sichtbar ist.

Die „Edelweiß-Halle“ liegt im älteren Stadtviertel, wo sich die billigen Kneipen und Übernachtungshäuser im Raum zwischen Bahnhof und Geschäftsbezirk drängen. Das Hasten zum Eingang, in seltsamem Kontrast zu den im Vorraum müßig herumstehenden Gruppen, die quäkenden und kreischenden Töne, von der die Instrumente stimmenden Kapelle verursacht, die von irgendwo aus dem Hintergrund dringen, alles läßt vermuten, daß sich hier kein anderer Anblick, keine anderen Erlebnisse bieten werden als in jener Tanzhalle von Vancouver. Also überlasse ich Vater und Mutter Schmidt ihrem ambulanten Geschäft.

Der Sohn steuert die brave Familien-Limousine stadtauswärts, und während der Fahrt enthüllt er sich als Kollege. „Was habe ich erst Herzklopfen gehabt vor der hiesigen Schule! *High school,* wissen Sie. Gewiß, schon in Jasper war ich heilfroh, wenn ich merkte, wie es jeden Tag besser ging mit meinem Englisch. Aber nun: gleich Dutzende von Schulfächern in der neuen Sprache! Und wie würden sie mich als Ausländer aufnehmen, als Deutschen gar? Nun, da brauche ich Ihnen nur eins zu sagen: Vor ein paar Tagen bin ich zum Präsidenten gewählt worden ...“

Ich muß ein etwas ungläubiges Gesicht gemacht haben. „Nein, stellen Sie sich nicht zuviel darunter vor: zum Präsidenten des Photoklubs an der Schule! Aber gar so unwichtig ist die Sache auch wieder nicht. Erstens hat man sich damit als populärer Mann bewiesen – und das ist nicht ohne. So wichtig, wie bei uns zu Hause die Zensuren sind, so sehr kommt es hier drauf an, daß man als *popular* gilt. Das ist schon halbe Politik, die man hier lernt – das hatte ich bald raus –, und unsere Lehrer sagen’s uns auch immer wieder, daß es nicht bloß auf die *marks* ankommt – was wir im alten Land Zensuren nennen –, sondern ebensosehr darauf, daß wir

lernen, mit Menschen umzugehen, uns beliebt zu machen, *contacts* zu pflegen und *human relations*, zur rechten Zeit dem rechten Mitschüler einen Gefallen zu tun – na ja, das nennt man eben hier, sich populär machen. Ich weiß gar nicht mal, ob ich es so recht verdiene, schon so rasch so beliebt zu sein."

Das vor Eifer strahlende Gesicht läßt jedenfalls über den Effekt keinen Zweifel. „Vielleicht hat man auch unter meinen Mitschülern beschlossen, mir eine Chance zu geben. Hier ist's nicht so, wie es in Deutschland in der Schule war, daß jeder Neue erst mal mißtrauisch beäugt wurde . . . Als Außenseiter ist man hier immer besonders interessant. Na, auf jeden Fall habe ich es jetzt bestimmt nicht mehr allzuschwer, zur ‚Schulprominenz' aufzusteigen. Wissen Sie, diese Photographiererei an der Schule hier, das ist was ganz anderes als bei uns: nicht bloß ein bißchen Dunkelkammerplantscherei, so als halber Physikunterricht, und mal ein Photoausflug. Nein, wir sind mehr eine Art Reporterklub. Eine Schulzeitschrift gibt's, da üben die Mitglieder der Redaktion schon richtiggehend das Reporter-Handwerk. Natürlich, ich habe schon gehört, daß es so was auch in Deutschland gibt – aber ich habe es erst hier kennengelernt. Wir bemühen uns nun, im Schulleben immer originelle Bilder zu schnappen. Die besten kommen dann ins Jahrbuch der Schule – na, und sehen Sie jetzt, wie populär man da werden kann, wenn man sozusagen die ganze Sache in der Hand hat? Sie wissen ja, wie jeder hier im Lande scharf drauf ist, sagen zu können: *I had my picture in the paper!*"

Ein Pfad durch lockerbebautes Laubengelände – so würden wir es wohl nennen –, der Wagen hopst und rumpelt. Die fette Erde, über die wir fahren, ist so zu Wülsten und Furchen erstarrt, wie der letzte Regen und die Reifen der Autos das Schlammgebirge geformt haben. Vor einer Baracke halten wir; im Dämmerlicht des Abends bietet sie einen Anblick, der mich unvermittelt in die schlimmsten Tage jenes Baustils zurückversetzt, den man einst in grausamer Ironie „Deutsches Barack" taufte. Ein Kinderwagen und ein leuchtendrot lackiertes Spieldreirad an der Tür, Stapel von Baumaterial im Hintergrund setzen winzige Tupfen von Optimismus in ein Bild, dessen Trübsinnigkeit mich zu dem Ausruf verleitet: „Menschenskind, mußten die denn auswandern, nur damit sie hier hausen wie im Flüchtlingslager daheim? Sagten Sie nicht, daß der Mann eine ganz gute Stellung hat?"

Noch ehe mein junger Kollege antworten kann, tritt, vom Geräusch des Wagens herausgelockt, eine Frau in geblümtem Hauskleid vor die Tür – mit einem pausbäckigen, blondlockigen Baby auf dem Arm, dessen erfreutes „Onkel, Onkel!" eine Antwort auf meine Frage überflüssig macht. Denn Mutter wie Kind haben nichts vom mißmutig-grauen Ausdruck des Barackenbewohners aus Zwang.

„Wie nett – mal Besuch hier draußen in unserer Einsamkeit – bitte kommen Sie nur herein!" Wie jede deutsche Hausfrau murmelt die junge Frau, während sie sich nach einem heruntergefallenen Spielzeug-Elefanten bückt: „Mein Gott, wie das hier wieder aussieht – wissen Sie: mit so einem Kind ...", obwohl die blitzende Wohnlichkeit im engen Inneren, mit blankem Wachstuch auf dem kleinen Tisch und frischen Vorhängen an den Fenstern, in schroffem Gegensatz zum Äußeren der Behausung steht.

Ich habe das Kindchen auf den Arm genommen, während die junge Mutter wie in selbstvergessener Vorfreude einen raschen Blick auf die Bilder und Inhaltsankündigungen eines

jeden der Blätter wirft, die ihr mein junger Freund in der Mappe mitgebracht hat. Dann, plötzlich wieder des Besuchers eingedenk, wischt sie ein paar Staubkörnchen, die nur in ihrer Einbildung existieren, vom Sessel und kommentiert, nun ohne Scheu und mit gutem Humor, die selbstgewählte Beschränkung.

„Es tut mir leid, daß mein Mann nicht da ist, aber er ist viel unterwegs jetzt, um Grundstücke anzuschauen. Mit dem *boom* jetzt" – der Gegenstand meiner Nachforschungen ist anscheinend bereits als Haushaltswort auch in die Sprache der Deutschen hier eingedrungen –, „muß man sich sehr vorsehen beim Grundstückskauf. Die Besitzer von Land, das für Hausbau in Frage kommt, sind recht anspruchsvoll geworden. Sie tun, als wäre Edmonton schon eine Millionenstadt. Und wir suchen ja etwas, was nicht zu weit weg ist von der Fabrik; die ist jetzt von hier aus bequem zu Fuß zu erreichen. Deshalb hausen wir ja gerade hier..."

Die junge Frau scheint mir anzumerken, daß mir diese Erklärung nicht ganz genügt. „Na, und dann ist noch ein anderer Grund. Hier wohnen wir umsonst; das Gelände und die Baracke gehören zur Fabrik. Für deutsche Verhältnisse verdient mein Mann zwar sehr gut. Aber wenn man die sechzig oder neunzig Dollar im Monat sparen kann, die wir bestimmt ausgeben müßten für was Passendes, dann tun wir's natürlich gern. Dann können wir um so eher schaffen, was wir uns vorgenommen haben. Wir wollen nämlich gleich zwei Häuser bauen, wenn wir genug gespart haben. Da wundern Sie sich?

Schauen Sie, das ist so: Wenn einer hier eine normale Miete zahlt, und wenn er nicht gleich einen besonders teuren neuen Wagen fahren will oder sein Geld vertrinkt, dann kann er nach so zwei Jahren etwa durchaus daran denken, sich ein Häuschen zu kaufen. Es muß ja nicht gleich alles auf einmal bezahlt werden. Wenn man's nur so einrichtet, daß man etwa dasselbe an Abzahlungen leistet, was man sonst an Miete aufbringen müßte – dann wohnt man doch wenigstens im eigenen Haus – und irgendwann gehört es einem dann auch ganz!

Nun, und wir haben uns etwas ganz Besonderes vorgenommen. Wir begnügen uns erst mal mit der mietfreien Baracke hier, solange es nur geht" – trotz allem Optimismus in ihrer Stimme ist der Blick doch ein wenig wehmütig, den sie an den engen Wänden entlangschickt – „und wenn sie uns alle auslachen, die anderen, die nicht rasch genug die feinen Leute spielen können, mit *picture window* und allem ... Und nach zwei oder drei Jahren, so haben wir uns das ausgerechnet, dann sitzen wir im eigenen Haus – und haben noch ein zweites bauen können, für das wir dann die Miete kassieren! Das Wichtigste ist bloß, daß man sich beizeiten um die Grundstücke kümmert. Und deswegen treffen Sie meinen Mann jetzt nicht an ..."

Seit Minuten bereits beobachte ich aus dem Augenwinkel, wie mein junger Freund in sichtlicher Pein von einem Fuß auf den anderen tritt. Da fällt es mir ein: Mit Bestürzung stelle ich mir seine Eltern vor, wie sie nun wohl ebenso ungeduldig vor der Edelweiß-Halle auf- und abwandeln. Schleunigst nehmen wir Abschied, gutgemeinte Kaffeepläne schnöde durchkreuzend.

Als wir wieder im Wagen sitzen, sagt der Klubpräsident: „Mutti wollte nämlich noch gute Wurst besorgen und echten Schweizer Käse. Prima, daß Sie gekommen sind: da gibt's nämlich heute abend eine richtige kalte Platte." Und so war es.

8. Öl verwandelt die Prärie

Das also ist die Prärie – nicht die tellerflache, so wie ich sie schon kenne aus Manitoba, aus Saskatchewan, von Streifzügen in früherer Zeit. In Wellen erstreckt sie sich vor uns.

Der Weizen beherrscht auch hier das Land. Zwar sind die Felder schon abgeerntet. Doch die ungeschlachten Holzbauten der Getreidesilos sprechen deutlich genug. Turmhoch erheben sie sich über die verlorenen Bahnhäuschen. Weite Mulden breiten sich vor uns aus in der Landschaft, die wir hin und wieder von der Straße aus überblicken, wenn wir gerade wieder auf dem höchsten Punkt einer Bodenwelle angelangt sind. Ab und zu umgeben ein paar Wohnhäuser die Silos, doch meist stehen die nüchternen Zweckbauten verlassen an der Bahn.

Wären wir in Thüringen, so fiele dieser Landschaft sicherlich in allen Beschreibungen die Bezeichnung „lieblich“ zu – so angenehm sind hier die Felder mit Gehölzen wechselnder Baumarten durchsetzt, die alle bereits das Rot und Gelb der Herbstpracht ahnen lassen, die bald überall aufflammen wird.

Die Unterhaltung im Wagen ist lebhaft und angeregt seit dem Augenblick, da ich mich vor dem Hotel MacDonald den Reisegefährten vorgestellt habe: dem Ölmann und einem Rundfunkreporter aus Calgary. Noch ehe der Wagen vom Asphalt Edmontons auf den Schotter der Überlandstraße übergewechselt ist, sind wir übereingekommen, einander beim Vornamen anzureden. Während wir uns erst über das „Wirtschaftswunder von Alberta“ unterhalten (das fatale Wort spielt auch hier eine Rolle), während mir dann Ausdrücke wie „seismographische Mannschaften“ oder „Fischschwanz-Bohrköpfe“ um den Kopf schwirren; während ich Mühe habe, mir unter solchen Begriffen etwas vorzustellen, die für die Begleiter offensichtlich alltägliches Lebenselement darstellen; während ich also von Ölvorstellungen voll sein sollte bis obenhin, streunen doch offenbar Augen und Unterbewußtsein selbständig umher ... Denn so sehr ich mich bemühe, Interesse aufzubringen und Vertrautheit zu heucheln mit einer Materie, die mir völlig neu ist – so intensiv nagt etwas in einer entlegenen Bodenkammer des Gedächtnisarchivs, ein aufdringlicher Gedanke: Ja, kennst du das nicht alles, diese Gegend?

Die Augen saugen sich, gelenkt von diesem Quälgeist, an der Straße vor uns fest, die in eine weitgezogene Senke hinabführt. Dunkelbrauner, samtstumpf aufgetrockneter Schlamm auf fünf oder sechs Wagenbreiten (*dirt road* nennt man das – und eine treffendere Bezeichnung ist schwer vorzustellen), darin unregelmäßig verlaufend die gerippten Reifenabdrücke vereinzelter Wagen, die offensichtlich einem entgegenkommenden ausweichen mußten ... In der Mitte jedoch eine Spur, deren beide Fahrrinnen aus der Nähe blaugrau, fest und glatt schimmern, während ihre Fortsetzung nach der Ferne zu heller aufleuchtet wie eine Eisen-

bahnstrecke, wie ein seltsames Schienenpaar, das ein wenig unregelmäßig ausgefallen ist ...

Rollbahn!, so schießt es mir durch den Kopf, als eine besonders heftige Schwelle in der wellblechartig quergerippten Fahrspur mich im Sitz emporschleudert. Und die Form der Kirche, die zwischen lockeren Baumgruppen sichtbar wird, der Zwiebelturm, dessen goldenes Kreuz im Näherkommen jene unregelmäßige Form zeigt, wie sie im Herrschaftsbereich der orthodoxen Kirche gilt – sie vervollständigen die Erinnerung zu blitzartiger Erkenntnis: Ukraine!

Das Bild der Landschaft, die weitwogenden Weizenfelder, die slawischen Namen, denen man in dieser Gegend Kanadas fortwährend begegnet – sie bilden eine eigenartige, ganz osteuropäisch gestimmte Begleitmelodie zu allem, was man in diesem Teil des Landes sieht und erlebt ...

Doch wann beginnt das Schauspiel, auf das ich so fiebernd warte? „Wissen Sie, daß wir hier eine eigene Zeitrechnung haben, sozusagen?", so hat mein Ölfreund seine Erklärungen eingeleitet. „Vor Leduc, nach Leduc – das ist unser Maßstab, und der Punkt Null ist der 13. Februar 1947. Das ist ein Datum, das in die Geschichte der kanadischen Prärie eingehen wird. An diesem Tage explodierte die größte Erdöl-Sensation in Nordamerika seit Spindletop. Sie wissen nicht, was Spindletop ist? Die Quelle, die vor einem halben Jahrhundert in Texas erbohrt wurde und dort jenen Ölboom einleitete, der heute noch im größten Staat der USA jedes Jahr neue Millionäre schafft." „Und neue Großsprecherei ...", fügt unser Begleiter mit ironischem Zwinkern hinzu.

„Was das Texasöl für USA bedeutet hat in all dieser Zeit, das brauche ich Ihnen ja nicht zu erzählen. Nun, wo man in Texas vor fünfzig Jahren stand, da sind wir in Kanada heute. Und ob man später einmal die dortige Entwicklung oder die unsrige als das gewaltigere Ereignis ansehen wird, das ist eine durchaus offene Frage. Immerhin, was für ein Ereignis Leduc bedeutete im Jahre 1947, darüber werden Sie ja wohl auch in Deutschland zu jener Zeit genügend gehört haben."

Da er offensichtlich ansetzt, ausführlich zu dozieren, will ich ihn nicht ablenken, indem ich ihm erzähle, daß damals für uns andere Dinge im Vordergrund standen, und daß ich mir auch heute kaum jemanden in meiner Heimat vorstellen kann, dem der Name Leduc etwas bedeutet. Statt dessen erfahre ich (wenn ich die verschlungenen Pfade und Kreuzungen eines Gespräches zu dritt zu einer leidlich geraden Straße ebnen darf) die Geschichte des kanadischen Öls – sofern man einen solchen Ausdruck für den bescheidenen Zeitraum von reichlich sechs Jahren gebrauchen darf.

Zunächst muß der „Dozent" – auf kritische Einwürfe seines Landsmanns hin – zugeben, daß die *story* des kanadischen Erdöls nicht bei Leduc beginnt. Lange Jahre vorher förderte man bereits Öl im *Turner Valley* in Alberta (immerhin zehn Millionen Faß jährlich während des letzten Krieges). Und eine vor mehr als dreißig Jahren entdeckte Quelle im hohen Norden des Landes erwuchs zu hoher Bedeutung während des Pazifik-Krieges, als man mit Hilfe einer *pipe line,* wie man die mächtigen Röhrenleitungen zum rationellen Transport des Öls nennt, und einer eigens in Whitehorse im Yukon-Gebiet gebauten Raffinerie der Alaskafront eine autarke Versorgung mit Flugzeugbenzin sicherte – für die Truppen von beachtlicher Stärke, die dort in nervöser Erwartung eines japanischen Angriffs versammelt waren.

(Es war eine Zeit und eine Situation, die auch das gigantische Unterfangen des *Alaska Highway* möglich machten, dessen größere Strecke über kanadisches Gebiet führt.)

Ja, und nun hebt der Rundfunkmann den Finger mit der süffisanten Miene des Musterschülers, der besser orientiert ist als der Lehrer: Man behauptet sogar, daß auf kanadischem Boden die ersten Ölquellen des amerikanischen Kontinents systematisch ausgebeutet wurden, und zwar von einem Mr. Williams in der Grafschaft Lambton in West-Ontario – bereits zwei Jahre vor der Erschließung jener Quelle in Titusville in Pennsylvanien, die 1859 stattfand, und die man gemeinhin als das Anfangskapitel der nordamerikanischen Ölgeschichte betrachtet.

Historie beiseite! Der Schrei „Öl! Es ist Öl!", der aus den Kehlen erregter Vorarbeiter am 13. Februar 1947 über die Weizenfelder von Ledue ertönte, 30 Kilometer südlich von Edmonton, war zunächst einmal der Schlußpunkt unter ein Kapitel fruchtloser Suche. Der Firma *Imperial Oil* fiel dieses Los nicht von ungefähr in den Schoß, und auch für die Konkurrenz war das Ereignis – in seinen Konsequenzen das größte in der jüngsten Wirtschaftsgeschichte Kanadas – nicht ein unerwarteter Regen schwarzen Goldes, aus heiterem Himmel sozusagen.

Die Geologen waren seit Jahrzehnten der Überzeugung, daß die Ölfelder von Texas und Oklahoma nur ein Teil eines riesigen Beckens seien, das sich weit nach Norden hinauf unter dem Präriegürtel des Kontinents hinziehe. *Imperial Oil* allein, so erzählt stolz mein Begleiter, der als *public relations man* verpflichtet ist, solche Tatsachen und Zahlen aus dem Ärmel zu schütteln, steckte 23 Millionen Dollar und 30 Jahre Arbeit in die Suche nach diesem Schatz, den man irgendwo unter der Prärie vermutete. Zunächst immer mit demselben Resultat: kein Tropfen – und dies 133mal hintereinander. Denn das war die Zahl der fruchtlosen Bohrungen.

„Glauben Sie nicht, daß eine ergebnislose Bohrung eine Sache ist, die man mit einem Achselzucken abtun kann. Der Transport und die Errichtung eines Bohrturms, das wochen- oder monatelange Bohren, welches umfangreiche Maschinerie und eine Mannschaft hochbezahlter Spezialisten erfordert – sie sind nur das letzte Stadium eines langwierigen Suchprozesses, der an Hand geologischer Anzeichen die für Bohrversuche lohnendsten Örtlichkeiten festlegt."

Die Geologen – wiederum hochbezahlte Fachleute – versuchen zunächst ein Bild von Art, Lage, Stärke und Verlauf der unterirdischen Gesteinsschichten zu gewinnen, um Konstellationen ausfindig zu machen, die erfahrungsgemäß der Bildung von Ölbecken günstig sind und demgemäß einen Bohrversuch rechtfertigen. Hier in der Prärie, wo die Gesteinsformationen kaum je an der Oberfläche zu studieren sind, verläßt man sich heute fast völlig auf die Seismographen. Ja, dieselben Geräte, mit denen man Erdbeben studiert. Mit dem einen Unterschied, daß die Geologen ihre Erdbeben selbst produzieren, in Form von Dynamit-Detonationen. Die Art, wie die Erschütterungswellen von den verborgenen Gesteinsschichten zurückgeworfen werden, wird von dem Gerät registriert, das so empfindlich ist, „daß es die Fußtritte einer Ameise festzustellen gestattet" ...

„Also, die Geologen und Geophysiker ziehen aus den Aufzeichnungen des Geräts ihre Schlüsse, kleinere Probebohrungen werden gemacht, die geförderten Bodenproben werden chemisch analysiert, man studiert Luftbilder der gewählten Gegend mit der Lupe – und dann beginnt man – vielleicht! – tatsächlich mit dem Bohren ... Na, und nun stellen Sie sich vor:

133 vergebliche Großbohrungen – nach solchen Vorbereitungen! 23 Millionen Dollar verpulvert – auf der Jagd nach einem Ziel, das vielleicht nur ein Traum ist. Na schön, es ging also gut aus. Und seit dem ‚Glücks-Dreizehnten' von Leduc jagen die Entdeckungen einander in rascher Folge. Das zweite große Feld, das man entdeckte, war Redwater, unser Ziel für heute. Übrigens, wir waren nicht die einzigen, die nach Öl suchten. 24 Gesellschaften waren es, die ‚vor Leduc' in den Prärien bohrten, und das kostete sie etwa 1 Million Dollar im Monat. Ganz schöne Summe, jahrelang nur so zum Fenster hinaus geworfen, nicht wahr? Und was jetzt los ist, das ersehen Sie daraus, daß jetzt *jeden Tag* eine Million Dollar für die Ölsuche ausgegeben wird – von 240 Gesellschaften!"

Damit ist die Vorlesung fürs erste beendet, denn der Dozent sucht einen Parkplatz. Wir sind in der ersten großen Siedlung angelangt, seit wir Edmonton verlassen haben. Die Getreidespeicher, die wir am Ortseingang passierten, kennzeichnen sie als eine Weizenstadt; die Hauptstraße, in der wir uns offenbar befinden, ist überaus weit angelegt, mit Häusern von monotoner, doch unauffällig moderner Bauart, deren Reihe hier und da noch Lücken aufweist; und es sind wohl die Autos wohlhabender Weizenfarmer, die sich vor dem örtlichen Hotel drängen. „So, nun mal eine kleine Erfrischung", sagt der Ölmann, als wir endlich Parkraum gefunden haben.

Ich versuche einen Protest, so taktvoll wie möglich. Denn dieses ordentliche, schläfrige Städtchen (nur aus dem Gasthaus dringt Stimmengewirr) interessiert mich nicht. Mich drängt es, nach Redwater zu kommen — ich will den Wilden Westen neuen Stils erleben – ein Ölzentrum, so stelle ich es mir vor, in dessen halbfertigen Straßen sich zwischen Bretterbuden, improvisierten Bürozelten und Whiskykneipen das Leben der Ölpioniere konzentriert, wo den rauhen Männern auch improvisierte Vergnügungen geboten werden ... „Können wir denn nicht vielleicht gleich weiterfahren nach Redwater?"

Zwei erstaunte Gesichter wenden sich mir zu. „Aber wir sind ja da ...!" In meiner Fassungslosigkeit muß ich sehr enttäuscht wirken. „Ja, aber die Ölquellen ... Wo ist denn das Feld?" „Wir sind ja schon durchgefahren, kurz vor der Stadt. Aber trösten Sie sich: Jetzt essen wir einen Bissen – und ein paar von unseren hiesigen Freunden sind immer in der Kneipe, die sollen Sie dann rausführen nach der anderen Seite, wo man wirklich etwas sieht."

Ich muß zugeben: wie im Gasthaus eines kleinen Farmerstädtchens sieht es innen wirklich nicht aus. Ausschließlich Männer bevölkern den weiten, nüchtern modernen Raum mit den Stahlrohrmöbeln; sie behalten, locker ins Genick geschoben, auch am Tisch ihre Hüte auf, die ich in Edmonton bereits als das Abzeichen ihrer Gilde kennengelernt habe. Und wie sie zurückgelehnt dasitzen, breitbeinig, roten Gesichts, die ungenierte Unterhaltung in kurzen Intervallen von lautem Gelächter unterbrochen – da bieten sie tatsächlich ein Bild, das sich mit meinen Vorstellungen von einer *oil boom town* decken könnte, wären die Häuser draußen, die Bar drinnen wenigstens ein bißchen improvisiert, ein wenig Wildwest ...

„Ja, da sind Sie bei uns in Alberta am falschen Platz, Bernd", heißt es auf meine Beschwerde. „Bei uns muß es ordentlich zugehen. Wenn irgendwo ein neues Ölfeld entdeckt wird, dann sind die Städteplaner der Provinz beinahe ebenso rasch da wie die Ölmeute ... Wer da ein Hotel oder ein Kino bauen will, wer eine Molkerei oder eine Wohnsiedlung auf-

stellen will – jeder muß sich an die ‚Direktion für Stadt- und Landplanung' wenden ... Die Grundstücksbesitzer dürfen nur parzellieren und verkaufen, wenn sich der Käufer unmittelbar zum Bau verpflichtet. Nein – Wilden Westen – das gibt's nicht mehr unter Ernest Manning."

Das bringt mich auf eine Frage, die mich bereits seit meiner Unterhaltung mit dem *town booster* beschäftigt.

„Na, und beim Ölprofit, da hat der Staat ja auch seine Finger drin? Euer Manning soll da sehr *clever* sein, höre ich?", so taste ich mich vor. „Nein, mein Lieber, das geht weiter zurück – obwohl man zugeben muß, daß der Premierminister die Chance, die ihm die Voraussicht früherer Planer hinterlassen hat, gründlich zu nutzen weiß."

Wir werden unterbrochen. Ein wenig schwankend, ein wenig lallend, aber mit grotesker *Caballero*-Höflichkeit fragt uns ein lang aufgeschossener Farmer, unter dessen Overall-Hosenträgern ein grellkariertes Flanellhemd hervorlugt, ob Mutter ... (hier folgt ein russischer Name – oder ist er ukrainisch? –, den ich nicht einmal an Ort und Stelle behalten kann) uns zu einem Glas einladen dürfe.

Ihren neunzigsten Geburtstag feiert die Bäuerin; wir entdecken sie jetzt erst in der Runde robuster Farmer – so knapp nur ragt die verhutzelte Greisin über die Tischplatte. Mit der zahnlosen Fröhlichkeit der Bäuerin, die auf ihre alten Tage großzügig wird, lädt sie uns ein, zu bestellen, was uns Spaß macht. „Zeit meines Lebens habe ich nicht gewußt, wie ein Wirtshaus von innen aussieht – neunzig Jahre muß ich alt werden, und die Ölgebühren müssen kommen, damit ich das entdecke – das müssen Sie mit mir feiern, meine Herren!" Wir entschließen uns zu dem Getränk, das die Farmer von den Ölarbeitern übernommen haben: *Calgary Red Eye*. Überaus gefährlich, ja explosiv leuchtet es in den Gläsern – beim ersten Schluck schmeckt es anders als alle Getränke, die man kennt. Beim vierten, während die Tischrunde gespannt auf meine Reaktion wartet, dämmert es: Das ist Bier natürlich – und Tomate! Drei Viertel Bier, ein Viertel Tomatensaft – das soll erfrischend sein (kann ich sofort bestätigen) – und unter Garantie jedem Kater vorbeugen (stimmt möglicherweise). Meine Überraschung ist groß: Die rauhen Ölarbeiter verschmähen Whisky – und entschärfen das Bier noch mit Gemüsesaft!

Ich steuere unser Trio, sobald es unter Wahrung der primitivsten Höflichkeit möglich ist, aus der ständig noch wachsenden Runde slawischer Gastlichkeit und dränge beim Lunch darauf, Näheres über die Patentlösung zu erfahren, mit deren Hilfe man hier einen ansehnlichen Teil vom Strom des schwarzen Goldes zum Nutzen des Volkes von Alberta abzweigt.

Es stellt sich heraus, daß die Wurzeln dieses Zustandes nicht allein in jener seltsamen Mischung von Weltverbesserungsstreben und ehrbarem Konservativismus liegen, wie sie Ernest Manning und *Social Credit* verkörpern. Der Glücksumstand, der den wohlmeinenden Absichten Mannings die solide Basis leiht, besteht in der Tatsache, daß seit 1887 in Alberta mit dem Landverkauf an Siedler oder Gesellschaften nicht mehr die Schürfrechte automatisch verbunden sind. So daß also bei neun Zehnteln allen Landes das Eigentum an den Schätzen unter der Erde der „Krone", vertreten durch die Provinz, zusteht. Von diesem Recht, das man fast einen Glückszufall für die Provinzregierung nennen könnte (denn die Verhältnisse sind in dieser Hinsicht durchaus nicht einheitlich in ganz Kanada), einen ebenso weisen wie geschickten

Gebrauch gemacht zu haben – das jedoch ist das unbestrittene Verdienst der Leute von *Social Credit.*

Die Regierung von Alberta ermutigt privates Kapital zu der, wie wir gesehen haben, überaus kostspieligen Suche nach Öl, indem sie geeigneten Firmen die Suchrechte für große Gebiete – bis zu 2 Flächen von je 40 000 ha – überträgt. Wird binnen drei Jahren kein Öl gefunden, muß die Gesellschaft das Feld aufgeben. Sprudelt der kostbare Stoff jedoch aus der Erde, dann erhält die fündige Gesellschaft das Ölnutzungsrecht *für die Hälfte des Gebietes.* Die Ölrechte der anderen Hälfte übernimmt die Provinz Alberta – und versteigert sie an den Meistbietenden ...

Von jeder Tonne Öl, die gefördert wird, erhält die Provinz außerdem 13 Prozent. Wundert man sich da noch, daß das Jahresbudget von Alberta jetzt 200 Millionen Dollar beträgt – gegenüber jenen 40 Millionen, welche Manning vor zehn Jahren in seinem ersten Budget ansetzte? Das in die Provinzkasse fließende Öleinkommen wird für 1954 allein auf 90 Millionen Dollar geschätzt ...

Der bescheidenere Bruder des Öls, Erdgas, spielt in alle Unterhaltungen mit hinein. Ganz Kanada beneidet die Einwohner von Alberta, die im Durchschnittshaushalt für Heizung, Warmwasserversorgung und Kochgas noch keine 65 Dollar im Jahr ausgeben. Dazu ermöglicht diese handliche Quelle billigen Brennstoffes, der bequem zu gewinnen und leicht zu befördern ist, den Aufbau von neuen Industrien.

Das prägt sich im Bannkreis von Edmonton bereits im Entstehen neuer Fabrikviertel aus. Die „petrochemische Industrie" steht dabei im Vordergrund. Ihre Anlagen erheben sich, vom Viadukt aus gesehen, als eine weithin blitzende Parade jener grotesken Formen, wie sie, ungleich allen Fabrikanlagen herkömmlicher Art, die chemische Großindustrie von heute kennzeichnen. Ballon-, gurken-, schornstein- und treppenleiterartige Gebilde stehen da in der klaren Herbstluft der Prärie, überaus modern anzuschauen, alle mit Aluminiumfarbe auf einen heiteren Silberglanz gebracht, alle durchbrochen, umwunden von jenen kilometerlangen Schlangenröhren, wie sie die Lebensadern dieser Industrie unserer Tage zu bilden scheinen.

Unmittelbar neben einem Naturgas-Feld ist eine Nickelraffinerie im Bau, die 24 Millionen Dollar kosten und fünf Prozent der Welt-Nickel-Produktion bestreiten wird. Die Felder einer Farm am Rande von Edmonton tragen eine Fabrik für Polythen-Kunststoff, welche die achtfache Menge von diesem heute so viel verwendeten Material produzieren wird, als bisher eingeführt wurde.

Die Quelle all diesen Reichtums wird – und hier zeigt sich wiederum die haushälterische Sorgfalt der Provinzregierung – streng überwacht. Drei Männer stehen dem „Öl- und Gas-Konservierungsamt" vor, das jeder einzelnen Firma für jede einzelne Quelle vorschreibt, wieviel sie in jedem Monat fördern darf, und wieviel von dem entweichenden Gas – das früher als wertlos verbrannt wurde – oder von dem gelegentlich auftretenden Salzwasser in die Erde zurückgepumpt werden muß, da es die Druckverhältnisse im ölhaltigen Untergrund und damit die Menge des Petroleums, die man endgültig der Erde entreißen kann, bestimmt.

Auch die Ausfuhr von Erdgas aus der Provinz war zunächst verboten, bis man sich überzeugt hatte, daß, auch bei verstärktem Ausbau der Industrie in Alberta, die festgestellten

Reserven auf Menschenalter hinaus ausreichen werden. Erst dann gab Alberta die Genehmigung für den Bau einer Erdgasleitung nach dem Osten – eine Ölleitung besteht seit mehreren Jahren –, die eines Tages für die Heizung der Häuser auch von Toronto sorgen wird. Und das über eine Entfernung von 3500 Kilometern! Man stelle sich vor, die Hausfrau in Barcelona koche mit Gas, das aus der Ukraine kommt! Dank eines Rohrsystems, welches die Kleinigkeit von 1,2 Milliarden Mark kosten soll . . .

Da wir gerade von Ziffern sprechen, die für unsere, an die engen europäischen Verhältnisse gewöhnten Ohren unfaßbar erscheinen, sei noch eines Phänomens in Alberta gedacht, mit dem die Weltöffentlichkeit sich überhaupt noch nicht beschäftigt hat. Es sind die Lager ölhaltigen Sandes im Athabaska-Gebiet, die sich über eine Fläche von 25 000 Quadratkilometern in einer Tiefe bis zu 60 m erstrecken. Man schätzt, daß hier die Erde mehr Petroleum birgt, als in allen bisher bekannten Ölreserven der Welt enthalten ist . . . Sie gibt es nicht her – vorläufig. Doch Gordon Coulson aus Calgary glaubt ein Verfahren erfunden zu haben: Er will die Sande mit Wasser versetzen und ihnen durch Einwirkung von Druck und Zentrifugalkraft den kostbaren Stoff entreißen.

Was bleibt bei solchen Perspektiven übrig von dem Wehklagen, das man vor nicht allzulangen Jahren in den Blättern aller Länder lesen konnte: Der Zeitpunkt sei gefährlich nahe, da die Ölvorräte der Welt sich erschöpfen müßten . . .?

Lunch ist längst vorüber. Mit ein paar „Rotaugen von Calgary“ haben wir die trockenen Zahlen und Fachausdrücke, die den Hauptteil der Unterhaltung bildeten, ein wenig genießbarer gemacht – die Ölarbeiter sind längst wieder ans Werk gegangen – nur das schrille Organ der ukrainischen Urgroßmutter erhebt sich gelegentlich noch über das Stimmengewirr ihrer festlichen Geburtstagsrunde. Ein Gedanke hat mir keine Ruhe gelassen bei allen Erörterungen. „Was sagen denn die Farmer zu den Bohrmannschaften, die sich da plötzlich auf ihren Feldern zu schaffen machen, wenn das Öl den Besitzern der Felder doch nicht gehört? Und wieso kann die Urgroßmutter sich einer überraschenden Wohlhabenheit freuen, wenn die Ölgesellschaften und die Provinz Alberta den Profit untereinander aufteilen?“

„Natürlich erhalten die Farmer eine Entschädigung. Mancher hat bis zu siebzehn Bohrungen auf seinem Land – hier bei Redwater sind neunhundert Ölquellen erschlossen, auf einem Landstreifen von etwa 7 mal 18 Kilometern –, und man kann rechnen, daß die verschiedenen Entschädigungen dem Farmer, der sie genießt, jedes Jahr mindestens zu einem neuen Auto, und nicht von der billigsten Sorte, verhelfen können . . .“

Und nun ist es so weit. Ein Hügel wenige Kilometer vom Städtchen, in einer von Hecken und Wäldchen durchbrochenen Getreidelandschaft, ist anscheinend längst zum Aussichtspunkt für die Attraktion „Ölfeld“ erkoren.

Ich genieße zuerst das Idyll. Denn das ist es in erster Linie, dieses vom Gelbgrün der abgeernteten Felder und dem Gelb-Orange-Rot-Braun der Herbstlaubfärbung bestimmte friedliche Bild einer satten Landschaft, die des Öls nicht bedurft hätte, um einen Eindruck bedächtigen Wohlergehens zu vermitteln.

Und dann entdecke ich sie, die Spender des neuen Reichtums. (Der Bürgermeister, der sich uns angeschlossen hat, brachte klugerweise einen Feldstecher mit.) Fast ist es, als seien wir aus-

gezogen, seltene Vögel zu belauschen, den grauen Kranich etwa, den Kanada so ins Herz geschlossen hat. Denn das ist alles, was ich sehe, wenn mir durch Gebüschvorhänge wieder eine *oil well* gewiesen wird: ein stelzbeiniges, eisernes Etwas von vielleicht Manneshöhe, das, fleißig pumpend, so auf- und niedernickt, daß das Gegengewicht am langen Pumpenarm dem Kopf eines großen Laufvogels verblüffend ähnlich wird ... Schließlich habe ich ein rundes Dutzend von Pumpen entdeckt, ein paar kleine silberglänzende Tanks hier und da, und ganz fern am Horizont eine Rauchsäule. „Dort wird noch gebohrt", sagt man.

Vorherrschend aber ist der Frieden der Prärie. Das ist der stärkste Eindruck, den ich paradoxerweise von einem Ausflug mitnehme, welchen ich mir in meiner Vorfreude als eine Entdeckung des wilden Texas in Kanada ausgemalt habe ...

Drei Vermutungen – Erkenntnisse kann man sie noch nicht nennen – beginnen sich abzuzeichnen. Erstens: Liegt es an den unglaublichen Ausmaßen des kanadischen Raums, daß die Schauplätze auch der bedeutendsten Geschehnisse, die Zentren des *boom,* sich so darin verlieren wie ein Staubkörnchen in den Falten eines Mantels? Daß die Ziffern, die das Geschehen dann auf eine Seite Papier kondensieren, die wirklichen Größenordnungen viel plastischer verdeutlichen, als jeder Augenschein es kann? Zweitens: Unterscheiden sich die Kanadier, die sich in der Bedeutung ihres Erschließungswerks längst in jenen Dimensionen bewegen, die man „typisch amerikanisch" zu nennen pflegt, vielleicht grundsätzlich von ihren Nachbarn? Vielleicht in der behutsamen Ordentlichkeit ihrer Maßnahmen und in der Nüchternheit, mit der sie selbst umwälzende Unternehmungen in eine Atmosphäre alltäglicher Selbstverständlichkeit tauchen? Und drittens: Arbeitet unsere Phantasie, wenn sie sich mit den Pionierleistungen unserer Tage beschäftigt, vielleicht noch mit Bildern, die sie aus den Beschreibungen vergangener Epochen entlehnt? Schöpfen wir unsere Vorstellungen noch aus jener Zeit, als etwa Goldentdeckungen Ströme unrasierter Männer anzogen, die, ihre Ausrüstung auf Packpferd oder Hundeschlitten verstaut, zu Fuß versuchen mußten, das Dorado in der Wildnis zu erreichen?

Es ist möglich, daß meine Freunde den Eindruck gewonnen haben, ich sei ein wenig enttäuscht von unserem Ausflug. Jedenfalls stellen sie fest, als wir uns in Edmonton trennen, ich müßte unbedingt am folgenden Tag noch Devon sehen – eine ganz neue Stadt, deren Namensgebung zu Ehren einer geologischen Epoche erfolgte, mit der die Entstehung des Erdöls in diesem Teil der Erde verknüpft ist.

Und wirklich: Jetzt wird es dramatisch! Wir haben Devon noch nicht erreicht, da fahre ich wie elektrisiert zusammen und falle beinahe dem Ölmann, der den Wagen steuert, in den Arm. „Mann, da brennt ja ein Ölturm! – und da rechts noch einer! – Und da! Kinder, das ganze Feld brennt!" Ich bin den beiden beinahe böse, daß sie meine Erregung nicht teilen wollen. Geschichten aus Amerika blitzen in der Erinnerung auf: von „Öl-Salamandern", die auf den Petroleumfeldern von Oklahoma den tollkühnsten Beruf der Welt ausüben. In Asbestanzügen nähern sie sich der Quelle, deren ausströmendes Gas in Brand geraten ist, und mit Sprengladungen, die sie durch die Flammen ins Bohrloch praktizieren, suchen sie die Brandquelle zu verstopfen ...

„Tut mir leid – nix Salamander", sagt mein Ölführer lakonisch mit einem leichten

Schmunzeln – nicht zum erstenmal, wie mir scheint. „Da drüben brennen sie einfach unbrauchbares Öl weg. Kommt eine Quelle durch, dann ist natürlich das zuerst sprudelnde Petroleum mit Schlamm und Wasser und allen Chemikalien versetzt, die beim Bohren gebraucht werden. Damit können wir unsere Ölleitungen nicht verunreinigen, und so ist Verbrennen die praktischste Lösung."

Soll ich mich nun freuen über das aufregende Bild, das die an vier Stellen sichtbaren pechschwarzen Rauchsäulen mit ihrem grell-orangefarbenen Feuerkern bieten — oder soll ich mich ärgern über die völlig undramatische Erklärung? Ich halte es mit dem Farmer, der in einiger Entfernung mit dem Traktor über ein riesiges Feld zieht, auf dem sich gleich zwei Bohrstellen befinden. Die schwarze Rauchsäule, die von einer der beiden fett und drohend aufsteigt, sendet, einer Laune des Herbstwindes folgend, einen Rauchstreifen wie eine verirrte Haarsträhne über das Feld. Und mit dem Gleichmut des Bauern, dem eine gerade Furche wichtiger ist als alles Öl der Welt, hält der Farmer den Kopf beim Heraustauchen aus dem eklig schwarzen Qualm genau so leicht geneigt, aufmerksam die Furchenrichtung anpeilend, wie wir ihn beim Hineinsteuern sahen ... Es scheint, als nehme er die neue Aktivität auf seiner Farm, die mir so pittoresk und erregend erscheint, und die das Wirtschaftsgefüge des ganzen Landes verändert, bereits so gelassen hin wie Regen und Sonnenschein, die bisher Wohl und Wehe für ihn bestimmten.

Soll ich vom Besuch an einem Bohrturm erzählen? Es erscheint nicht gleich einleuchtend, daß ein paar Bohrungen Millionen von Dollars verschlingen. Erst in der Nähe wird mir bewußt, wie riesenhaft das Stahlgerüst des Bohrturms ist. Ich wohne dem schwierigsten Vorgang des ganzen Prozesses bei: wie in das Bohrgestänge, das sich in quietschender Rotation langsam in die Erde hineinfrißt (mit einem Bohrkopf am unteren Ende, der am ehesten an einen Seeigel erinnert — aber so schwer ist, daß ich nicht in der Lage bin, einen der herumliegenden aufzuheben), mit Vorsicht, Geschick und Maschinenkraft ein neues Stück zur Verlängerung eingesetzt wird. Schenkelstark ist dieser Schaft, und mir schwindelt bei der Vorstellung, daß man mit solchen Mitteln in Kanada bis zu 4000 m tief gebohrt hat ... In einer Länge von vier Kilometern vorgestellt, schrumpft die starke Stahlröhre zu einem schmächtigen Faden – und doch vermag sie die schnelle Drehbewegung noch immer auf den stählernen Bohrkopf zu übertragen, der sich da unten durch das Gestein frißt ...

Noch mehr muß ich meine Vorstellungskraft strapazieren, als man mich in dem Städtchen Devon ins Allerheiligste führt: in jene Riesenbaracke, in der die Arbeitsergebnisse der Geologen und der Geophysiker sich konzentrieren – und jener Arbeiter, denen die delikateste Aufgabe anvertraut ist: Gesteinskerne aus den Tiefen der Erde herauszubohren und an die Oberfläche zu bringen. (Das Städtchen ist natürlich so nüchtern, so ordentlich, so langweilig, wie es eine von Städteplanern in flaches Feld gesetzte Siedlung von einem knappen Hundert völlig gleicher Häuschen nur sein kann.)

Meine primitivste Vorstellung wird hier erschüttert. Vielleicht gibt es Leser, die gleich mir der Auffassung sind, das Erdöl – über dessen Entstehungsart sich die Gelehrten heute noch nicht einig sind – befinde sich in der Erde in handlichen unterirdischen Seen, denen man – durch Anbohren der wie eine umgekehrte Untertasse darübergestülpten Gesteinsschicht – nur einen

Weg zur Oberfläche zu bahnen brauche, damit es dann fröhlich sprudele ... Diese Leser mögen sich bitte ein zylinderförmiges Stück Stein vorstellen, so wie es aus dem Bohrloch heraufgebracht worden ist. Die Farbe, die unregelmäßige Durchsetzung mit kleinen Hohlräumen: „Aber das ist ja Schweizer Käse!“, entfährt es mir. „Ja, mit *Worcester Sauce*, sehen Sie nur!“, antwortet mir schlagfertig der junge Geologe, der uns durch die Räume führt. (Man kann das Gebäude, da alle Wände und Tische mit Karten voll geheimnisvoller Einzeichnungen bedeckt sind, am besten mit dem Feldquartier eines höheren Stabes vergleichen.)

Genau so, wie Schweizer Käse gelegentlich eine Salzflüssigkeit ausschwitzt, die sich an den Wänden der Löcher niederschlägt – so haftet eine klebrige Flüssigkeit in den Gängen und Öffnungen des Gesteins, eine dünne Schicht nur von braunschwarzer Farbe. Wie so etwas in starkem, oft nur mühsam zu bändigendem Strahl aus der Erde schießen kann, wird mir immer ein Rätsel bleiben. Trotz der lakonischen Erklärung, die man gibt: „Gasdruck!“

Kaum ein Monat ist seit meiner Reise nach Redwater und Devon vorbeigegangen, in dem ich nicht in einem der großen Blätter der Welt von neuen Quellen und Feldern gelesen hätte, die man im Westen Kanadas erschließt.

Redwater und Leduc sind in ihrer Bedeutung längst übertroffen vom neuen großen Ölfeld Albertas, Pembina. Von den fünfzig ersten Bohrungen, die man dort unternahm, blieben lediglich drei trocken! Dreitausend sollen dort innerhalb der nächsten acht Jahre durchgeführt werden!

Das Ölfieber hat inzwischen auch die angrenzenden Provinzen ergriffen. Saskatchewan förderte im Jahre 1946 lediglich 137 000 Faß. 1953 waren es bereits 2 798 000 Faß aus 792 Bohrungen, und für 1954 rechnet man mit 5 Millionen Faß ...

Manitoba ist die nächste Provinz, über die die Entdeckungswelle rollt. 1946: Null. 1953: 650 000 Faß. 1954: wahrscheinlich zwei Millionen.

Und im Juli 1954 dringt auch aus Britisch-Kolumbien, der in dieser Zusammenstellung bisher fehlenden Provinz im Westen, die frohe, seit Jahren sehnlich erwartete Kunde: Im *Peace River*-Distrikt ist die Bohrung *Pacific West Buick No. 3* fündig geworden. In 1300 m Tiefe ist man auf eine ölführende Schicht von 36 m Dicke gestoßen. „Das gibt eine ganze Menge Öl“, hat, wie die Zeitung „Nordwesten“ berichtet, der Präsident der *Pacific Petroleum Company* strahlend ausgerufen ...

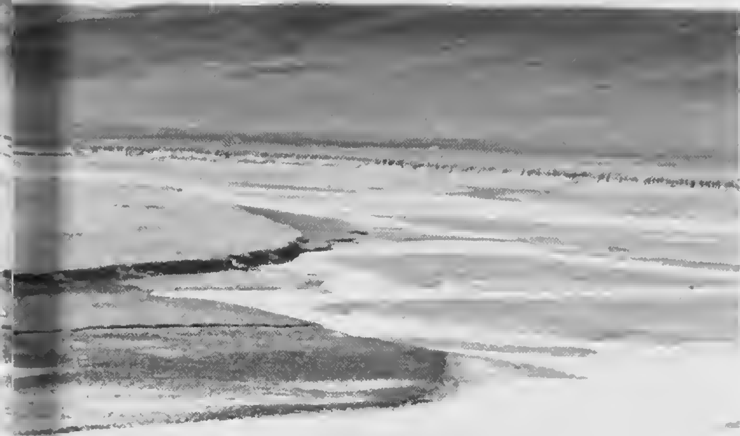


V. Die Prärieprovinzen

bieten sich am eindrucksvollsten aus der Luft dar. Vom Auto oder Zug aus gesehen, sind sie eine der eintönigsten Landschaften der Erde. Erhascht man jedoch beim Flug einen Blick durch die Wolken, so enthüllt sich eine überaus imposante Kulturlandschaft. Von hier kommt ein wesentlicher Teil des Exportweizens der Welt. Überreich wuchs das „Gold der Prärie" in den letzten Jahren.









Überall in Kanada wird Milchwirtschaft betrieben. Die Viehzucht im großen jedoch, die der Fleischgewinnung dient, ist hauptsächlich in den an die Rocky Mountains angrenzenden Gebieten von Alberta und Britisch-Kolumbien zu Hause. Links: Rinderherde in einer Furt des Milk River im südlichen Alberta, bei der mehrere Tage dauernden Wanderung zur Sommerweide. Beim Cowboyfest der „Calgary Stampede" (unten links), bei der Lassoarbeit in der freien Prärie (unten Mitte) oder im „Schlafhaus" der Cowboys (unten rechts) – überall lebt noch die Atmosphäre des „Alten Westens".







Ebenso wohlgepflegt wie zweckmäßig-nüchtern liegt eine Farm inmitten der Prärie von Manitoba, jener Provinz, die der berühmtesten Weizensorte der Welt, „Manitoba Hard I", den Namen lieh.





Solche Szenen bietet in ständigem Wechsel Edmonton, die Hauptstadt des neuen Oel-Imperiums in Alberta: Ein Hut, wie ihn die Oelleute tragen, wird im Fenster eines Hutladens für mehr als 400 Mark angeboten (links). Der Anbau für das führende Hotel (oben links) ist ein Vielfaches größer als der Hauptbau – und daneben ist eine große Bank in einer Nissenhütte untergebracht, während an der nächsten Ecke ihr neuer Prachtbau in die Höhe wächst.

9. Dinosaurier aus Zement - und eine Schatzkammer im Fels

So fesselnd es ist, als unbeteiligter Spaziergänger zuzuschauen, wie der „junge Westen" Kanadas seine Glieder reckt – es wird doch Zeit, daß ich dem Osten des Landes zustrebe. Jenen Provinzen, die auf eine lange und abwechslungsreiche Geschichte zurückblicken, die noch immer das ruhig und zuverlässig schlagende Herz des Landes bilden, und die den weitaus überwiegenden Anteil seiner Bevölkerung und seiner Industrie beherbergen.

Ich kann es mir trotzdem nicht versagen, meinen Flug für ein paar Tage in Calgary zu unterbrechen. Warum hat der Name der Stadt, die ich noch nie besucht habe, einen so lockenden Klang für mich, daß mein Aufenthalt, so scheint es mir, fast der Befriedigung einer jahrzehntelang unterdrückten Sehnsucht gleichkommt?

Calgary hat einen Anspruch auf romantische Reputation in der gesamten angelsächsischen Welt. Im Juli eines jeden Jahres zieht hier eine ganze Stadt Cowboytracht an; Pferde werden an Parkzeitmessern angebunden; Indianerparaden ziehen zwischen Wolkenkratzern hin. Während der sechs Tage der *Calgary Stampede* wetteifern vor einer halben Million Zuschauern die besten Cowboys von ganz Amerika in einer großen Arena: Wer kann sich wohl am längsten auf dem Rücken eines wilden Pferdes, *bronco* genannt, oder eines bösartigen Brahma-Stiers halten, wer versteht es am besten, vom Pferderücken herab einem Stier an den Hals zu springen und ihn mit sicherem Griff auf den Rücken zu legen? Wer wird die Meisterschaft im Lassowerfen erringen? Alterswacklige Postkutschen aus der Pionierzeit tragen, in riesige Staubwolken gehüllt, tollkühne Wettrennen aus, und die Nächte von Calgary hallen wider vom fröhlichen Lärm der Menge, die in den Straßen tanzt, die eine Woche lang Wildwest spielt – mit der Inbrunst der Präriebewohner, denen das Cowboyleben nicht nur Theater oder ferne Sage bedeutet, und denen das ganze Jahr sonst kaum eine Abwechslung bietet.

Da ich im Herbst, zwischen ersten Regenschauern, durch Calgary schlendere, Monate nach dem großen Ereignis, präsentieren sich die Straßen so prosaisch, gehen die Menschen so nüchtern-zielbewußt ihrer Arbeit nach, daß außer einigen kümmerlich im Wildwest-Stil ausgestatteten Restaurants und Lichtspielhäusern nichts, aber auch gar nichts dem Ruf der Stadt gerecht zu werden scheint, sie sei die farbigste, die lebensfroheste unter den großen Präriestädten.

Als größte Sehenswürdigkeit hat man mir den Park gepriesen, der auf einer Halbinsel am Zusammenfluß des Bow River mit dem Elbow River das grüne Herz von Calgary sei. Ich habe mit den Känguruhs des hübschen kleinen Zoo Zwiesprache gehalten, die mit genau so dümmlichem Nagetier-Gesicht über das Präriegras hopsen wie daheim durch die Nullarbour-Steppe, und schlendere weiter durch den Park, bis ich an einer Wegbiegung plötzlich überrascht stehen bleibe: eine Versammlung von Untieren, monumentale Phantasiebilder der Paläonto-

logen, von Abbildungen in Schulbüchern wohl bekannt, richtet sich wenige Schritte vor mir auf. Ein Urwelttier, das zu einem übergroßen Elefantenkörper den Hals einer Giraffe, den Kopf einer Schildkröte und einen Drachenschwanz trägt; Stachelechsen, ein zehnfach überlebensgroßes Känguruh mit dem Kopf eines Straußes, Dinosaurier, Brontosaurier – die ganze Tierwelt verflossener Erdepochen ist hier versammelt wie zur Illustration eines besonders schrecklichen Traumes.

„Unsere Stadt existiert erst seit 1875 – aber historische Denkmäler muß man haben in einer aufstrebenden Großstadt", so scheint man sich in Calgary gesagt zu haben. Und so beleben die Zement-Ungetüme einen herrlichen Park zu einem doppelten Zweck: den Eltern von Calgary als gruselige Popanze zu dienen, mit denen man unartigen Kindern drohen kann (sofern nicht, wie zu vermuten ist, ein psychoanalytisch bewanderter Schulrat dagegen Einwendungen erhebt) – und um die Tatsache festzuhalten und zu verherrlichen, daß aus den *Badlands,* einer spukhaft phantastischen Erosionslandschaft im Süden der Stadt, die Mehrzahl jener versteinerten Saurierskelette stammt, die in den Natur-Museen der Welt so viel Raum und so viele Quadratmeter Glasdach beanspruchen ...

Eine völlig andere Welt tut sich auf, als ich durch einen engen Eingang eine weite Halle betrete – von außen ist sie mir durch das ständige Kommen und Gehen des Publikums aufgefallen – in der ich wieder ein ähnlich interessantes Institut zu entdecken hoffe wie vor wenigen Tagen den staatlichen Schnapsladen in Edmonton.

Meine Erwartung wird erfüllt. Eine Einrichtung urkanadischer Prägung tut sich auf: das dortige Gegenstück zu unserem Totospiel.

Es sind weder Pferde noch Fußballmatadoren, die dafür verantwortlich sind, daß die vierzig oder fünfzig Stühle, über die das Etablissement verfügt, ständig besetzt sind – während die besonders interessierten Spieler, mit eifrig vorgestrecktem Hals, sich so nahe wie möglich an der Barriere aufstellen, welche den Publikumsraum von den schwarzen Tafeln trennt, die alle Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Vier junge Mädchen, in einheitlich-adrette Hosentracht gekleidet wie etwa das Personal einer Tankstelle, hasten ständig vor den Tafeln hin und her, die neuesten Ergebnisse zu verzeichnen.

Um welchen Sport handelt es sich? Nun – so viele Rennen oder Fußball- oder Hockeyspiele können, am Morgen eines normalen Wochentags, doch nicht stattfinden, daß sie ausreichten, vier Mädchen nur immer von der Notierung eines Ergebnisses zur anderen zu jagen?

Trotzdem handelt es sich um ein Spiel. Ich bin geneigt, ihm noch weit vor dem weltbekannten kanadischen Eishockey den Rang als Nationalsport der Kanadier zuzuerkennen. Die Akteure dieses „Sports" sind Kanadas „Penny-Aktien", und seine Anhänger sind gesetzte Geschäftsleute, die einen guten Teil ihres Tages hier verbringen, ebenso wie Handwerker und Arbeiter in *overalls,* die auf einem Gang zur Arbeit rasch einmal für eine Viertelstunde vor den schwarzen Tafeln Platz nehmen, um sich zu überzeugen, wie ihre Favoriten abschneiden – ob sie nun ein aktives oder nur „rein sportliches" Interesse an ihnen nehmen.

In den letzten Jahren hat in Kanada die Anteilnahme des kleinen Mannes am Aktienmarkt, die seit je in einem bei uns unvorstellbaren Maße rege war, fast schon die Spekulationssucht selbst der Nachbarn in USA überflügelt, die doch immerhin mit der gleichen Selbstverständ-

lichkeit ein paar Aktien kaufen, mit welcher der Durchschnittsbürger in Deutschland einen Zwanzigmarkschein über den Kassenschalter seiner Sparkasse reicht.

Dazu kommt als besonders kennzeichnendes Charakteristikum die Einrichtung der „Penny-Aktien“, die sich aus der spezifischen Eigenart der kanadischen Erschließungsarbeit ergibt. Wenn in einem Land, das noch Millionen von Quadratkilometern unerforschter Fläche besitzt, überall Einzelprospektoren oder kleine Gruppen mit Geigerzähler und Gesteinshammer unterwegs sind, die fast täglich neue Funde melden, so entstehen naturgemäß Tausende kleiner Gesellschaften, deren Anteile nur dann Absatz finden, wenn sie so absurd billig sind, daß sie auch der Stenotypistin ein „Einsteigen“ erlauben ... und dazu die angenehme Spannung der Spekulation.

Die Anteile können billig sein, denn die realen Werte, welche die Basis einer solchen Gesellschaftsgründung bilden, bestehen oft lediglich aus einem *claim*, also dem auf beschränktem Terrain abgesteckten Schürfanspruch eines Mineralsuchers – und aus vielleicht vorhandenen Schätzen unter der Erde, von deren Charakter und Umfang noch niemand ein klares Bild hat. Oder, wie Mark Twain einst sagte: „Ein Loch im Boden – und ein Lügner obendrauf!“

Wenn ein Prospektor einen Zipfel von Frau Fortunas Gewand erwischt und irgendwo in der Wildnis ein paar Gesteinsbrocken gefunden hat, die Erzfunde erhoffen lassen (außer mit Zinn kann man im Gebiet des „Kanadischen Schilds“ mit jedem Metall rechnen), so werden viele Tausende von Anteilen ausgegeben – sagen wir zu je *25 cents.* Die wenigsten dieser Werte werden an der offiziellen Börse notiert. (Die *Toronto Stock Exchange* hat mehr als tausend *listed stocks* [amtlich notierte Aktien], die Hälfte von Öl- und Bergwerksgesellschaften, während die Zahl der „unnotierten Werte“ ungefähr das Sechsfache beträgt.) Man kauft sie entweder durch briefliche oder telefonische Bestellung beim *promoter* selbst oder durch die Vermittlung eines der unzähligen Makler, die Aktien verkaufen wie bei uns ein Kurzwarengeschäft die Zwirnrollen.

Mit dem so erhaltenen Geld kann der Entdecker des Erzvorkommens beginnen, Such- und Bohrmannschaften anzuheuern, von deren Arbeitsergebnissen (und Glück!) es abhängt, ob die wilden Hoffnungen sich erfüllen – denn jeder Prospektor sieht sich, mit einem verheißungsvollen Erzbrocken in der Hand, schon als ein Labine, ein Boylen oder ein Zeemel in die Geschichte eingehen. (Wenigstens in die kanadische – denn wer in der übrigen Welt hört jemals die Namen solcher Männer, die in Kanada über Nacht in aller Munde sind, weil ihnen das Prospektorenglück so hold war, wie es sich die Millionen in ihren Träumen ausmalen?)

Diese Wartezeiten der Ungewißheit, des langwierigen Forschens und Bohrens und Analysierens, sie sind es, die dann die Anteile so im Preis sinken lassen, daß man buchstäblich von „Penny-Aktien“ sprechen kann.

Und dann spielt sich alles so ab, daß es auf nahezu lächerliche Weise an die Einrichtung unseres Toto erinnert. Die Einsätze sind so gering, daß auch der kleinste Lohnempfänger sich hin und wieder das angenehm kitzelnde Risiko einer solchen Spekulation erlauben kann. Erweisen sich die Anteilscheine nach einiger Zeit als völlig wertlos, so zuckt man mit den Schultern, sagt: *„Forget it, old man“* – und greift zum nächsten Prospekt, der mit der Nachricht von neuen, natürlich „sensationellen“ Uranfunden ins Haus geflattert kommt – mit erwartungsfroh beben-

den Fingern (bei skeptischer Miene, versteht sich) – um wieder mal 10 oder 50 Dollar zu setzen ..

Gerade genügend *claims*, jeder hundertste bestenfalls, rechtfertigen die Hoffnung, die man in sie setzte, oder übertreffen sie auf eine so überwältigende Weise, daß der vom Glück Betroffene dann mit geschwellter Brust als Fachmann von Urteilskraft und Voraussicht umherstolzieren kann. Mit Windeseile verbreitet sich die Mär als begehrter Gesprächsstoff in den Büros zur Kaffeepause oder in den Klubs beim Lunch – so daß der jüngst Reingefallene sich schwört: „Aber beim nächsten Mal muß es auch bei mir klappen!"

„Das wird bestimmt wieder eine Aktie wie Quemont!", so heißt es dann wohl, wenn wieder von einem neuen Fund berichtet wird – und flüsternd wird der Geheimtip weitergegeben. (Quemont ist der Name einer Gesellschaft, deren Anteile nach dem letzten Krieg in kurzer Zeit von 18 Cent auf 29 Dollar stiegen - also den Glücklichen, die zufällig rechtzeitig auf diesen Außenseiter gesetzt hatten, den netten Profit von 16 000 Prozent brachten – noch dazu, als *capital gain*, steuerfrei! Wie gesagt: Toto!)

Mein nächstes Reiseziel liegt, so habe ich es mir nun in langem Hin und Her zurechtgelegt, quer über den größeren Teil des Kontinents hinweg in einem wie eine Halbinsel ins Gebiet der USA hineinragenden Zipfel Kanadas. (Im Westen des Landes entspricht der Verlauf der Grenze gegen die USA im wesentlichen dem des 49. Breitengrades. Als man ihn festlegte, waren noch großzügige Zeiten ... Wo im Gebiet der Großen Seen jedoch die riesigen Wasserflächen in unregelmäßigen Uferformen ineinanderlappen, da war solch eine summarische Lösung nicht möglich – zumal diese Gebiete einen Schauplatz der Kämpfe zwischen britischen Loyalisten und amerikanischen Unabhängigkeitskämpfern bildeten und die neue Grenze dann vielfach eine echte politische wurde.)

In diesem keilförmigen Gebiet (auf der einen Seite begrenzt vom Huron-, auf der anderen vom Erie- und Ontario-See) konzentriert sich die traditionelle Industrie Kanadas. Dort liegt die kanadische Stadt Windsor, über einen Wasserarm hinweg fast in Rufweite der USA-Stadt Detroit gegenüber, und hüben und drüben werden die gleichen Automobilmodelle gebaut. Sie könnten in einer Fabrik an ein und demselben Fließband entstehen, wenn keine Zollgrenze dazwischen läge ...

Diesen Zipfel Kanadas, in dem Toronto liegt, gilt es zu erreichen. Dem Pulsschlag des Westens, dem *boom* in der Prärie habe ich nachgespürt; nun bin ich neugierig auf Toronto, eine Stadt, die zu sehen mir die früheren Reisen nie gestattet haben. Wirklich gespannt aber bin ich auf einen anderen Ort – ein Mittelstädtchen nur, das südlich von Toronto im Herzen eben jenes Gebietes liegt. Es heißt Kitchener; vielleicht ist es lediglich eins von den Hunderten kanadischer Mittelstädtchen, die es an wohlgesitteter Monotonie mit jeder der Siedlungen im Mittelwesten der USA aufnehmen könnten, für welche der Begriff *Main Street* in der Welt ein Symbol geworden ist. Vielleicht aber ist es doch ein wenig anders geartet ... Denn früher trug die Stadt den Namen *Berlin*, und schon daran allein hängt eine Geschichte ...

So fliegen meine Gedanken voraus. Vorläufig aber warte ich auf das Flugzeug, das mich zu kurzem Aufenthalt nach Ottawa tragen soll. Was wäre ein Besuch in Kanada wert, bei dem man nicht seiner Kapitale Guten Tag sagte? (Ich habe sie immer auf eine unaufdringliche Weise liebenswert gefunden ...)

Ich halte Ausschau, als ich mich mit den in Calgary zusteigenden Passagieren in die Kabine dränge, ob irgendwo neben einem seriösen älteren Herrn ein freier Sessel zu erspähen ist. Solche Männer sind für gewöhnlich die beste Informationsquelle über Wirtschaft und Leben des Landes, dem man gerade von oben in die Landkarte schaut. Aber im Gewirr bewährt sich mein Plan nicht. So muß ich zufrieden sein, unerwartet wenigstens noch einen Fensterplatz zu erhalten, wenn auch ohne mitteilsamen Nachbarn – und das ist das Zweitbeste.

Seltsam – eben hatten wir noch den Ameisen- und Käferverkehr der Hauptstraße unter uns, fast konnten wir den Frühstücksgästen des Hotel-Dachgartens in die Kaffeetassen schauen – Sekunden später schon waren es nur noch die exakt ausgerichteten Einfamilienhäuser einer gerade fertiggewordenen Vorstadtsiedlung – und nun liegt unvermittelt die Prärie unter uns, für lange Stunden von jetzt an. Bis zum Nachmittag wird sie da unter uns hinwegziehen – bei einem Fünfhundertkilometer-Tempo der Maschine! Die charakteristische Einteilung in *quarter sections,* entsprechend der ursprünglich zugeteilten Farmgröße, vermittelt den Eindruck, als glitten wir über ein Schachbrett dahin, dessen Quadrate immer kleiner werden und allmählich sich bläulich verschleiern, je höher wir steigen.

Die Geschichte dieser Prärie ist die Geschichte des Weizens – wenigstens in neuerer Zeit, seit die Büffelherden, die früher hier ihr Revier hatten, nicht mehr existieren. Und die Geschichte des Prärie-Weizens besteht aus zwei Kapiteln, die einander ablösen wie die Szenenfolgen eines Filmstreifens von zwei Akten, den man, Anfang und Ende aneinandergeklebt, ständig durch den Projektor laufen läßt. Erster Akt: Normale Feuchtigkeit. Das heißt: 10 Millionen Hektar produzieren eine halbe Milliarde *bushel* (1 *bushel* = 36 Liter) Weizen, darunter jenen, der das beste Brot der Welt ergibt. Und an allen Erholungsorten des Westens, vom Rentnerparadies Victoria auf der Insel Vancouver bis zu den Uferstraßen zwischen Santa Barbara und La Jolla in Kalifornien, sieht man im Winter eine auffallend große Anzahl von Autos, deren Nummernschilder die Worte Saskatchewan oder Manitoba tragen – oder Alberta. Und im Osten Kanadas rauchen die Schlote: Mähmaschinen und Traktoren für die Felder im Westen, chromglitzernde Straßenkreuzer und kleiderschrankgroße Kühlschränke für die Farmerfamilien werden produziert. Zweiter Akt: Die Dürre. Das Getreide verdorrt auf dem Halm, Staubstürme reißen kostbare Weizenerde in die Luft, Bataillone von Farmern ziehen zur Stadt, Arbeit zu suchen in den wenigen Fabriken des Präriegürtels – oder Almosen in Form staatlicher Unterstützung – oder blutigen Aufruhr, wie bei jenem Hungermarsch in Regina am 1. Juli 1935 – am *Dominion Day!*

Dieser zyklische Wechsel zwischen Wohlstand und Not wird durch die Öl- und Erdgasentdeckungen der letzten Jahre sowie den durch sie ausgelösten Zustrom neuer Industrien stark beeinflußt, und man kann hoffen, daß sich die Situation in Zukunft auch für die Prärieprovinzen wesentlich stabiler gestalten wird. Ebenso haben die Politik der staatlich gestützten Getreidepreise auf der einen, die Verstopfung des Weltweizenmarktes auf der anderen Seite seit einigen Jahren die Lage verändert.

Das Starren auf jene blaugraue Tischplatte hinunter, auf der fast kein Muster mehr zu erkennen ist, macht ein wenig müde; und im Dösen fliegen Erinnerung und Erwartung, an Motor und Propeller nicht gebunden, der Maschine voraus – jenem Gürtel aus Wald und Fels

entgegen, der, ein Blick auf den Flugplan zeigt es, einen Spätnachmittag und einen Abend lang unter uns sein wird.

Wie immer in Kanada: Ein Blick auf die Karte (oder in anderen Fällen die Statistik) ist verblüffender als der tatsächliche Augenschein. Wer weiß zu Hause in Deutschland etwas von dieser unbekannten Gegend Kanadas, die in Zukunft eine so wirtschaftsentscheidende Rolle spielen wird? Wer hat schon einmal vom „Kanadischen Landrücken" gehört?

Da liegt er, ein feindlicher Wall, so gut wie unbewohnt, so gut wie ungenutzt (bisher!), zwischen den Ostprovinzen, in denen Geschichte, Leben und Industrie zu Hause sind, und der flachen, spärlich bewohnten, aber nicht wüsten Getreide- und Viehfabrik der Präriestaaten, in deren Westen die Rockies und das Uferland am Pazifik einen fernen, beinahe romantischen Abschluß bilden. *Laurentian Shield* oder *Cambrian Shield,* so heißt die unterbrechende Einöde in dem Band, das nordwärts der USA sich hinzieht und jenes Kanada bildet, von dem wir noch aus der Schule eine leidlich klare Vorstellung zu haben glauben.

Mit eben dieser Einschränkung: Wer weiß es, und wer kann es sich vorstellen, daß sich zwischen den bewohnten Teilen der Herzprovinzen und den Prärieprovinzen ein Vakuum befindet? Daß man, im Zug etwa von Ottawa nach Fort William unterwegs, zwei Tage und eine Nacht fährt, ohne eine Stadt zu berühren, die diesen Namen verdiente? Daß hinter Ottawa die Orte immer spärlicher werden, bis man, nach Passieren einiger Bergwerkssiedlungen, einen Wald- und Seengürtel erreicht, dessen grüne oder blaue Flächen man zu jeder Tagesstunde durchs Zugfenster anstarren kann, ohne mehr an menschlichen Behausungen zu entdecken, als was zum Betrieb einer Bahn unerläßlich ist: Streckenwärterhäuser, Wasserdepots, kleine Bahnhöfe – von der Art, die man bei uns Bedarfshaltestellen nennt? Das ist karges Land, *„only good for moose pasture"* – als Weide für Elche gerade gut –, wie die Kanadier zu sagen pflegen. Oder vielmehr: früher sagten . . .

Denn so wie das Öl die Wirtschaftsgrundlage der Prärieprovinzen in idealer Weise zu ergänzen im Begriff ist, so steht auch die „Elchweide" des *Laurentian Shield* am Beginn einer Entwicklung, die ähnliche, noch weit größere Umwälzungen zu bringen verspricht.

Was ist dieser *Cambrian Shield?* Eine Felsplatte, die zu den ältesten Gesteinsbildungen der Erde zählt (man schätzt ihr Alter auf 1750 Millionen Jahre, falls Ihnen eine solche Ziffer etwas sagt . . .). Vielleicht mute ich Ihrer Phantasie ein wenig viel zu: Stellen Sie sich bitte die Hudson Bay als einen Pferdekopf vor. Dann legt sich das Felsplateau des *Laurentian Shield* wie ein riesiges, altmodisches Kummetgeschirr ringsherum. Der Boden von ganz Labrador gehört zu dieser Formation, die, auch wenn man klimatische Gesichtspunkte außer acht läßt, durchweg landwirtschaftsfeindlich ist. Der gesamte Norden von Quebec, um ein Vielfaches größer als der besiedelte Teil der Provinz, fast die gesamte Provinz Ontario mit Ausnahme jenes in die USA hineinragenden Zipfels um Toronto, weiter westlich die gewaltigen Nordgebiete von Manitoba und Saskatchewan, der immense Ostteil der Nordwest-Territorien bis zu den Eisregionen der Eskimos hinauf – alle diese Gebiete, *die weit mehr als die Hälfte der Fläche Kanadas bedecken,* gehören zum „Vorkambrischen Schild", in unseren Lehrbüchern auch „Kanadischer Landrücken" genannt. (Siehe kleine Karte im Innendeckel.)

Warum aber soll uns diese Oedenei interessieren? Nun, sie ist, wie ein Amerikaner einst

sagte, „die Falltür, die den reichsten Schatzkeller der Erde abschließt". Eine Kellertür aus dickem, solidem Fels, die im Laufe der Jahrmillionen durch die Konvulsionen der erkaltenden Erdoberfläche Risse entwickelte. Durch diese Risse drangen glühendflüssige Metalle nach oben und erreichten hier und da die Erdoberfläche. Diese Metallbeimischungen im uralten Fels sind es, die, seit das Flugzeug auch die entlegenste Wildnis in eine nach Stunden statt Wochen zu berechnende Reichweite gebracht hat, aus dem Dorado der Pelzjäger das Paradies der Erzsucher gemacht haben. Außer Zinn findet sich hier fast jedes interessante Mineral, insbesondere Gold, Silber, Kupfer, Nickel, Asbest, Zink, Blei – und vor allem: Uran.

Nicht, als ob man nie vorher dort Erze gefördert hätte. Zufälle haben bereits früher einiges zutage gebracht, und sogar Legenden haben sich bereits gebildet um die frühen Jahre der Erzfunde.

Beim Bau der *Canadian Pacific*, der Eisenbahn, die in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts als stählernes Band die Vorbedingungen schuf zur Zusammenschließung der zerstreuten Provinzen, verfehlte der Hammer, den ein Arbeiter nach einem vorbeihoppelnden Karnickel warf, zwar sein Ziel – doch er sprengte, so geht die Sage, einen Gesteinsbrocken vom Fels los, der sich als stark silberhaltig erwies ... Es war eine Zweiglinie zur Hudson Bay, bei deren Bau sich diese Episode abspielte. Sie führte zur Auffindung so zahlreicher Silberlager, daß zu Beginn unseres Jahrhunderts die Siedlung Cobalt (die dort entstand, wo das legendäre Kaninchen einst hoppelte) märchenhaften Ruf in der Welt erlangte: Klumpen aus fast reinem Silber entriß man hier der Erde, die bis zu mehreren hundert Pfund wogen. Wo immer die rauhere Abart des *homo canadiensis* sich in fröhlicher Runde trifft, da ertönt noch heute eins der wenigen echten Volkslieder des Landes im Norden, der *Cobalt song*, der die sagenhaften Straßen aus Silberstaub verherrlicht, wie sie die erste große Bergwerkssiedlung des „Schilds" zierten ... (In die Zeit des Bahnbaus fällt auch die Entdeckung der reichen Kupfer- und Nickellager von Sudbury, die eine kaum geringere Bedeutung erlangten.)

In Cobalt war es wiederum ein Eisenbahner, ein Lokomotivführer namens John T. Mac Mahon (er war an der Entdeckung des Silberschatzes beteiligt gewesen), der die weitere Entwicklung ins Rollen brachte. Und während Namen wie Ford und Rockefeller auch bei uns jedem Schulbuben geläufig sind, treten in der *story* jener Kettenreaktionen, die MacMahon auslöste (und bei welcher paradoxerweise das Uran das Ende der Kette bildet), Namen auf, die für jeden kanadischen Jungen von ähnlich legendärem Glanz umwittert sind – während sie bei uns kein Mensch kennt.

Dies die Kette: MacMahon, reich geworden, vertauschte den Lokomotivführerstand mit einer soliden Villa und begann Mineralsuch-Expeditionen zu finanzieren. So versprach er einem neunzehnjährigen Burschen, Ben Hollinger, er wolle ihm 60 Dollar vorschießen, wenn ihm der junge Mann 50 Prozent der Rechte an jeder seiner künftigen Entdeckungen überschreibe. Während sich Ben noch in den Wäldern von Ontario herumtrieb, gab MacMahon wiederum die Hälfte seines noch durchaus nebelhaften Anteils für 155 Dollar an drei Verwandte ab, die er in seine Villa aufgenommen hatte.

Hollinger fand eins der reichsten Goldlager Nordamerikas. Er verkaufte diesen *claim* für 330 000 Dollar – und lieferte getreulich 165 000 an MacMahon ab – dieser wiederum 82 500 an

seine drei Verwandten. (Der Name Hollinger spielt übrigens – hier verlassen wir die gerade Linie der Ereignisse – noch heute eine riesige Rolle. Eine große Gesellschaft trägt ihn, die hinter der Ausbeutung der unermeßlichen Eisenerzschätze von Labrador steht. Aber das ist eine andere Geschichte ... Aus dem Bericht unserer Kettenreaktion verschwindet der Name Hollinger hiermit, nachdem die Initialzündung durch ihn vollzogen ist.)

Gilbert Labine, einer unter den drei Verwandten MacMahons, sagte sich: „Jetzt habe ich 27 500 Dollar – jetzt werde ich selbst Prospektor!“ Das war 1909 – und mit mehr als 100 000 Goldmark konnte man sich damals selbst einen Spleen leisten. Labine hatte einen, darüber waren sich Verwandte wie Fachleute klar. Er entwickelte – nach einigen erfolgreichen Jahren – die fixe Idee, im wilden Norden des Kontinents, in den Nordwest-Territorien, nach Erz zu suchen. („Dort, wo sich die Füchse Gute Nacht sagen würden – wenn es ihnen nicht zu kalt wäre ...“)

1913 hatte Labine einmal einen Brocken speckig-schwarzen Erzes gesehen, der in interessierten kanadischen Zirkeln mit einer Art scheuen Respekts herumgereicht wurde: ein Stück Pechblende aus dem fernen Joachimsthal in Böhmen – jenes Mineral, aus dem Madame Curie Radium gewonnen hatte. Dieses Radium war kostbar; man begann davon zu reden, seine Strahlungen wirkten gegen bösartige Geschwulste ... Vor allem aber fiel dem Publikum die Verwendung für die Leuchtzeiger der damals aufkommenden Armbanduhren auf ...

1913 kostete ein Gramm dieses Stoffes 150 000 Dollar, und so ist es kein Wunder, daß sich das Aussehen dieses Felsbrockens, aus dem man Radium gewinnen konnte, dem erfahrenen Prospektor Labine, der damals seine Eldorado-Goldmine im nördlichen Manitoba ausbeutete, für alle Zeiten einprägte. Als sich die 30er Jahre näherten, fand sich kein Gold mehr im Eldorado. Aber Labines Traum, den Norden zu durchforschen, war näher gerückt. Denn inzwischen hatte das Flugzeug die kanadische Wildnis erobert. Der kanadische Busch und die Dschungel von Neuguinea (wo wesentliche kanadische Interessen an der Ausbeutung der Goldfelder beteiligt sind) sahen die ersten Pionierversuche, die darin bestanden, erst Prospektoren, dann Bergwerksmaschinerie und alle Versorgungsgüter durch Flugzeuge in unzugängliche Gegenden zu befördern.

Als Labine sich angesichts der Erschöpfung seiner Eldorado-Mine gezwungen sah, neue Schatzlager aufzuspüren, begannen die „Einmann-Linien“ der Flugtaxis und das Netz der *Western Canada Airways* gerade zu einer allgemein akzeptierten Einrichtung zu werden. Seit Jahren lockte Labine ganz besonders das Gebiet am Großen Bärensee. Dort ließ er sich nun absetzen. Den ganzen Sommer über zog er den Schlitten, der seine Ausrüstung trug, über Stock und Stein und sumpfigen Boden hinter sich her – doch weder Auge noch Hammer konnten ein Erzvorkommen entdecken, das seiner zum Tod verurteilten Eldorado-Gesellschaft neues Leben hätte einhauchen können ... Und blutenden Herzens paddelte er am vereinbarten Herbsttag sein Kanu zum vereinbarten Treffpunkt am Seeufer. Wie ein Taxi, das man telefonisch vor die Haustür beordert, so wasserte das vor einem halben Jahr bestellte Flugzeug – und Labine schickte sich an, wieder einer versunkenen Hoffnung Lebewohl zu winken. Was ist schon ein verlorenes Jahr in einem Prospektorendasein?

Die Maschine zog eine Schleife über dem See, dann wandte sie der Pilot nach dem Süden.



VI. Die Zauberwelt der Rocky Mountains

zieht jedes Jahr Millionen von Touristen an, hauptsächlich aus Kanada und USA. Riesige Hotelpaläste und komfortable Camps aus Blockhütten stehen für Liegestuhl-Bergfreunde bereit. Aber auch der Aktivere, der die unberührte Natur, Angelsport in jungfräulichen Gewässern, Großwildjagd oder kühne Bergbesteigungen liebt, findet hier ein Paradies von immensen Ausmaßen.

Indianer aus mehreren kanadischen Reservationen treffen sich jedes Jahr in Banff, dem großen Touristenzentrum der „Rockies", zu einem „Powwow". Das ist ein Treffen der Stämme, das der Pflege der alten Rothaut-Sitten gilt und vollkommen authentisches Gepräge hat – auch wenn die meisten der Teilnehmer im eignen Auto ankommen, Zelte und Kriegsschmuck im Anhänger verstaut. Die Rothäute haben ebensoviel Spaß wie die Touristen!





Das perlenbestickte Wams aus Elchleder und der Kopfschmuck aus Adlerfedern passen gut zu den „ehernen Zügen“ des würdigen Häuptlings (rechts). Hermelinfelle bilden den Hauptschmuck des uralten Kriegers (links), der verwundert auf die Kameralinsen starrt. – Im Zeltdorf (unten links) stehen Autos gleichberechtigt neben Pferden; die große Parade (unten rechts) ist das Abschiedsschauspiel einer aussterbenden Welt.







Das Inselchen in einer Enge des Maligne-Sees (Jasper-Nationalpark, Alberta) ist der berühmteste unter den Tausenden abgelegener Biwakplätze in grandioser Bergeinsamkeit, die, abseits der wenigen Autostraßen, in den Sommermonaten Amateur-Waldläufer aus ganz Nordamerika anziehen.



So riesig das schloßartige Banff Springs Hotel ist, so verloren wirkt es in der gewaltigen Bergwelt (oberes Bild; links vom Hotel die Stadt). – Hauptattraktion: „Jagd“ auf Bären . . .



Auf jeden Jagd- oder Bergenthusiasten, der mit Packtieren und Jagdführer in die Wildnis der Rockies zieht, kommen Hunderte von Touristen, die mit dem Auto am großen Touristencamp oder -hotel (linke Seite) vorfahren und dann mit Scharen Gleichgesinnter die beliebtesten Attraktionen genießen: die Bären aus den Wäldern, die sich an den Abfall der Hotels als Ernährungsgrundlage gewöhnt haben, und die Fahrten im „Snowmobile" über die Gletscher des 300 Quadratmeilen umfassenden Columbia-Eisfeldes. Die Nationalparks von Banff und Jasper ziehen jährlich eine Viertelmillion Besucher an, hauptsächlich aus USA und Kanada.



Im frischen Schnee, der den Athabaska-Gletscher im Jasper-Nationalpark deckt, zeichnen sich die Spuren einer Ski-Patrouille ab. Früher nur im Sommer besucht, gewinnen die Rocky Mountains immer mehr Bedeutung als Wintersportgebiet.

„Da, sieh, Punch – siehst du den Brocken dort – den großen Felsen? Sieht das nicht wie Rost aus, über und über? Mensch, merk dir die Stelle – hierher fliegen wir nächstes Jahr!“ Denn wo Gestein rostig schimmert, da darf der Erzsucher sich einer fast gewissen Hoffnung hingeben ...

Natürlich kehrte er im Frühjahr zurück. Und bald erhob sich an der durch Zufall entdeckten Stätte eine Bergwerkssiedlung, Port Radium. Es erwies sich, daß der Felsrücken vielerlei Erze barg – vor allem aber die ersten Adern von Pechblende, die man auf dem nordamerikanischen Kontinent entdeckte. In erster Linie, das wußte man, ließ sich aus diesem Mineral Uran gewinnen. Doch damit war wirklich nichts anzufangen! Aber es ließ sich auch Radium daraus herstellen – und für ein Gramm dieser Substanz zahlte die Welt damals immer noch 60–70 000 Dollar.

Aha, sagt hier der Leser: Uran, Radium – der Mann wurde sicher bald einer der reichsten in ganz Kanada, und der Platz trug bestimmt in kurzer Frist das rentabelste Bergwerk Nordamerikas. Es war nicht ganz so. Als nach einigen Jahren die ersten zwei oder drei Gramm Radium aus der kanadischen Wildnis auf den Markt kamen, bestand der ganze Erfolg darin, daß der Weltpreis auf 20 000 Dollar je Gramm fiel. Labine wurde wohl Millionär – aber an Schulden ... Und 1940 wurde das Bergwerk außer Betrieb gesetzt ...

Damit könnten wir dieses Eldorado vergessen wie Tausende anderer Erzfundstätten, von denen heute niemand mehr spricht.

Wenn nicht ein anderer Kanadier, der an der Universität Chicago arbeitende Dr. Arthur Dempster, 1935 den Stoff U 235 aus Labines Erz isoliert und dann ein paar Jahre lang viele, viele Seiten Papier mit weltfremden Kalkulationen bedeckt hätte ... Nun ja, so sagte man: eine jener vielen Rechen-Spekulationen, mit denen Gelehrte sich wohl zu beschäftigen pflegen. Mit dem für Sie und mich unverständlichen und „unwichtigen“ Resultat: Mister Dempster stellte, rein theoretisch, fest, daß bei der Spaltung eines Isotops 20 Millionen Energon an Energie frei werden. Unwichtig für Sie und mich bis zu jenem Tage, da, sieben Jahre nach dieser Berechnung, eine Stadt namens Hiroshima zerbarst und verbrannte ...

Von den silbernen Gehsteigen der Stadt Cobalt zu den trümmerverschütteten Straßen von Hiroshima – fürwahr: eine Kettenreaktion eigener Art. Und, an einem von unzähligen Beispielen demonstriert, ein vertikaler Schnitt durch jenes vielschichtige Gewirr von *boom or bust,* von überraschenden Erfolgen und jähem Niedergang, wie es charakteristisch ist für die Entdeckungsgeschichte, welche in unseren Tagen erst richtig beginnt: die Eroberung des „Kanadischen Landrückens“. Jener Landschaft, die, wie sie sich so im fahlen Licht einer Mondnacht unter dem Flugzeug hinwegschiebt, abweisend heraufschaut: Fels, Sumpf, schütteres Gehölz – und keine Menschen ...

10. Junge Hauptstadt: Ottawa ...
Alte Handelsstadt: Toronto ...

Ottawa – die eindrucksvolle Silhouette der jungen Hauptstadt ist mir über anderthalb Jahrzehnte hinweg in stärkster Erinnerung geblieben. Ob ich dasselbe Bild wiederfinden werde?

Ich habe noch kaum mein Gepäck abgestellt im *Chateau Laurier* – dem Riesenhotel im Stil einer normannischen Burg – da bin ich schon auf dem Weg über die Brücke, welche Ottawa, das in Ontario liegt, mit seiner Schwesterstadt Hull, drüben in Quebec, verbindet. (Es ist, als hätte Königin Viktoria diesen Ort nicht nur wegen seiner imposanten landschaftlichen Lage zur Hauptstadt gemacht, sondern auch um der Tatsache willen, daß hier eine der Nahtstellen zwischen Franko- und Anglo-Kanada quer durch ein Stadtgebiet verläuft.)

Unverändert erhebt sich, nun von Hull aus gesehen, die Silhouette des Parlaments über dem schroffen Kalksteinfelsen, dessen gute Verteidigungsposition die von Osten kommenden Pioniere vor mehr als hundert Jahren zur Anlage einer Siedlung reizte. Bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts hatten einige Holzfäller- und Flößerfamilien die Keimzelle der Stadt Hull gleich neben der naturgeschaffenen Floßlände, wo ich jetzt stehe, gebildet. Das Bild ist wirklich noch das gleiche und scheint mir heute wie damals, bei meinem letzten Besuch, der Inbegriff Kanadas zu sein: Vor der monumentalen Kulisse des Parlamentsgebäudes türmen sich kleine Gebirge aus massiven Baumstämmen, durcheinandergepurzelt und zu mehr als Haushöhe zusammengeschichtet. Das markanteste Produkt des Landes im Vordergrund, das den Harzduft der größten Wälder der Erde und das harte Schaffen rauher Männer ahnen läßt – und im Hintergrund, aus grauem Stein in britischer Würde erstarrt, das Parlament, jenes Gebäude, das sich in Stil und Geist zu einer Völkerfamilie bekennt, deren Zusammenhalt umso fester ist, je lockerer die äußerliche Bindung erscheint; das aber in seiner selbstbewußten Majestät auch Zeugnis ablegt von der Existenz einer kanadischen Nation aus eigenem Recht ...

Ich habe mich also überzeugt, daß Ottawa, wie es einer Hauptstadt gebührt, sein beinahe historisches Antlitz stolz bewahrt hat. Nun kann ich beim Streifen durch die Straßen mit Freude feststellen, daß das Kleid der Kapitale, welches damals – kurz nach der Depression – recht provinziell anmutete (fast ein wenig schäbig an den Nähten ...), daß dieses Gewand offensichtlich ständig von guten Schneidern geändert wird. Nicht gerade so radikal, daß man in hektischem Nacheifern die neueste Mode mitzumachen suchte, aber doch so, daß man in Gesellschaft der Hauptstädte der Welt in zurückhaltender Gediegenheit, ja neuerdings in einer gewissen Weltläufigkeit bestehen kann.

Ottawa hatte nie die großzügige Eleganz von Washington, durch dessen breite Avenuen

mehr als nur ein Hauch von der aristokratischen Kultur der Südstaaten weht, es fehlt ihm aber auch jene mit Händen zu greifende Absichtlichkeit der Planung, wie sie „synthetische“ Hauptstädte, etwa Canberra in Australien, kennzeichnet.

Die frankokanadischen Wohnviertel, in die man gerät, wenn man wenige Schritte nur von der Hauptgeschäftsstraße abweicht, fügen ein angenehm kleinbürgerliches Element zu der Weltstadtluft, welche – die Veränderung fällt auf – heute durch die Viertel um Parlament und *Chateau Laurier* weht.

Britisch-neugotisch prunkt das Parlamentsgebäude, mit einem dem Londoner *Big Ben* nachgebildeten „Friedensturm“ – und, kaum minder prächtig, jedoch im Stile eines Normannenschlosses, das berühmteste Hotel Kanadas, *Chateau Laurier.* Diese beiden Gebäude sind die Pole, zwischen denen das kanadische politische Leben in nicht übermäßig aufregender Spannung gehalten wird. Für offizielle Debatten und Fraktionssitzungen dient das eine, für Konferenzen und Fühlungnahme im engeren Kreise das andere. Im Parlamentsgebäude hämmern noch immer die Steinmetzen an den schmückenden Reliefs; die getreue Nachbildung der Pfeilerrippen-Architektur mit allen Ornamenten aus der reichsten Zeit der Gotik, wie sie in den weiten Prunkhallen von andächtig hindurchziehenden Touristenscharen bewundert wird, erweckt seltsamerweise in mir kein Gefühl der Ablehnung gegenüber einem solchen Historisieren auf junger Erde.

Das *Chateau Laurier* mit seinen 550 Zimmern, 30 Luxusappartements und seinen 600 Angestellten ist das größte Haus der „bundeseigenen“ Hotelkette in Kanada. Genauer gesagt: zehn Luxushotels, unter denen *Chateau Laurier* die Stellung eines Doyens einnimmt, gehören den *Canadian National Railways* – einer Eisenbahngesellschaft, die praktisch der kanadischen Bundesregierung untersteht, welche sie im Jahre 1923 aus einer Reihe von Eisenbahnlinien unter ihrer schützenden Hand zusammenfaßte, als diese sich dem wirtschaftlichen Ruin gegenübersahen. Im Gegensatz zur immer prosperierenden *Canadian Pacific,* kurz *CPR* – sprich Si-Pi-Ar – genannt, der historischen Linie, die das Land öffnete und zusammenfügte, deren Eisenbahn-Einnahmen unterstützt werden von Einkünften aus riesigem Landbesitz, aus Bergwerks- und Hüttenanlagen, einer eigenen Hochseeflotte, einer Luftfahrtgesellschaft . . .

Ob sie der *Canadian National* oder der *Canadian Pacific* gehören – die großen Hotels der Eisenbahngesellschaften sind die markantesten privaten Baulichkeiten im Lande (am bemerkenswertesten wohl das *Chateau Frontenac* der *CPR,* das in eindrucksvoller Pracht das historische Stadtbild von Quebec in glücklicher Weise ergänzt.) Das Flaggschiff aber in dieser Flotte der Gastlichkeit ist „das Laurier“, das den Namen jenes Premierministers frankokanadischer Abkunft trägt, der auf die Pracht des Baus und der Ausstattung bestimmenden Einfluß nahm.

Drei Botschafter und ein Generalkonsul benutzen zur Zeit das Hotel als offizielle Residenz – außerdem aber beherbergt es, außer Hunderten von bescheidenen Reisenden wie mich, rund fünfzig Senatoren und hundert Abgeordnete, dazu die Rundfunkstudios der offiziellen *Canadian Broadcasting Corporation.* In seiner Schwimmhalle tummeln sich die Jugendlichen von Ottawa und die Stenotypistinnen aus den Ministerien, in den üppigen Sesseln seiner endlosen Wandelgänge halten die Damen aus den Vorstädten ein diskretes Nickerchen zwischen dem Vormittags- und dem Nachmittags-*Shopping.* Wir können uns, die wir die Hotels unserer

Städte als reservierte Fremden-Enklaven betrachten, keine Vorstellung davon machen, in welchem Maße Kanadas große Hotels den geselligen Mittelpunkt ihres jeweiligen Gemeinwesens darstellen, dem sie ebenso dienen wie den fremden Besuchern.

Die letzte Erinnerung an Ottawa ist ebenso angenehm wie der ganze Aufenthalt. Ich will für die nächste Etappe der Reise die Eisenbahn benutzen. (Aus alter Anhänglichkeit; denn kein Land fesselt dankbare Erinnerung so im Gedenken an seine Eisenbahn, wie es Kanada tut.) Als ich in der Bahnhofshalle zum Schalter eilen will, mein Schlafwagenbillett nach Toronto zu lösen, verhalte ich vor einem für so prosaische Umgebung ungewohnt traulichen Anblick. Die Mittelhalle ist zugleich Warteraum. Hochlehnige Bänke, von wartenden Reisenden besetzt, werden von einer großen Zahl von formschönen, pergamentbeschirmten Stehlampen, eine für je zwei Sitzplätze, mit warmgelblichem Licht übergossen, so wie man es nur aus besonders geschmackvoll eingerichteten Klubs oder Luxusrestaurants kennt. Es bedürfte nicht des großen, blau-weiß-rot umkränzten Schilds, das von der Wand grüßt: *Ottawa greets you – Bienvenue!*, um erkennen zu lassen: Ottawa legt Wert auf Visitenkarte!

Als ich, noch halb schlaftrunken, am nächsten Morgen aus dem Bahnhof von Toronto trete, erhebt sich vor mir der Riesen-Steinklotz des *Royal York Hotel* („1100 Zimmer – der größte Hotelbau des Britischen Commonwealth").

Verblüfft, daß mich hier nicht ebenfalls ein Gebäude im Chateau-Stil begrüßt, den ich seit je mit den Hotels von Kanada in Gedanken verbinde, steuere ich, begierig auf ein heißes Frühstück, das Hotel an, dessen Stil man am besten als „Wolkenkratzer-Pomp à la Chicago, 20er Jahre" klassifizieren kann. Es ist noch früh; über den Bahnhofsvorplatz hastet die Vorhut der Büroangestellten. Auf der Straße und um die Hoteleingänge begrüßt mich ein Anblick, der ebenfalls sofort die Klappe „Chicago" in der Erinnerungszentrale fallen läßt. Eine *convention* hat offensichtlich das Hotel als Tagungsort erkoren. (Ich weiß nicht mehr, ob es die „Vereinigten Begräbnisunternehmer von Süd-Ontario" waren oder die „All-Amerikanische Vereinigung zur Pflege des Quartettsingens", die das Treffen veranstaltete.) Das Bild jedenfalls, das sich bietet, ist mir – insbesondere aus Chicago, einer der klassischen Stätten lärmender Strohwitwer-Zusammenkünfte – so vertraut, daß ich mich heimlich zwicke, ob ich nicht vom Mittelwesten träume ... Schwamm drüber! Auch bei unseren großen Männertreffen sieht man des Morgens Noch-Betrunkene und Schon-Verkaterte ...

Es ist möglich, daß ich (wir sind ja alle die Sklaven unserer „ersten Eindrücke") von nun ab ein wenig ungerecht bin gegen Toronto.

Ein prächtiges Frühstück im Magen (es war ein Stapel Pfannkuchen mit honiggleichem kanadischen Ahornsyrup – und auf starken Morgenkaffee scheint das Hotel geeicht ...), bummle ich einen der großen Straßenzüge entlang, die, vom Bahnhof ausgehend, die Arterien der City bilden, und durch den nächsten parallel laufenden Straßenzug wieder zurück zum Bahnhof.

Daß ich Toronto bisher nie als „besucht und zur Kenntnis genommen" ankreuzen konnte auf einer jener Listen der Großstädte der Welt, wie sie so handlich den Abschluß eines jeden anständigen Atlas bilden, war mir immer als ein Versäumnis erschienen. Jetzt frage ich mich: Wieso? Denn so aufmerksam ich, mit der frisch gespitzten Neugier des Städte-Sammlers, straß-

auf straßab schlendere – ich wüßte nicht einmal zu sagen, in welcher Straße ich mich bewege, geschweige denn in welcher Richtung, wäre nicht die Sonne als Orientierungshelfer da, die den oberen Stockwerken der an New Yorks *Wallstreet*-Distrikt erinnernden hohen Gebäude an der Spitze ein wenig Glanz verleiht. So uniform erscheinen mir die Straßenzüge ...

Dabei liegt für jeden Kanadier eine Welt von Unterschieden zutage, wenn nur die Namen der Steinschluchten genannt werden (die Bezeichnung „Straße" läßt man ohnehin weg): Da ist *Bay*, und *Yonge*, und *Bloor*, und *King* ...

„Was, Sie finden keinen Unterschied zwischen diesen Straßen?", sagt empört der Schalterbeamte zu mir, bei dem ich die mich erwartende Post abhole, und der sich zu einem Morgenschwatz geneigt zeigt. „Nanu, und die *Stock Exchange* in *Bay* wollen Sie nicht gesehen haben? Zwischen *Wellington* und *King*, Westseite, das weiß doch jedes Kind in Kanada! Und die feinen Geschäfte in *Bloor*, die billigeren für Sie und mich in *Yonge* – das ist Ihnen wohl auch nicht aufgefallen? Kommen Sie vielleicht von Montreal – hat man Sie dort aufgehetzt?" (Eine Anklage, die mir – vorläufig – recht rätselhaft ist ...) Doch ich eile schon, dem Tip nachzuspüren.

Die Börse von Toronto ist nicht so gemütlich organisiert wie jene Toto-Zweigstelle für *penny stocks*, in die ich in Calgary hineintappte. Ein livrierter Diener führt mich in einem eleganten Fahrstuhl zum zweiten Stock des schlicht-modernen Gebäudes, dessen Inschrift *The Toronto Stock Exchange* man nur bemerkt, wenn man weiß, wo man sie suchen muß – und wenn man sich den Hals ein wenig verrenkt. Für Laien wie mich gibt es einen Balkon über der großen Börsenhalle, der intime Einblicke gewähren könnte wie eine Proszeniumsloge, wenn man nur ein wenig, ein ganz kleines bißchen verstünde vom Sinn des aufgeregten Wirrwarrs, der sich unten abspielt.

Zwei ältere Damen sind die einzigen Besucher neben mir. Sie gehören zu jener Spezies, die jeder wohlerzogene junge Mann gern über eine Straßenkreuzung leiten möchte; sie tragen jene Hüte von verflossener Eleganz mit wildem Blumenschmuck, an denen man auf der ganzen Welt unternehmungslustige Großmütter erkennt. Mit einem Stolz, als hätte sie persönlich die Installation angeordnet, erzählt mir die Zunächstsitzende (ihre Freundin adjustiert den Hörapparat, um die Ausführungen zu kontrollieren, beschränkt sich dann aber auf beifälliges Nicken), es sei „alles elektronisch, alles mechanisiert!" Soviel ich verstehe, hat selbst die Börse von New York nicht ein so geniales System, die Transaktionen im Parkett in Rekordzeit mittels Leuchtschrift über die Bänder an der Wand laufen zu lassen, wo die ganze Versammlung der hin- und herlaufenden und in geheimnisvoller Zeichensprache agierenden Aktienhändler sie lesen kann. Will ein Makler den letzten Kurs eines bestimmten Wertes erfahren, so dreht er nur die Code-Nummer des betreffenden Papiers auf einer Wählscheibe unterhalb des Leuchtbandes, und schon strahlt die Notierung hoch über der Versammlung auf.

Theoretisch wenigstens. Denn oft ist die Umsatztätigkeit so hektisch, daß die Leuchtschrift um bis zu zwanzig Minuten hinter der tatsächlichen Notierung herhinkt. Das historische Datum, auf das man hier besonders stolz zu sein scheint, ist der 20. Februar 1953. Die liebenswürdigen Damen sind zwar die ersten, aber nicht die letzten, die diesen Tag – mit feierlicher Andacht in der Stimme – erwähnen. An jenem 20. Februar wurde die Rekordzahl von

12 410 000 Aktien an der Börse von Toronto gehandelt! Im Norden Saskatchewans hatte damals Albert Zeemel, ein Abgesandter Labines (des Eisenbahnersohns, der zum Gold- und Uranmagnaten wurde – wir begegneten ihm schon) immens reiche Uranlager bei Beaverlodge entdeckt, und am selben Morgen war Nachricht eingetroffen, daß der Prospektor-Veteran Matthew James Boylen in Neu-Braunschweig (der Seeprovinz, die bis dahin nur 1 Prozent der kanadischen Bergwerksproduktion bestritt) Lager von Blei, Zink und Kupfer entdeckt hatte, von denen man inzwischen festgestellt hat, daß sie zu den reichsten des Landes gehören.

„Gehen Sie mal zur nächsten Ecke, nach *King* zu“, sagt mir der Türhüter, der mir den Ausländer ansieht, und dem ich auf seine Frage bekenne, ich sei tatsächlich leicht verwirrt von der Großartigkeit des Instituts, bei dem er sein Brot verdient. „Und dort schauen Sie mal um sich. An jeder Ecke haben Sie das Gebäude einer kanadischen Bank. Da ist die *Bank of Montreal, Bank of Toronto, Bank of Nova Scotia* und die *Imperial Bank* – und zusammen sind diese vier allein gut ihre vier Milliarden Dollar wert!“

Ich gehe tatsächlich hin – und siehe da, wie immer in Kanada: Man muß sich erst von dem unbewußten Vergleich mit den Rekordgebäuden der USA freimachen, um die imposante Pracht der jüngsten Hochhäuser (einige darf man schon Wolkenkratzer nennen) würdigen zu können, neben denen sich noch die mittelgroßen, inzwischen grau und unbedeutend wirkenden Handels- und Bankhäuser britischen Stils erheben. Und vor allem: man muß die Zahlen zu erfassen suchen, die dahinter stehen. Nur so wird man der Bedeutung Kanadas gerecht, nur so kann man den Sprung nach vorwärts, den dieses Volk in zwei Jahrzehnten vollbracht hat, recht erkennen – vom fleißigen, aber ein wenig schläfrigen Dominion zu einer Nation, die auf eigenen Füßen steht, deren Wirtschaft längst aufs intensivste mit jener der gesamten Welt verflochten ist, und deren Stimme (das ist das Wesentliche) seit dem letzten Krieg auch im politischen Rat der Völker immer häufiger, immer gewichtiger sich vernehmen läßt – besonders dort, wo es etwas unparteiisch zu schlichten, wo es Brücken zu schlagen gilt ...

In diesem Gefüge, soviel ist bei aller grauen Monotonie der *City* bald klar, spielt Toronto innerhalb seines Landes die Rolle des wirtschaftlichen Nervenzentrums.

Die Rivalität zwischen der bisher größten Stadt Kanadas, Montreal, deren Einwohnerzahl Toronto Ende 1954 durch großzügige Eingemeindungen fast erreicht hat, ist nahezu historisch – sie war immer erbittert. Vor drei Jahrzehnten noch war *St. James Street* in Montreal der Inbegriff des kanadischen *big business.* Heute wird *St. James Street* kaum noch erwähnt, wenn von all den Riesen-Unternehmungen die Rede ist, die dem *boom* das Gepräge geben.

Toronto, obwohl im Herzen des alten Kanada gelegen, blickt seit je nach dem Westen des Landes. Als die Prärien erschlossen wurden, war es die Firma Massey-Harris, die den Farmern in immer kunstvollerer Vollendung die Maschinen lieferte, welche allein die rationelle Gewinnung des „Goldes der Prärie“ möglich machten. Und wann immer in günstigen Jahren ein paar hundert, später Tausende von Dollars dem Farmer nach der Ernte auf der Hand blieben, so war es der mit Hunderten von Abbildungen lockende *Mail Order Catalogue* von *Eaton's* in Toronto, der abends unter der Lampe der Farmer-Wohnküche gewälzt wurde – und aus Toronto strömten dann die Nachnahmepakete nach Saskatchewan und Manitoba, die vom Korsett für die Familienmutter bis zur Babyklapper fürs Jüngste alles ins Haus brachten,

was die Städter mühsam in Dutzenden von großen und kleinen Läden zusammensuchen mußten.

Auch das Schicksal der Bankkredite, um die Farmer wie Goldminensucher in den Provinzhauptstädten des Westens sich bemühen mußten, ob nun eine glückliche Chance oder eine Pechsträhne auftauchte – es entschied sich in den Büros des Bankenviertels von Toronto. So ist es kein Wunder, daß die meisten Fäden der neuesten Entdeckungs- und Entwicklungswelle, die über Kanada hinweggeht, in der *Bay Street* von Toronto zusammenlaufen.

Mehrfach schon habe ich in den deutschkanadischen Zeitungen, die ich während der Reise regelmäßig lese, Ermahnungen an meine ausgewanderten Landsleute gefunden, sie möchten doch nicht zu schlecht denken von Toronto, vor allem aber sich nicht abfällig über die Stadt äußern; sie sollten doch über dem entmutigenden prosaisch-grauen Aussehen des Zentrums nicht vergessen, welcher Fleiß und welche wagende Tüchtigkeit hier am Werke seien; wenn sie jegliche „Gemütlichkeit" entbehren müßten, so sollten sie doch dankbar sein für die guten Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten; und die Berliner und Hamburger sollten ihre Verwunderung nicht gar zu offen zeigen über den Freudentaumel, mit dem Toronto ein knappes Dutzend Kilometer U-Bahn als ein Weltwunder begrüßt.

Daß die Stadt im ganzen attraktiv sei, wird nirgends behauptet, auch wenn die behaglich in Grün gebetteten neuen Wohnviertel, die prachtvoll angelegten Uferstraßen am Ontario-See, der breite Boulevard der *University Avenue* als Pluspunkte mit Fleiß aufgezählt werden – vor allem aber die Wälder und Seen der Umgebung, zu denen man entfliehen könne.

Wenn man dazu anläßlich eines großen Preisausschreibens, das eine Woche kostenlosen Aufenthalts in Toronto als ersten Preis ankündigt, den Kommentar eines Witzbolds – „Zweiter Preis: Zwei Wochen Toronto!" – liest (mit Behagen von allen Zeitungen Kanadas abgedruckt!), dann läßt sich daraus sowohl auf die Anziehungskraft der Stadt schließen wie auch auf die Eifersucht, mit der die hemdsärmelige Tüchtigkeit der Metropole am Ontario-See im Lande betrachtet wird ...

Bei all diesen Betrachtungen taucht unwillkürlich immer wieder die Silhouette und der Ruf einer anderen Stadt vor dem inneren Auge auf: Chicago! Alles, was für und gegen die *Windy City* am Michigan-See gesagt werden kann, läßt sich auch auf Toronto anwenden.

Mit einer, in diesem Zusammenhang leicht skurril wirkenden Ausnahme. Toronto steht immer noch im Ruf, in Kanada die Verkörperung und die Hochburg der britischen Tradition darzustellen. Tatsächlich war die Stadt – obwohl zuerst ein Handels-Rendezvous französischer Pelzhändler mit branntweinlüsternen Indianern (Toronto heißt „Treffpunkt" in der Sprache der Huronen) – lange ein festes Bollwerk britischer Lebensart, bis in den letzten Jahrzehnten der Einfluß der rauhen Männer von Busch oder Prärie, die hereinströmten, mehr und mehr dem Leben der Stadt seinen Stempel aufdrückte.

Vorher aber wurden anderthalb Jahrhunderte seiner Existenz bestimmt von der historischen Tatsache, daß Toronto das Zentrum der britischen Loyalisten wurde, die als treue Anhänger der britischen Krone mit Trauer oder Empörung im Herzen jene dreizehn Kolonien verließen, die sich gegen den König erhoben und die junge Republik *United States of America* gebildet hatten.

Die erste Abweichung von dieser Tradition der Loyalität zeigte sich 1834, als eine „Reform-

partei", die sich gegen einen allzu rechthaberischen britischen Gouverneur wandte, den bisherigen Namen York in Toronto umwandelte. Im darauffolgenden Jahrhundert wuchsen sowohl das kanadische nationale Selbstgefühl wie der Einfluß, den die Dynamik der nahen USA ausübte, so daß heute ein spezifisch kanadisches Toronto aus einem Mutterboden hervorwächst, in welchem Ingredienzien des Toryismus wie des Mittelwestens gleichermaßen als Dünger wirken. Das größte Hotel des britischen Commonwealth, sein höchster Wolkenkratzer *(Canadian Bank of Commerce)*, die größte jährlich wiederkehrende Ausstellung der Welt *(Canadian National Exhibition)*, die größte Universität Kanadas, der, neben anderen bedeutenden medizinischen Erkenntnissen, die Zuckerkranken der Welt die Entdeckung des Insulins verdanken – das sind einige der Dinge, deren sich in typisch amerikanischem *booster*-Geist die Hauptstadt von Ontario rühmt.

Wo aber die Torontianer eine Errungenschaft ihrer Stadt zu rühmen haben, da hängen sie, gleichsam in Klammern, jedesmal eine hämisch-triumphierende Bemerkung an, die sich gegen die Erzrivalin, die Stadt Montreal, richtet. Diese Feststellung bringt mich in einen Gewissenskonflikt. Ich habe den Plan, diese Großstadt am St. Lorenzstrom nur kurz zu berühren auf der Reise nach Quebec, jener Stadt, die als einzige in ganz Nordamerika einen vollständigen Ring von Stadtmauern besitzt, und deren Name allein bei jedem Yankee automatisch das Prädikat *quaint* als Gedankenverbindung hervorbringt, womit sie in den Rang einer von Romantik getränkten Erinnerungsstätte im Stil von *good old Europe* erhoben wird. So ähnlich lebt die Stadt Quebec auch in meiner Erinnerung – als ein leuchtender Schimmer heiterer Tage in einer Umgebung von so eigener, harmonischer, „unamerikanischer" Prägung, wie sie nicht einmal New Orleans oder San Francisco aufzuweisen haben. (Und das will etwas heißen, bei meiner heimlichen Zuneigung zu diesen beiden Städten!)

So etwa monologisiere ich, bevor ich mich eines Tages in einer der pseudo-britischen Bars im Geschäftsviertel von Toronto mit einem jungen Kollegen zum Lunch zusammensetze, dessen französischer Name und dessen nachsichtiges Lächeln, wenn die Rede auf die Eigenheiten von Toronto kommt, Verständnis für mein Dilemma erhoffen lassen.

Ich fürchte, ich bin ordentlich ins Schwärmen gekommen, als ich ihm – und mir selbst – von jenem Anblick erzähle, der mich damals mit der Gewalt des Heimwehs nach Europa anrührte: Die graue Masse des Felsens, der sich, von der *Ile d'Orleans* aus gesehen, majestätisch aus den Wassern des St. Lorenzstromes erhebt ... Der Reiz der altersgrauen Mauern von Quebec, über die normannische Giebel, Dächer und Kamine lugen ... Die engen, gewundenen Straßen, in denen das braune, schwarze und gelegentlich weiße Vorbeiwehen der Ordensgewänder den Spaziergänger in die frömmsten Gegenden Europas zurückversetzt ... Das Hufklappern der Droschkenpferde auf Kopfsteinpflaster ... Das müßige Schlendern am Abend auf der Plattform der *Dufferin Terrace*, über dem Dächergewirr der „unteren Stadt", wenn ganz Quebec zur Abendpromenade unterwegs scheint ... Nicht einmal der allesbeherrschende Bau des Hotels, des gastfreundlichen *Chateau Frontenac*, konnte mir, so fahre ich fort, den Eindruck schmälern, in einer Provinzstadt des französischen Nordens zu wandeln – mit solcher Selbstverständlichkeit schien es hier den Platz einzunehmen, der einem Feudalschloß gebührt.

„Ja, nun sagen Sie mir bloß: Warum wollen Sie dann noch hinfahren? Sie dürfen beruhigt



VII. An der Küste des Pazifik,

über 5000 Kilometer entfernt von der atlantischen Küste des Landes liegt Vancouver, die drittgrößte Stadt Kanadas, zwischen Fluß, Fjorden und malerischen Bergen. Ihr Hafen ist Kanadas Tor zum Orient und zur Alaska-Küste, und als wichtigste Stadt der aufblühenden Provinz Britisch-Kolumbien wird Vancouver immer mehr zu einem wichtigen Industrie- und Kulturzentrum.



Im mild-ozeanischen Klima der Pazifikküste und der meeresnahen Täler gedeihen Wälder in dschungelhafter Üppigkeit und reiche Obst- und Gemüsekulturen. Die Holzindustrie (obere Bilder) ist für Britisch-Kolumbien ebenso wichtig wie die reiche Farmwirtschaft. Links unten: Gemüse- und Obstfarmen im Fraser-Tal.



Holz ist der naturgegebene Baustoff Britisch-Kolumbiens (oben). Im Okanagan-Tal wachsen die Melonen fast zu Menschengröße heran (unten).







Eine Idylle eigener Art ist die Verschmelzung von Landschaft und Menschenwerk im Bild einer Viehranch im Hügelland von Britisch-Kolumbien, das dort, wo es sich für Pflanzenanbau weniger eignet, reiches Weidegebiet ist.









Eine Stadt, auf Holz gebaut: Powell River (oben rechts), ein wohlgepflegtes Gemeinwesen an der Küste nördlich von Vancouver, dient ausschließlich der Erzeugung von Zeitungspapier. Hier ist das Land der Totempfähle (oben links), der Holzfällerstädtchen, deren Häuser auf Flößen im Fjord schwimmen (rechts: Holberg), und der Pferdekarawanen, die früher das wichtigste Verkehrsmittel im Inneren darstellten.





Im Land der Totempfähle, an der kanadischen Pazifikküste, steht eine verwitterte Squaw neben einem ebenso verwitterten Standbild ihres Stammes-Totemtiers, des Grizzlybären.

sein: die Stadt steht noch so, wie Sie sie beschreiben. Zwar sind im weiten Umkreis um den Burgberg neue Fabrikviertel entstanden, aber am Bild der alten Stadt hat sich nicht das mindeste verändert – äußerlich wenigstens. Vielleicht würden Sie finden, daß sich die Pferdedroschken beträchtlich vermehrt haben ..." Auf mein verwundertes Aufblicken: „Den Touristen aus dem Süden zuliebe, die in einem Strom über die Grenze heraufkommen, der jedes Jahr noch anschwillt. Dieselben Mauern, dieselben Steine, die Sie als verträumte Überbleibsel, als Geschenk des alten Frankreich betrachteten – vielleicht würden sie Ihnen heute eine Enttäuschung bereiten – in ihrer neuen Bestimmung als Kulissen der Touristenindustrie. Vielleicht würden Sie finden, daß das Klappern der Hufe fast übertönt wird vom Klicken der Kameraverschlüsse", so fügt er in sarkastischer Übertreibung hinzu. „Warum gehen Sie nicht nach Montreal, wenn Sie diese Stadt bisher nur bei Regen gesehen haben? Wollen Sie nicht auch mal die Glanzpunkte des Nachtlebens von Kanada bewundern – oder haben Sie davon im Westen schon zuviel gesehen?" Wir lachen beide über seinen wirklich komischen Einfall. „Und außerdem, vergessen Sie eins nicht: in Montreal kann man überall fabelhaft essen!" Das gibt den Ausschlag. „Auf nach Montreal!", beschließe ich.

Doch da steht ja vorher noch ein Städtchen auf dem Programm. Kitchener!

„Ja, um alles in der Welt – was wollen Sie denn in Kitchener?", fragt mein Freund. „Nichts zu sagen gegen das Städtchen, wohlgemerkt – eins der fleißigsten da unten in jener Ecke von Ontario, wo ein Industriestädtchen am andern liegt – und fette Felder und Weiden dazwischen. Ich glaube, Kitchener hat sogar die meisten Fabriken, im Verhältnis zur Bevölkerungsziffer, in ganz Kanada. Aber warum fahren Sie dann nicht nach Windsor, wo Kanada seine Automobile baut? Sie wollen nicht den kleineren Abklatsch von Detroit sehen, weil Sie das Original zur Genüge kennen? Kann ich wirklich verstehen ... Aber Hamilton – wo Kanadas Stahl erzeugt wird – da sehen Sie Industrie, wenn Ihnen schon danach zumute ist! Eine Stahlstadt sieht aus wie die andere? Mann, jetzt hab ich's! Sie sind so verrückt auf dieses Nest Kitchener, weil Sie Deutscher sind! Oh, Ihr Sentimentalen! Freilich – es hieß ja auch *Berlin* bis in den ersten Weltkrieg hinein. Im Herbst 1916 war es, wenn ich mich recht entsinne, daß man den Namen änderte – erkundigen Sie sich mal an Ort und Stelle. Und das ganze nur, weil kein Laden im Lande mehr Waren verkaufen konnte, auf denen der Stempel *„Made in Berlin"* zum Boykott geradezu aufforderte ... Na, heute rechnet man die Leute von Kitchener unter die loyalsten Kanadier. Ich hatte einen Burschen aus dem Städtchen in meiner Kompagnie, der hat mit einem einzigen Bericht alle zum Schweigen gebracht, die ihn wegen seines deutschen Namens hänselten – *Hasenpfeffer* war's nicht, aber so was Ähnliches. Das war's, was er erzählte: Kanada besaß, als wir in den letzten Krieg verwickelt wurden, ein einziges Tankregiment, und das sollte aufgelöst werden. Da beschloß Kitchener, Geld zu sammeln für einen modernen Tank – und nach drei Tagen schon war das Geld für zwei zusammen. Die Welle pflanzte sich fort, und bald hatte Kanada ein Panzerkorps ... Ja, je mehr ich mir's überlege, Sie haben recht. Dieses Kitchener sollten Sie sich anschauen!"

11. Kanadischer Ausklang: Kitchener und Montreal

Durch das reiche Farmland von Südontario fahre ich diesmal mit dem Überlandbus, der jede Viertelstunde in einem Landstädtchen hält, das man ebensogut als Industriestädtchen ansprechen könnte. Die Straßen von Kitchener, die der schwere Autobus dann durchfährt, sind gesäumt von hohen und niederen Fabrikgebäuden – alle ein wenig durcheinandergebaut, viele ein bißchen altmodisch wirkend; meist sind es Möbelfabriken. Man glaubt ihnen anzusehen, daß hier aus einer Werkstatt ein Fabrikchen, und durch Zu- und Ausbauten im Laufe der Generationen beachtliche Unternehmen hervorwuchsen. Bei der Fahrt durch die Hauptstraße zieht eine Folge vertrauter Namen vor dem Fenster vorbei: Schell und Englert und Lippert und Bergstein und Oswald und Schmaltz ...

Ich verstaue meine Koffer im altväterisch ausgestatteten Zimmer des „ersten Hauses am Platze", dem nur ein Bismarckbild in der düster-prunkenden Diele des ersten Stockwerks fehlt, um ein epochengetreues Interieur aus der Zeit des deutschen Kaiserreichs komplett zu machen ... Mich zieht es sogleich zu einer Ecke hinter dem Rathaus; dort erhaschte ich vorhin im Vorbeifahren einen Blick auf ein Bild, das fast als traumhafte Erinnerung aus der Jugendzeit erschien. Ich will feststellen, ob es so etwas tatsächlich noch gibt ...

Richtig: Nach wenigen Schritten tut sich ein Märchenreich auf, das ich in Kanada längst untergegangen glaubte. Wie Dutzende und Hunderte von Hausfrauen, jede mit Tasche oder Henkelkorb am Arm, so wandle nun auch ich für eine Stunde zwischen Bergen von Bauernäpfeln, von Kohlköpfen und Mohrrüben-Bündeln, von Zwiebeln in Zöpfen oder Spankörben; alles ausgebreitet, durcheinander und übereinander, im Zentrum einer Wagenburg, die von kräftigen, lehmbespritzten Lastautos gebildet wird – ein paar Ackerwagen dazwischen, deren Gäule im Hintergrund ausruhen. Shoemaker, Metzger, Ertl – so lauten die Namen an den Schildern der Fahrzeuge.

Und erst die Markthalle! Weißliche Butterklumpen, von der Hand der Bauersfrau zu Melonengestalt roh geformt, Eierpyramiden, Wurstsorten vom bäuerlichen Schwartenmagen bis zur feinsten Cervelat, ein Trog mit Kutteln darunter; Gänseschwingen zum Zimmerausfegen dazwischen und am nächsten Stand schwarzsamtene Sofakissen mit gestickten Sinnsprüchen. Ich bin in trauliches, glückliches Jugendland zurückversetzt: auf einen deutschen Wochenmarkt.

Seltsam: So oft ich einen der Verkäufer fotografieren will, die mit steinerner Ruhe und ohne jede marktschreierische Geschäftigkeit hinter ihren Schätzen thronen, weichen sie zurück; sie drehen mir den Rücken zu oder halten die Hand vors Gesicht. Dabei ergäben sie so malerische Bilder: Männer mit gegerbten Gesichtern, die halb vom Vollbart verdeckt sind, den runden, schwarzen Filzhut auf dem Kopf – rundliche Bäuerinnen, auch sie in Schwarz, mit

bunter Kittelschürze darüber, das graue Haar unter weißem Häubchen gebändigt. Auch bei den jüngeren Frauen und Mädchen ist keine modische Frisur zu sehen.

„Kommen Sie, da haben Sie kein Glück", sagt ein Städter, der mit wachsendem Vergnügen meinen Bemühungen zugesehen hat. „Das sind Mennoniten, die mögen das nicht, und manche sind sogar *Amish,* das sind besonders strenge. Haben Sie gesehen, daß die Männer Ösen und Haken haben am Jackett – die halten sogar Knöpfe für Teufelswerk! Was wollen Sie mit solch altmodischem Volk: Gehen Sie lieber hinüber, auf die andere Seite des Rathauses, da geht's wenigstens modern zu!"

Verwehten Fetzen eines Tschinderassassa folgend, stehe ich bald vor einem sich formierenden Festzug: Die *Canadian Legion* von Kitchener, Glied des patriotisch gesinnten Kriegsteilnehmerverbandes, sammelt sich, zusammen mit Abordnungen aus der Umgebung. Mit ihren Baskenmützen könnte man die einzelnen Gruppen für Delegationen französischer Frontkämpferverbände halten, träte nicht überall das Ahornblatt, das Symbol Kanadas, hervor – und säßen die *bérets* nicht auf Köpfen, die die Franzosen wohl als *têtes carrées* bezeichnen würden...

Damit habe ich, kaum eine halbe Stunde in der Stadt, schon die ganze Weite des Wegs abgeschritten, den dieses einzigartige kanadische Gemeinwesen genommen hat.

Es waren Sektenangehörige aus Pennsylvanien in USA, Mennoniten zumeist, später auch „Amische", die in den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts mit ihren Ochsen-Planwagen über den sumpfigen Indianerpfad gezogen kamen, der heute *King Street* heißt und das Band bildet, an dem die besseren Geschäfte und die wichtigen Gebäude von Kitchener und seiner Schwesterstadt Waterloo aufgereiht sind. In den folgenden Jahrzehnten kamen in stetigem Strom weitere Pennsylvanien-Deutsche, bald auch Einwanderer direkt aus Deutschland, nach *Ebytown,* so genannt nach Benjamin Eby, dem Haupt der ersten Siedler, der bald die Stadt in *Berlin* umtaufte, damit sich die nun aus Deutschland hereinströmenden Einwanderer heimisch fühlen sollten.

Ein Jahrhundert lang verlief die Entwicklung des Städtchens Berlin ebenso zielbewußt geradlinig wie friedlich; niemand fand etwas dabei, daß da eine kanadische Stadt war, in der man mit Deutsch ebenso gut, ja besser, vorankommen konnte als mit Englisch. Aus den Werkstätten der Handwerker von einst wurden blühende Fabriken; die deutschsprachige Zeitung „Berliner Journal", die John Motz und John Rittinger gründeten, ließ es an kanadischem Patriotismus nicht fehlen. Als man im öffentlichen Park eine Statue der *Queen Victoria* errichtete, stellte man zur Wahrung der Balance eine Büste Kaiser Wilhelms daneben.

Bis man eines Tages den metallenen Kopf des deutschen Kaisers in einem Tümpel fand. Inzwischen war nämlich im fernen Europa ein Krieg ausgebrochen, und bald fuhren Hunderte von Burschen aus *Berlin* in Khaki zum Einschiffungshafen, ob ihr Familienname nun McGregor war oder Kaltenbacher.

Damit zerfiel eine wohlgeordnete Welt, die man für so selbstverständlich gehalten hatte – und die so „gemütlich" gewesen war. Plötzlich wurde nur noch in englischer Sprache gepredigt in den Kirchen – kaum ein deutsches Wort war mehr auf den Straßen zu hören.

Was aber die ganze Stadt am stärksten spürte, das war der Boykott seiner Wirtschaft

durch ein ganzes Land. Niemand in Kanada wollte mehr eins der Hunderte von Erzeugnissen kaufen, die aus den vielen Dutzenden von Fabriken hinausgingen, alle unter der Marke *Made in Berlin*. Zwei Jahre ging der Kampf um den Namen der Stadt. *British League* stand gegen *Citizens' League*, und als es zur Abstimmung kam, da siegte die Namensänderungs-Partei mit 1569 Stimmen gegen 1488 der anderen, die sich aus sentimentalen Gründen nicht von dem alten Namen trennen wollten. Der neue Name der Stadt wurde aus den Vorschlägen eines Preisausschreibens gewählt, und zwar zu Ehren des britischen Feldmarschalls, der damals gerade mit der torpedierten *Hampshire* in der Nordsee untergangen war. – Hatten noch im ersten Weltkrieg nur Propaganda und Ressentiments ohne Grund das Gespenst einer Illoyalität seitens der deutschstämmigen Bürger von *Berlin* an die Wand malen können, so entstanden im zweiten Weltkrieg kaum mehr Zweifel um diese Frage.

Trotzdem, so will es mir scheinen, ist Kitchener auch heute noch ein Städtchen eigener Prägung, einzigartig in ganz Kanada. Ist es Selbsttäuschung oder Wunschbild, wenn ich festzustellen glaube, daß, bei aller Banalität der *King Street*, die Wohnstraßen der Stadt eine ganz besondere Atmosphäre von gutbürgerlicher Solidität ausströmen, daß die Hinterhöfe sauberer, die Gärten liebevoller gepflegt erscheinen? Holzhäuser, die, verfallend und seit Jahren ohne Anstrich, in anderen kanadischen Städten die *slums* bilden, fehlen überhaupt. Schon vor 40 Jahren durften in den Wohnvierteln der Stadt keine Häuser gebaut werden, die weniger als dreitausend Dollar kosteten, und sie mußten alle aus Stein errichtet sein – ein Unikum im Holzland Kanada. So bewundere ich in der *Ahrens Street* oder in der *Weber Street* die Villen aus rotem Backstein, die man für wilhelminisch halten könnte, hätten sie nicht jene *front porch*, jene Veranda vorgebaut, die an keinem älteren Haus in Nordamerika fehlen darf. Sie stehen noch heute mit ihren Erkern und Türmchen stolz und wohlerhalten da wie Fabrikantenvillen. Es sind aber die Arbeiter von Kitchener, die sie bewohnen – hier und da auch, ohne Absonderung, einer der reicheren Bürger dazwischen. Man liebt hier kein Protzentum – oder vielmehr: will man mit Geldausgaben prunken, dann nicht in Form persönlichen Aufwands, sondern durch gemeinnützige Stiftungen ...

Und wie ich so am Sonnabendnachmittag durch alte und neue Wohnstraßen schlendere, hier einem Mann beim Büscheverschneiden zusehe (von dem ich nicht weiß: ist er nun ein Arbeiter, der sich zum Feierabend einen Tuchrock angezogen hat, oder ein Brauereidirektor, der den alten Büro-Anzug bei der Gartenarbeit aufträgt) – dort mich am Anblick dreier Generationen einer Familie ergötze, die sich mit unendlicher Behaglichkeit in den Schaukel- und Korbstühlen der Veranda räkeln und mit jedem Vorbeigehenden vertrauten Zuruf austauschen – da läßt mich der Gedanke nicht los: Diese Welt ist wirklich und unwirklich zugleich ...

Ich biege in eine Siedlungsstraße ein, die sich unvermittelt an die Region der Pfefferkuchen- und Laubsägevillen anschließt. All diese soliden, gemäßigt modernen Häuser verzichten zwar auf die Frontveranda, dafür aber wetteifern sie in der Größe der *picture windows*. Da kommt er wieder, mit plötzlicher Klarheit, jener Gedanke, der mir eben noch zu schaffen machte: Diese Stadt ohne Zerstörungen – diese Fabriken, teils verrußt und zusammengewürfelt, wie sie in patriarchalischem Rahmen gewachsen sind, teils riesig und blitzend neu – diese Wohnviertel, in denen die ältere und die jüngere Generation der Werktätigen in wohl-

gepflegten Villen wohnen – *das ist eine deutsche Stadt, der durch eine Laune des Zufalls die Folgen zweier verlorener Kriege erspart geblieben sind* . . . Hier hast du, so träume ich am hellen Tage vor mich hin, ein Gera oder ein Iserlohn, wie es sich darböte, wenn . . .

„Gibt's denn keine deutschen Vereine hier, die heute zum Samstag einen Schwoof haben?", so frage ich, in der Bier-Bar des Hotels wieder gelandet, den Kellner, den ich seines glatten Scheitels und seines präzisen Eifers wegen als Neueinwanderer aus Preußen eingeschätzt habe, der sich aber als Sudentendeutscher erweist, vor wenigen Wochen erst angekommen.

Er blickt mich ratlos an. Doch die ganze Tischrunde aus gesetzten Bürgern, die am Nebentisch eifrig die Aussichten eines bevorstehenden Fußballspiels erörtert haben, mischt sich sogleich ein – in einem leicht amerikanisierten Deutsch, wie ich es vor langen Jahren einmal in Pennsylvanien hörte. *„Der Schwaben Sick Benefit* hat heut abend ein *social* – Sie können mit dem *bus* bis zum neuen *hall* fahren – Sie werden's schon *gleichen* dort." (Letzteres, mühsam kombiniere ich es mir, ist die seltsame Rückübersetzung des Tätigkeitswortes *to like*.)

Die Grundanlage des Vereinshauses, in dem ich nach Einbruch der Dunkelheit lande, kenne ich schon vom *Alpen Auditorium* in Vancouver: oben der Tanzsaal, im Keller Tische und Stühle – und ein Loch in der Wand, aus dem die Getränke kommen. Aber wie die Ausstattung des Hauses auf anheimelnde Art gemütlicher und sorglicher ist, so zeigen auch die fröhlichen Zurufe von Tisch zu Tisch, die entspannten, festfreudig strahlenden Gesichter der Alt- und Neukanadier deutscher Zunge, die sich hier, alle mit glühendem Gesicht, dem Tanz und der Geselligkeit widmen, daß sich eine große Familie nach arbeitsreicher Woche vergnügt.

Ich sitze im Keller am Vorstandstisch. Eine seidenglänzende gestickte Fahne an der Wand trägt die Inschrift „Deutsch-Schwäbischer Krankenunterstützungsverein Kitchener", auf der einen Seite flankiert vom *Union Jack*, auf der anderen vom *Red Ensign*, jener Abwandlung der britischen Farben, welche mangels einer offiziellen kanadischen Nationalflagge vorläufig deren Stelle einnimmt (es ist die Handelsflagge). Ich befinde mich unter Donauschwaben, die nach dem ersten Weltkrieg nach Kanada auswanderten und inzwischen, meist in gehobenen Handwerksberufen, durch Fleiß und Solidität, jene in Kitchener am meisten geachteten Eigenschaften, zu angesehenen Bürgern geworden sind. Wenn die Männer in dem holzgeschnitzten Deutsch der Batschka oder des Banat davon erzählen, wie sie sich mit staunenden Augen und heimwehkrankem Herzen durch die ersten schweren Jahre in Kanada schlugen (damals herrschte kein *boom*), dann versteht man, warum diese Menschen aus fremdem Land, deren Stamm immer zu Deutschlands treuesten Söhnen gehörte, die Einwanderer von heute so warmherzig aufnehmen . . .

Ich stehe in einer Mauer von Donauschwaben, am Nachmittag des nächsten Tages, als „ihre" Fußballmannschaft, fast ausschließlich Neueinwanderer, ein Spiel „Deutschland gegen Ungarn" austrägt. Ich wüßte heute nicht einmal mehr zu sagen, wie es ausging – aber die Feier am Abend, die ist mir unvergeßlich geblieben. Dies Buch soll zwar keine Gebrauchsanweisung für Auswanderer sein (dafür wechseln die Verhältnisse und die Bestimmungen zu rasch), aber einen etwas abseitigen Rat einzuflechten kann ich mir nicht versagen. Auswanderungslustiger – lerne Fußball spielen! Und du findest automatisch Freunde . . .

In einer langen Wagenkolonne fahren die beiden Mannschaften, je zwei oder drei Fußballer

unter den Fittichen einer schon länger ansässigen Familie ihrer Nationalität, zu einer weit draußen in der heckenbestandenen Weite Ontarios liegenden Farm eines Donauschwaben. Mit zuerst erstaunt-reservierten, dann immer fröhlicher blitzenden Augen schauen die Töchter des Farmers, *high school girls* kanadischer Prägung, auf das frohe Gewimmel, das Haus und Vorgarten durchzieht – und auf die Platten voller Wurst- und Käsebrote, die ihrer Obhut unterstehen – allerdings nicht lange, denn bald sind sie völlig kahlgefuttert... Halb-, Dreiviertel-, Voll- und Noch-kaum-Kanadier sind zu lustigem Trubel vereint bis in die späten Abendstunden. Bald sortiert sich das heitere Gewirr sauber aus: wir Älteren in der Stube beim Bier, das junge Volk draußen unter den Bäumen, von wo immer wieder frohes Lachen und helles Kichern hereindringt... Wie gesagt: Spiele Fußball – und du brauchst dich um Anschluß in Kanada nicht zu sorgen...

Die Tempi sind wesentlich anders, als ich am nächsten Morgen einem anderen Wettbewerb zusehe, den man – nach Eishockey und Curling natürlich – beinahe als eine weitere Art kanadischen Nationalsports ansehen kann: einem Wett-Pflügen. In meiner Naivität habe ich mir eine Art Geschwindigkeits-Wettbewerb stampfender Gespanne darunter vorgestellt. Nun scheint es, als sei ein ganzes weites Feld ländlicher Gestalten in der Langsamkeit eines Super-Zeitlupentempos erstarrt; es sieht so aus, als habe hier der Langsamste unter den jungen Farmersöhnen die größten Aussichten. Ein paar Pferdegespanne sind zwar auch vertreten, doch ist die Zahl der Traktoren wesentlich größer. Mit angespannter Konzentration nach vorwärts schauend, tief über den Leib der nur zentimeterweise vorrückenden Maschine niedergebeugt, bieten die jungen Männer all ihre Kunst, allen Ehrgeiz auf, eine Furche zu ziehen, die den Anforderungen der mit wichtiger Amtsmiene überall herumstehenden Schiedsrichter genügt.

Ich muß es gestehen: Nachdem ich zwei Stunden diesem Vorgang zugeschaut habe, dessen generelle Bedeutung mir bald klar ist, dessen Feinheiten mir aber heute noch in Nebel gehüllt sind, atme ich erleichtert auf, als einige resolute Farmersfrauen, deren appetitliche Hantierungen um Kessel voll Kartoffelsalat und um quadratmetergroße Blechkuchen ich begehrlich verfolgt habe, zum Essen in ein Zelt rufen. Die Angehörigen des *Rotary Club* von Kitchener halten ihre wöchentliche Lunch-Zusammenkunft gemeinsam mit den Farmern ab.

Den Worten des Gastredners gelingt es sogleich, meine Aufmerksamkeit von dem Riesensteak, das vor mir steht, abzulenken. In verantwortungsbewußten Darlegungen beschwört er das Gespenst der Landflucht herauf. Die Rekordlöhne, die in der Industrie und in den Holzfällerlagern bezahlt werden, locken, so berichtet er, nicht nur die Landarbeiter, sondern auch die Farmer selbst vom Pflug weg. Halbgerodete Farmen in Nord-Ontario werden verlassen und verschleudert; Ländereien von 25–60 Hektar gehen für 300 bis 800 Dollar weg. „Ja, bis zu 15 Dollar Verdienst am Tag – da kann die Landwirtschaft nicht konkurrieren!"

Wie immer bei solchen Gelegenheiten, zieht sich die Lunch-Rede ein wenig in die Länge – und ich bemerke, wie eine Gruppe gesetzter Rotarier einander zublinzeln und unauffällig das Zelt verlassen. Kaum hat der *chairman* dem Redner gedankt, erscheinen die Ausreißer wieder und treten vor die Versammlung. Bunte Halstücher und breitrandige Cowboyhüte genügen, um aus den würdigen Geschäftsleuten verschmitzte Buben zu machen...

Sie rücken zusammen vor dem Podium, einer gibt den Ton an – und nun beginnt der

musikalische Teil. Was für Lieder sind es, die strahlendes, kinderglückliches Lächeln auf alle Gesichter zaubern? „Du, du liegst mir im Herzen" – „Jetzt gang i ans Brünnele" – so ertönen drei, vier deutsche Lieder, und zum Schluß stimmen fast alle Versammelten ein. Das Ganze hat nichts Wehmutvolles, keine Spur von Heimatsehnsucht, vielleicht einen kleinen Hauch kinderseliger Sentimentalität. Aber vor allem: Es ist *good clean fun* – ein Gesellschaftsspiel aus der Großväterzeit, aus einer fernen Welt . . .

Die Atmosphäre in Montreal ist ein wenig andersartig als die sonnigen Morgenstunden der letzten Tage in Kitchener. Von langer Zugfahrt verkrampft, tapse ich durch die riesige Bahnhofshalle und sehe jenseits der Straße das Hotel, das man mir empfohlen hat. Es ist schon fast Mittag, doch vom Fluß herauf (da unten muß er seine Lehmfluten entlangwälzen – plötzlich weiß ich hier wieder Bescheid) ziehen noch immer Nebelschwaden. Die schönere Hälfte des Herbstes ist nun wohl vorbei – ich habe die letzte Station meiner Wanderschaft erreicht – ob die Straßenlaternen in München jetzt wohl auch so milchig-gelb durch den Dunst scheinen? Es wird Zeit, daß man wieder ins heimische Nest zurückkehrt – so geht es mir, indem ich leicht fröstle, während der paar Schritte durch den Kopf.

Zunächst glaube ich, daß mein Tagtraum sich einfach fortsetzt. Ich stehe im Eingang des Hotels; Halle kann man den engen Raum nicht nennen, in dem Reisende und Gepäck einander den Platz streitig machen. Nach drei Seiten führen Bogenöffnungen in Gaststuben, aus denen animiertes Stimmengewirr dringt – und ein Duft! Oder vielmehr: ein *mixtum compositum* von Düften, in dem hier ein Hauch Sauerkraut, da ein deftiger Schwaden von kräftig gezwiebeltem Gulasch, dort ein Rüchlein gegrillter Seezunge spürbar scheinen – und schwamm da nicht gar ein Prislein Knoblauch in der Luft? Aber nichts davon ist einzeln, für sich, faßbar. Alles vereinigt sich zu einer kräftigen Aroma-Symphonie, die meine nach Monaten blutarmer *Cafeteria-* und *drugstore*-Ernährung schon fast verkümmerten Nasen- und Gaumennerven mit der Nachdrücklichkeit eines gutartigen Schocks trifft. Eins verkündet sie mit aller Deutlichkeit: Hier ißt man gern – hier kocht man gut – und mit Liebe!

Es bedürfte gar nicht mehr des Blickes in einen der großen Räume; das Auge bestätigt lediglich, was die Nase bereits signalisiert hat. Rotgewürfelte Tischdecken – Körbe mit knusprigen Brötchen und derbem Schwarzbrot auf dem Tisch – herzhaft tafelnde Gäste. Meist Herren mittleren Alters, deren gerötete Gesichter, deren erdiges Lachen, deren kennerhafter Appetit von ehrlicher Freude am Speisen zeugen – niemand ist hier, der sich seinem Mahl zuwendet, als gelte es, rasch eine lästige Pflicht zu erledigen. Nur die Kellnerinnen sind in Eile: ihrer diensteifrigen Flinkheit zuzusehen ist eine Freude. Mit einem Wort: europäische Wirtshauskultur von der angenehmsten Art.

Dieser Eindruck beherrscht die letzten Tage, die ich in Kanada verbringe. Montreal, ich grüße dich nochmals, da ich dies niederschreibe! Wie habe ich geschwelgt in deinen Tavernen, deinen Cafés und Brasserien – wie neidisch habe ich hier und da einen Blick in deine Gourmet-Oasen geworfen! Es dürfte kaum ein anerkanntes Gericht dieser Erde geben, das man in Montreal nicht an einem beliebigen Tag der Woche auf irgendeiner Speisenkarte finden kann. (Schwalbennestersuppe? Kleinigkeit! Deuten Sie nur bei *Ruby Foo* dort auf die Karte, wo sie als *guy yone yin warr* verzeichnet ist!)

Die ganze Poesie dieser wohl kosmopolitischsten Eß-Stadt der Welt zu schildern, würde Seiten dieses Buches mit anheimelnden und exotischen Namen füllen. Man nehme statt dessen eine Handvoll Statistik, dazu eine Prise Vorstellungsgabe – dann bekommt man vielleicht auch einen Eindruck: Der Montrealer, so wie ihn die Statistik kennt, verzehrt im Jahr 150 bis 200 Pfund mehr an Lebensmitteln als der statistische Nordamerikaner ... Die Stadt hat 5700 Restaurants: auf den Kopf der Bevölkerung doppelt so viel als New York – und siebenmal mehr als Toronto! (Und da habe ich mich immer um die Erkenntnis geplagt, worin wohl der Unterschied zwischen diesen Rivalen liege – Montreal und Toronto ... Sagt es nicht solch eine Ziffer schon aus?) Man kann den Tatbestand aber auch so ausdrücken, wie es der liebenswerte amerikanische Komiker-Veteran Jimmy Durante tat: „In Montreal", so sagte er, „kann man sich in jeder Sprache der Welt den Magen verderben – einschließlich Esperanto!"

Dem Leser, der gleich mir solchen Freuden zugetan ist, wünsche ich nur eines: er möge einmal von einer kleinen Gruppe eingesessener Freunde oder Kollegen, so wie es mir geschah, zu einem der liebenswürdigsten Bräuche, die Montreals Folklore aufzuweisen hat, ausgeführt und verführt werden.

Wenn sich ein paar Herren gleichen Geschmacks und verwandten Temperaments (weitere Voraussetzung: leidlich bestückte Brieftasche!) in Montreal zu einem geruhsamen „Langstrecken-Diner" verabreden, so ist das eine Angelegenheit von mindestens vier bis fünf Stunden. Ich kann es bezeugen – auch wenn ich heute mit Sicherheit nur noch weiß, daß wir mit Austern bei *Chez Pauvé* begannen, Roastbeef bester englischer Tradition in der Klub-Atmosphäre von *Drury's* zu uns nahmen und im zauberhaften *Lutin qui bouffe* die Spezialität des Hauses, Spanferkel vom Holzkohlenrost, kosteten. (Was für ein Name übrigens für ein Restaurant: „Zum albernden Elflein"! Das stelle man sich in Winnipeg oder Moose Jaw vor! – Ein „reizender" Einzelzug: In diesem Restaurant wird während des Abends ein lebendes Spanferkel von marzipanhafter Appetitlichkeit von Tisch zu Tisch gereicht, und jeder Gast darf es aus der Milchflasche atzen, die der Oberkellner auf silbernem Tablett reicht.)

Die Namen der übrigen Gänge und Feinschmecker-Oasen wirbeln ein wenig durcheinander. War es in der *Maisonette Carol*, wo wir die warmen *hors d'oeuvres* genossen, bei *Desjardins* die aus Dover herübergeflogene Seezunge, in der *Auberge Chez Son Père* die provençalische Suppe? Die Speisesäle meines Hotels, des *New Carlton*, die mich bei der Ankunft so liebenswürdig beeindruckten, sind, so erfahre ich bei dieser Gelegenheit, berühmt bei den Liebhabern deftigerer Sachen: Schweinsknöchel, dicke Erbssuppe, *choucroute garnie* ... Dieser Brauch, sich für jeden Gang des Soupers zu einem Lokal zu begeben, das mit einer Spezialität für die von den Tafelgenossen erträumte Speisenfolge aufwarten kann, ist einzigartig – und bezeichnend für Montreal.

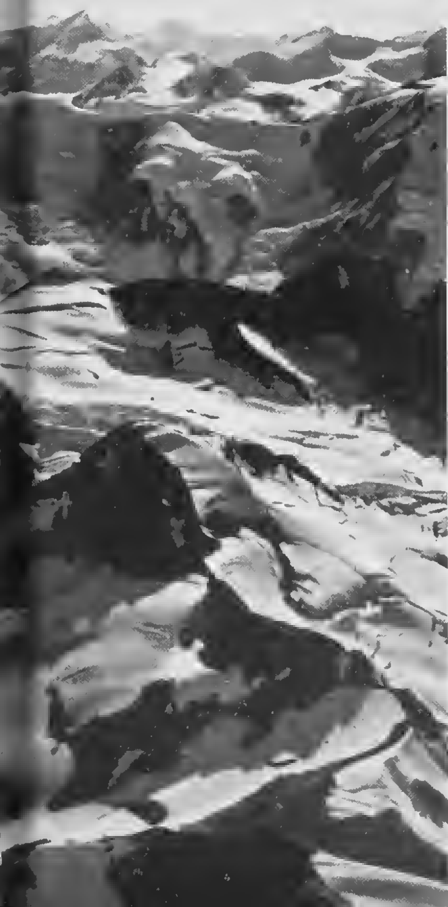
Ähnlich verfährt man bei der Planung der Unterhaltung für einen vergnügten Abend. Einer ist immer in der Tafelrunde, der Auskunft geben kann, welche Sängerin gerade im *Indian Room* auftritt, oder ob Mr. Roquette vom *Paradise Club* wieder eine besonders sensationelle *shake*-Tänzerin für seinen Neger-Nachtklub aus den Staaten importiert hat, welches der Glanzpunkt des gerade laufenden Kabarett-Programms im *Bellevue Casino* ist – einem der größten (600 Plätze), bestorganisierten und billigsten Nachtklubs, die ich je kennenlernte.



VIII. Der „wilde Norden" Kanadas,

der einst Jack London soviel Stoff für seine Geschichten lieferte, macht in seinen größeren Siedlungen nur selten noch einen hinterwäldlerischen Eindruck, wie dieser von einem Eigenbrötler errichtete „Yukon-Wolkenkratzer" in Whitehorse. Die vom Ofen im Erdgeschoß aufsteigende Wärme soll alle Stockwerke heizen . . .





Erhabene Einsamkeit: das ist noch immer das Stichwort, das den kanadischen Norden kennzeichnet – wenigstens für den, der die Gletscher- und Alpenlandschaft der nördlichen Rockies an der Grenze nach Alaska (links) oder die Eisschollenwüste des Großen Sklaven-Sees (oben rechts) vom Flugzeug aus sieht. Wer sich auf der Erde seinen Weg suchen muß, denkt anders . . . Die Städte des Gebiets (oben links: Yellowknife), am bequemsten im Flugzeug erreichbar, bieten ein überaus nüchternes Bild. Doch gute Verdienstmöglichkeiten und warmherzige Formen der Geselligkeit machen das Leben erträglich; kaum jemand zieht wieder südwärts.

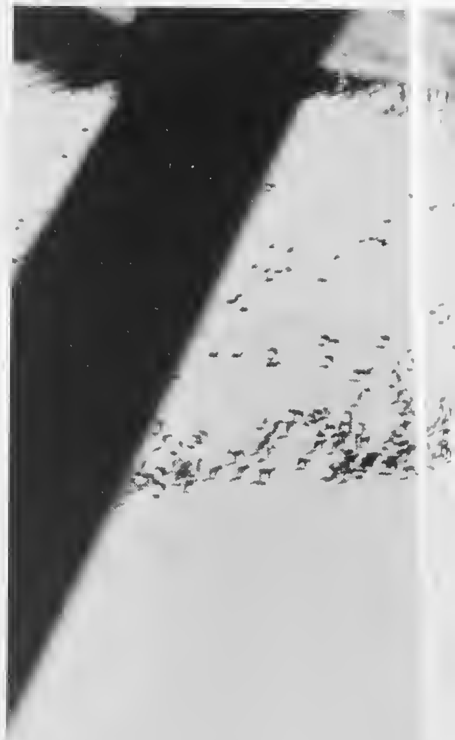


Eine Straße, die weltberühmt wurde: Alaska Highway. Sie verdankt ihre Entstehung den Kriegsnotwendigkeiten. Über 2300 km lang, führt sie zum größeren Teil durch kanadisches Gebiet. Die Baukosten betrugen fast eine halbe Milliarde Mark. 11 159 Soldaten und 7500 Arbeiter schufen das Werk in neun Monaten!





Der Verkehr kommt im Norden erst in Gang, wenn Erdboden und Wasserflächen gefroren sind. Karawanen von Holzhütten auf Schlittenkufen, von Traktoren gezogen, mit einem zur Wegerkundung darüber kreisenden Flugzeug durch Funk verbunden, benutzen das Eis als Straße. Ganze Bergwerksausrüstungen zogen so nordwärts.





Das traditionelle Verkehrsmittel des kanadischen Nordens, der in unzähligen Abenteurergeschichten beschriebene Hundeschlitten, wird heute immer mehr durch das „Schneemobil" (oben) ersetzt. Unten: Eine Herde der wilden Karibu-Renntiere, auf ihrer Sommerwanderung nach der Tundra begriffen, wird von einem einzelnen Wolf angegriffen (im Kreis).



Kaffeeklatsch im Eskimo-Iglu. „Immer näher rücken uns diese weißen Männer" – das könnte das Thema der Unterhaltung der beiden Großmütter sein. Die Eskimos bewohnen als Jäger und Fischer in weitverstreuten Siedlungen die Eismeerküste Kanadas. Indianer und Eskimos zusammen machen noch nicht ein Prozent der Bevölkerung Kanadas aus.

Man weiß bei uns, daß New York und Chicago, neuerdings auch Las Vegas, die Nachtklub-Metropolen der Neuen Welt sind. Die Amerikaner selbst wissen mehr: daß sich für Vergnügungssüchtige der Trip über die Grenze im Norden lohnt, und sei es nur für ein Wochenende, von Boston aus etwa. Denn der Nepp: die hochgetriebenen *cover charges*, die überhöhten Champagnerpreise, die Sonderberechnung einer jeden Handreichung – all das fehlt in Montreal.

Über hundert Nachtklubs zählt die altersgraue Metropole am St. Lorenz-Strom, ein Fünf- bis Sechsfaches dessen an Musikcafés und fröhlichen Tavernen. Das ist, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, ein Mehrfaches der „Vergnügungsdichte" etwa von New York oder Chicago. Und überall grellen die mannshohen Neonzeichen, kreischen die Saxophone, fließt das *Ale* der kanadischen Brauereien oder der Wein aus dem fernen und doch so nahen Frankreich.

Morgens aber, wenn die Ausdauernden noch nicht nach Hause gehen mögen, finden sie sich in den kleinen Café-Bars um die *Place Jacques Cartier* im Markthallen-Viertel zu Zwiebelsuppe und *café noir* zusammen – bis sie immer mehr verdrängt werden von pausbäckigen, schnurrbärtigen Gestalten in ländlicher Arbeitskleidung, deren jede einen Hauch von Stall und Feld und morgendämmriger Landstraße hereinbringt.

Und plötzlich, mit der ernüchternden Intensität, die ein grauer und verkaterter Morgen manchen Erkenntnissen verleiht, entdeckt man, daß Montreal auch einen Arbeitstag hat. Ein Aspekt der lebenslustigen Metropole, den ich wohl ein wenig übersehen habe in den ersten Tagen ...

Die Bauern haben ihre Lastwagen so gepackt, wie ich es schon von Kitchener her kenne: Ladefläche und herabgeklappte Rückseite dienen zu verlockender Stapelung der Produkte von Feld und Gemüsegarten. Die altmodische Markthalle füllt sich mit Metzgern, Südfrucht- und Geflügelhändlern und ihren Großlieferanten; Autos und Karren rumpeln durcheinander, und im geschäftigen Getriebe eröffnet sich ein Blick auf das fleißige Werk derer, die den Feinschmeckern von Montreal ihre „Dauer-Soupers" ermöglichen – und den Arbeitern der Stadt die tägliche Ernährung.

Ein Gang zum naheliegenden Hafen zeigt es deutlich, daß das Vergnügungsleben von Montreal zwar ein ungemein liebenswürdiges Phänomen ist, mehr auch als nur eine reizende Arabeske – daß es aber nicht den Wesenskern der Stadt darstellt, die seit langem mehr als eine Million Einwohner zählt. (Die Ziffern im Jahre 1954: die Stadt Montreal hat 1 035 600 Einwohner, das Gebiet von Groß-Montreal 1 318 200 – verglichen mit Groß-Torontos 1 250 000. Übrigens: Montreal bezeichnet sich gern als die zweitgrößte französisch-sprechende Stadt der Welt. Das scheint mir etwas unrealistisch, da seit je, und heute besonders, eine beachtliche Minorität der Bevölkerung, die die westlichen Stadtteile bewohnt, englisch spricht.)

In den dreihundert Jahren seines Bestehens hat Montreal immer die Gunst seiner Lage zu nutzen gewußt, und sie bildet auch heute noch die solide Basis seiner Existenz. Auf einer großen Insel, dort wo der Ottawa-Fluß in den St. Lorenz-Strom mündet, gründeten die Franzosen, die gleichermaßen mit Kreuz wie Schwert oder Tauschgütern in die Wildnis einzudringen suchten, 1642 unter Maisonneuve eine Siedlung an der Stätte eines verlassenen Indianerdorfes namens Hochelaga, die sich bald zu einem wichtigen Fort ausweitete, dem bedeutendsten vorgeschobenen Bollwerk von Neu-Frankreich.

Vor sich und um sich die gefahrdrohende, fast völlig unbekannte grüne Wildnis, nach rückwärts durch die breite Wasserstraße des St. Lorenz-Stroms mit einem winzigen Tüpfelchen Zivilisation verbunden: der Stadt Quebec – so war Montreal für lange Zeit der Startpunkt für alle Pelzhandels-, Kolonisierungs- und Missionsexpeditionen.

Duluth, nach dem der wichtige amerikanische Binnenhafen am Lake Superior benannt ist, La Salle, der von Montreal aus zum Mississippi durchstieß, Cadillac, der von hier aus Detroit gründete – sie alle fanden in der Siedlung unter dem „Königsberg" den idealen Absprungplatz für ihre kühnen Züge. (Wer denkt heute noch daran, daß von Kanada über das Gebiet der Großen Seen und des Mississippi bis nach Louisiana hin einst eine Kette französischer Stützpunkte einen Streifen französischen Herrschaftsbereichs im Rücken der englischen und holländischen Besitzungen an der Atlantikküste bildete? Hilft es der Erinnerung, wenn man erwähnt, daß Coopers Lederstrumpfgeschichten ihren historischen Kern in jenen Kolonialkriegen haben, die sich im Gebiet der Großen Seen abspielten – zwischen den Franzosen und ihren indianischen Hilfsvölkern auf der einen Seite, den britischen Kolonien, denen durch die französische Expansion das Hinterland abgeschnitten wurde, und ihren indianischen Freunden auf der anderen? Entsinnen Sie sich jetzt, warum Ihnen Namen wie Huron- oder Erie-See als Kindheits-Erinnerungen so vertraut im Ohr klingen?)

Als Vaudreuil 1760 Montreal dem englischen General Amherst übergeben hatte, begann angelsächsischer Einfluß auch an dieser „Drehscheibe des Nordens" Fuß zu fassen. (Die Kämpfe in Nordamerika waren zu jener Zeit fast immer eigenartige Reflexionen europäischer Zwistigkeiten – in diesem Falle des Siebenjährigen Krieges ...) 1775 unternahmen Washingtons Truppen einen Vorstoß nach Montreal, und Benjamin Franklin war es, der vergebens versuchte, die Bürger zum Abfall von der britischen Krone zu bewegen.

Die Briten nahmen den Franzosen bald den Pelzhandel aus der Hand, wenn auch die Trapper selbst noch für lange Zeit überwiegend französischen Geblüts waren – oder wenigstens *métis,* Halbblut-Waldläufer aus französischem Vater- und indianischem Mutterstamm. Die *Nor' Westers,* die auf charakteristisch britische Weise Pelzhändler und *empire builders* zugleich waren, lösten die französischen Handelsherren, ihre Soldaten und die Jesuiten-Pioniere ab. Sie zogen von Montreal aus nach Westen und Norden, und ihr Bedeutendster, Alexander Mackenzie, entdeckte den großen Fluß, der ins Eismeer mündet und heute seinen Namen trägt. Er war auch der erste, der die *Rocky Mountains* überschritt und die Pazifikküste auf dem Landweg erreichte. Was immer zur Erschließung der großen ungefügen Landmasse geschah – immer ging es von Montreal aus!

Was – abseits von Eßgewohnheiten und Nachtleben – den Europäer so verzaubert, wenn er ein paar ruhige Stunden benützt, um mit offenen Augen durch die älteren Viertel der Stadt zu streifen, das ist die Allgegenwart der Historie in ihren Mauern. Weniger bedeutsam ist dabei, daß sowohl Rom wie Paris hierher verpflanzt wurden: Am *Dominion Square* erhebt sich die Peterskirche – allerdings in verkleinerter Nachbildung, hier *St. James Cathedral* genannt. (Mit dem „größten Bürogebäude des Commonwealth", das gegenüber liegt, ergibt ein Blick die ganze Spannweite der kanadischen Zivilisation.) An der *Place d'Armes* steht Notre Dame, von einem Iren erbaut, ebenfalls als verkleinerte Nachbildung des Pariser Originals.

Der ganze Zauber einer alten und einer neuen Welt aber vereint sich in Kirchen, die sich in altersgrauen Vierteln verstecken: Da ist *Bonsecours* etwa, die 1657 erbaute Seemannskapelle, deren Votivlampen in alten Schiffsmodellen von der Decke hängen, und die noch heute zur Frühmesse brechend voll ist von Matrosen aus aller Herren Ländern, von Hafenarbeitern und Marktbesuchern. Das elegante Gebäude des *Château de Ramezay*, ganz „alte Welt“, beherbergte französische und englische Gouverneure; aber auch die amerikanische Besatzungsarmee schlug hier 1775 ihr Hauptquartier auf. Von alten Klöstern mit traulich-verträumten Winkeln spannt sich ein weiter Bogen frommer Gläubigkeit bis zur riesigen neuen St. Josephs-Wallfahrtskirche auf dem *Mount Royal*, die ihre Existenz der frommen Ergebenheit eines Laienbruders verdankt, und deren Treppen fast ständig von Gläubigen besetzt sind, die sie auf den Knien erklimmen. Frömmigkeit und Lebensfreude sind die zwei Seiten des Lebens in Montreal, die am stärksten eine Verbindung knüpfen über den Ozean zum französischen Mutterland, dem beinahe vergessenen...

Die nächste große Etappe der friedlichen Eroberung des Landes, der Bau der transkontinentalen Eisenbahn, ist wiederum eng mit Montreal verbunden, und die beiden großen Eisenbahngesellschaften, *Canadian Pacific* und *Canadian National*, haben auch heute noch ihre großen Verwaltungsgebäude in der Stadt am St. Lorenz-Strom.

Welch idealeren Platz konnte es für die Entwicklung eines großen Welthafens geben als den Endpunkt jener Wasserstraße, des schiffbaren Teils des St. Lorenz-Stromes, die es selbst Seeschiffen gestattet, 1500 Kilometer von der offenen See entfernt ihre Ladung mitten im Lande zu löschen? Oberhalb Montreals liegen die Stromschnellen der *International Rapids* im Wege, deren Umgehung durch einen tiefen Kanal – der bisherige ist für Schiffe bis höchstens 2500 t passierbar – die erste große Aufgabe bei der Verwirklichung des „St. Lorenz-Seewegs“ sein wird, dessen großzügiger Ausbau im Sommer 1954 nun endlich in Angriff genommen worden ist.

Dem Verkehr, der Bewegung und Lagerung von Gütern zu dienen, ist jedoch nur eine der Aufgaben, welche die Stadt im Rahmen der kanadischen Wirtschaft erfüllt. Schon diese Seite von Montreals Aktivität erscheint mächtig genug, wenn man Meile um Meile die Kais für Hochseedampfer entlangmarschiert, wenn man sieht, welche Riesenfläche die *elevators*, mit ihrem Fassungsvermögen von 15 Millionen *bushel* Getreide, einnehmen – jene Batterien von Silos charakteristischer Zylinderform, die aneinandergereiht den seltsamen Anblick enggepreßter Buchrücken bieten – mehrhundertfach vergrößert und aus Zement gegossen.

Die wohltätigen Wassermassen des großen Stromes und seines Flußsystems verhelfen der Stadt durch die Lieferung elektrischer Energie zur anderen Seite ihrer Existenz: Industrie. Die riesige Anlage des *Quebec Hydro-Electric Plant* bei Beauharnois, 50 km südlich von Montreal am St. Louis-See, wird nach ihrer Fertigstellung zu den größten Kraftwerken der Welt zählen, wenn nicht überhaupt das größte sein.

Toronto hat zwar eine größere Anzahl von Fabriken mit einem wesentlich weiter verzweigten Produktionsprogramm als Montreal, aber hier sind die einzelnen Betriebe umfangreicher. 4000 Industriebetriebe beschäftigen heute nahezu eine halbe Million Menschen und erzeugen Güter im Werte von jährlich zwei Milliarden Dollar. Schwerindustrie überwiegt (Stahlerzeugung, Schiffbau, Waggon- und Lokomotivherstellung, Zementfabrikation, Kupferhütten). Die bizarren

Giganten eines der neuesten Zweige der Technik, die Ölraffinerien und Crack-Anlagen, streiten mit ihren Silbertanks, ihren Kühltürmen und ihren Röhrenverschlingungen am Ufer des Flusses bereits mit den Hafenanlagen um Platz.

Es ist nur natürlich, daß die Stadt, in der die Schiffe aus Europa einlaufen, die eine riesige Industrie hat und ein verzweigtes Handelsleben, besonders viele der deutschen Einwanderer festgehalten hat, die in den letzten Jahren ins Land geströmt sind. Zumal diese Menschen bald entdeckten, daß hier – mehr wohl als in jeder anderen Stadt von Nordamerika – ein geselliger Lebensstil gepflegt wird, der am ehesten der weltbekannten deutschen „Gemütlichkeit" nahekommt.

Dem Leser, der angesichts eines solchen Wortes, das im ersten Augenblick eine Vorstellung von Plüschpantoffeln oder Stammtisch erwecken mag, hochmütig die Achseln zu zucken versucht ist, darf ich sagen, daß ich mich solcher Reaktion, die auch bei mir einst spontan war, heute schäme.

Denn überall, ob in Australien, im Fernen Osten oder nun in Kanada, hat mich das Zusammentreffen mit den Ausgewanderten, ob sie nun gestern oder vor zwanzig Jahren die Heimat verließen, eins gelehrt: daß dies das erste Wort ist, das dem versprengten Landsmann auf die Zunge kommt, wenn er beschreiben soll, was er im neuen Lande vermißt; wenn er dem Mangel an menschlicher Wärme, an traulichem Zusammenleben im Schutz der gewohnten Lebensweise und Gemeinschaft ein Wort leihen soll; wenn er erklären will, warum der Blick in die Lohntüte nicht genügt, glücklich zu werden in einer Fremde, aus deren weiten Räumen ihn so oft ein erschreckender Hauch kühler Fremdartigkeit anweht, wenn er einmal die Hände in den Schoß legt und ins Sinnieren kommt.

Immer wieder habe ich gefunden, daß gerade schlichte Menschen, die all das fühlen, aber jedes Pathos verabscheuen, in verblüffend regelmäßiger Wiederkehr all ihre Seelennot in einem Satz zusammenfassen: „Mir fehlt hier die Gemütlichkeit..." Ein Wort, das überlegen zu belächeln mir längst vergangen ist.

Montreal muß bei solcher Betrachtung als eine Ausnahme anziehend wirken. Die Stadt bietet eine Atmosphäre und einen Rahmen, die europäischer Gefühlswelt und kontinentalen Geselligkeitsgewohnheiten entgegenkommen.

Ist es dann ein Wunder, daß bereits ein „Deutsch-Canadischer Automobil-Club" in seinen Mauern entstanden ist, dessen Gründung im eleganten Ritz-Carlton erfolgte; daß eine Schuhplattlergruppe auftritt und mit Jubel begrüßt wird, wann immer die Deutschen von Montreal zu einem größeren Fest zusammenkommen; daß ein geselliges „Haus der Deutsch-Canadier: Deukania Ine." mit sechs Kegelbahnen, großem Festsaal und *television* lockt, ebenso wie ein „Montrealer Künstler-Club Inc."? Selbst eine Samstagsschule hat man bereits eingerichtet, damit den Kindern, die sich in erstaunlich kurzer Frist völlig in Sprache und Sitte der neuen Heimat einleben, die Verbindung zur Sprache und Bildungswelt der alten nicht ganz verloren gehe...

Auf der Suche nach einer zuverlässigen Filmentwicklungsmöglichkeit stoße ich auf ein reizendes Schauspieler-Ehepaar aus Hamburg, das ein Fotogeschäft und -atelier eröffnet hat. Im Laden steht der zwölfjährige Sohn, der mir, während er deutsche Rollfilme an kanadische

Kunden verkauft, fachmännisch Auskunft auf meine ersten Fragen gibt. Dann ruft er nach dem Vater. Der Künstler taucht mit rotgeränderten Augen aus der Keller-Dunkelkammer herauf und führt mich „auf eine Tasse Kaffee“ in den dunklen Raum, der rückwärts vom großen Laden abgetrennt ist: das Atelier.

Seine Frau – auch sie früher eine bekannte Schauspielerin an der Alster – hantiert gerade an einem seltsamen Aufbau. An Stative und Lampenzwingen sind Zweige eines Nadelbaums geklemmt, ein Teller mit buntem Gebäck nimmt die Mitte des Stillebens ein, und die Fotografin ist gerade dabei, mit einem Schild „Fröhliche Weihnachten“ dem Ganzen die letzte Abrundung zu verleihen. Ein Schild derselben Größe mit der Inschrift *„Merry Christmas“* liegt offensichtlich schon für die nächste Aufnahme bereit.

„Da staunen Sie, nicht wahr? Wir müssen alles probieren – diesmal sind's Weihnachtskarten. Bei den Deutschen hier werden wir sie gut verkaufen, das weiß ich schon – Original-Handabzug und so . . . Neugierig bin ich, ob auch das kanadische Publikum Geschmack an solchen Glückwunschkarten finden wird. Die sind's ja bisher etwas bunter gewohnt . . .“

Die letzten Stunden vor dem Abflug verbringe ich in einem Haus, das in gültiger Ausprägung beste europäische Wohnkultur birgt. Es liegt in Westmount, einem opulenten Wohnviertel des englisch-sprechenden Teils von Montreal, und seine Herrin ist – Erna Sack. Die „deutsche Nachtigall“, bekannteste Koloratursängerin der Welt, war unter den allerersten Deutschen, die nach dem Krieg durch ein ideal geeignetes Mittel – die Kunst – dem deutschen Ansehen wieder Bahn brachen im Ausland. Rauschenden Erfolgen in Brasilien und anderen Ländern Südamerikas folgte eine Einladung nach Kanada. Allein in Montreal mußte sie, kaum eingetroffen, dreizehn Konzerte geben statt der vorgesehenen fünf; ein Triumphzug durch ganz Kanada folgte, und bald fand sich Erna Sack in diesem Land ansässig. Natürlich: in Montreal!

Die Empfindung, die mich vom ersten Tag an beherrscht hat: daß das unvergleichbare *cachet* der traditionsreichen Stadt unter dem *Mount Royal* eine eigenartige, starke Zuneigung im Herzen des Europäers weckt, finde ich hier bestätigt – durch den empfindlichsten Wertmesser: Gefühl und Urteilskraft einer Künstlerin.

„Hier steht jetzt mein *Haus,* von dem aus ich meine Flüge in die Welt unternehme – und hierher kehre ich jedesmal wieder zurück. Ich bin Kanada überaus dankbar. Aber ich träume doch manchmal von einem wirklichen *Zuhause.* Ich glaube, es müßte in Deutschland liegen . . .“

Auch ich fühle die Sehnsucht, die aus diesen Worten spricht, und als ich auf dem Flugplatz von Montreal in den *Stratocruiser* klettere, die große Maschine der britischen Fluglinie *BOAC,* habe ich nur noch einen Gedanken:

Morgen bin ich zu Hause!

Eine Zwischenbemerkung

Der Leser, der bis hierher gelangt ist, der sich erleichtert am Ende des Buches glaubt und doch noch Seiten vor sich sieht, hat Anspruch auf ein erklärendes Wort.

Im Bisherigen hat der Berichtende getreulich versucht, eigene Eindrücke wiederzugeben – so flüchtig oder so eindringlich, wie sie ihm vergönnt waren.

Die Route seiner Reise war dabei so willkürlich und zufallsbedingt, wie es in einem so ungeheuerlich großen Land jede sein muß, die nicht gerade mit jahrelanger Reisedauer rechnen kann.

So sind die gewonnenen Eindrücke persönlich bestimmt, und es ist auch kein Versuch unternommen worden, die Subjektivität der Schilderung zu verbergen.

Diese Technik – der „Nahaufnahme" gewissermaßen – mag nutzbringend sein, wenn es gilt, „menschliches Klima" und atmosphärische Details fühlbar zu machen.

Unbefriedigend wird sie dem erscheinen, der ein geschlossenes und umfassendes Bild sucht.

Es übersteigt zwar die Vorstellungskraft, den Umfang eines Bandes sich auszumalen, der sowohl jede Region Kanadas und jeden Aspekt seines Lebens würdigte wie auch allen Sonderinteressen innerhalb einer weitverzweigten Leserschaft gerecht würde ...

Doch soll und muß in diesem Buch auch – fotografisch ausgedrückt – die Technik der „Totalaufnahme" zu ihrem Recht kommen. Deshalb wird im folgenden versucht, einige der wichtigsten Grundlagen und Entwicklungslinien aufzuzeichnen – so, wie der Verfasser sie sieht.

12. Vom Werden einer Nation

Ist bei uns die Rede von der Geschichte eines Landes, so tauchen in unserer Erinnerung zuerst Kriege auf und Herrscherdynastien – jene Erscheinungsformen im Leben der Völker und Nationen, an die sich Jahreszahlen, Epochen und saubere Einschnitte, die Hauptrequisiten des Geschichtsunterrichts alten Stils, mit besonderer Prägnanz heften lassen. Die Streitigkeiten um die Macht, wie sie einst zwischen Herrscherhäusern (die kirchlichen eingeschlossen), später um die Frage der Nationalstaaten und in zunehmendem Maße auch innerhalb der Staaten zwischen Ständen und Klassen ausgetragen wurden – sie mögen für Europa das äußere Bild der Epochen bestimmen. Von solcher Betrachtungsweise, mag sie uns auch in Fleisch und Blut übergegangen sein, müssen wir uns freimachen, wollen wir den Werdegang Kanadas in der richtigen Perspektive sehen.

In der Geschichte dieses Landes ist in erster Linie das Land selbst der Herrscher; es wird regiert vom Charakter seiner Natur, seiner Bodenschätze, seiner Dimensionen. Aber auch der Bau einer Eisenbahn, um nur ein Beispiel zu nennen, übernimmt eine Rolle, wie sie ähnlich entscheidend bei uns – nun eben: etwa den Erbverhältnissen in einem Herrscherhaus zugekommen wäre. (Der Beweis dafür liegt zum Beispiel in der Entwicklung des Verhältnisses zwischen Britisch-Kolumbien und Kanada. Zu Beginn von Rußland, Spanien, USA und Großbritannien mit begehrlichen Augen betrachtet, wuchs dieses Gebiet aus einer Domäne der *Hudson's Bay Company* [auf der Insel Vancouver] und eines amerikanisch-britischen Kondominiums [auf dem Festland] in den Status einer britischen Kolonie, die sich der Konföderation des 1867 entstandenen *Dominion of Canada* 1871 anschloß, und zwar erst dann, als der Bau einer Eisenbahn zum Pazifik bindend versprochen wurde – und die, als der Bahnbau sich durch einen Kabinettswechsel im Osten verzögerte, bereits wieder zum Abfall bereit war. Erst als im Rahmen einer Privatgesellschaft der Bau mit bewundernswerter Energie und in überraschender Schnelligkeit durchgeführt wurde, blieb die Pazifikprovinz endgültig dem Dominion erhalten.)

Die Kriege, die in der Geschichte Kanadas eine Rolle spielen, waren nicht in erster Linie motiviert und ausgelöst durch die Interessen der verschiedenen Gebiete und ihrer Bevölkerung, die im heutigen Kanada vereinigt sind, sondern sie entstanden meist als Ausläufer großer Flutwellen, welche die Beben in Europa bis an die jenseitige Küste des Atlantik sandten. Den großen Epochen der politischen und staatlichen Entwicklung Kanadas entsprechen, vorausgehend, gleichlaufend oder in unregelmäßiger Überlappung, jene weit wichtigeren Perioden, die von dem jeweils im Vordergrund stehenden Produkt des Landes, von Tempo und Charakter des Kampfes um den Raum ihre Prägung erhalten.

Es wäre müßig, an dieser Stelle lange Erwägungen darüber anzustellen, ob bei der Entstehung Kanadas nationaler Ehrgeiz und kolonialer Sendungsglaube der französischen Könige im Vordergrund standen – oder aber die Rolle seiner Wälder als Quelle für Pelzwerk (das im 17. Jahrhundert ein ebenso sicheres Zeichen der Distinktion war wie heutzutage die kostspieligeren Automobilmarken). Fest steht jedoch, daß das konkurrierende Eindringen der Briten weiter im Norden allein diesem Motiv zuzuschreiben ist.

Um einen weiten Bogen zu schlagen: Welcher Umstand ist es, der als treibende Kraft Gegenwart und Zukunft des Landes bestimmt? Was ist wichtiger: die lose Zugehörigkeit zum Britischen Weltreich – oder das enge Nachbarschaftsverhältnis zu den USA – oder Kanadas Stellung als NATO-Macht – oder die Festigung seines eigenen Nationalbewußtseins – oder aber die Tatsache, daß die gigantischsten Rohstoff-Schatzkammern der westlichen Welt, die noch auszubauen oder überhaupt noch zu entdecken sind, auf seinem Boden liegen?

All dies muß vorausgeschickt werden, denn nur wenn man solche Erwägungen immer als Hintergrund vor Augen hat, gewinnen die Entwicklungen, die im folgenden aufgezählt werden, und die man als geschichtlich im landläufigen Sinn bezeichnen kann, die Perspektive, die ihnen zukommt.

1. Die französische Periode (1534–1760). Man muß sich vor Augen halten, daß Frankreich, als das heutige Gebiet Kanadas der ersten Besiedlung erschlossen wurde, nach Bevölkerung, Macht und kulturellem Einfluß ungleich bedeutender war als England. Sein erster größerer Stützpunkt in Nordamerika, Quebec (wo der erste Entdeckungsreisende, Jacques Cartier, bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts neben einem Indianerdorf einen Winter verbracht hatte), wurde von dem tatkräftigen Champlain 1608 gegründet – fast zur selben Zeit wie die erste größere englische Siedlung auf dem nordamerikanischen Kontinent, Jamestown (1607). Sechzig Jahre später jedoch schickte sich England bereits an, den Holländern New York wegzunehmen und damit das letzte Glied in eine Kette blühender Kolonien zu fügen, während Frankreich in seinem nordamerikanischen Kolonisationsgebiet nur auf drei oder vier Siedlungen hinweisen konnte, die, mit Ausnahme von Quebec, kaum mehr waren als kleine, isolierte Faktoreien mit Palisaden-Forts. Eine seltsame Vernachlässigung durch die heimatlichen Behörden bestimmte das Schicksal der *Nouvelle France* während der ersten Jahrzehnte, als die französischen Siedler, unter dem tapferen und fähigen Champlain, völlig auf sich selbst gestellt, ständig die Hilfe der benachbarten Indianerstämme gegen die Irokesen suchen mußten, welche, als intelligenteste und kriegerischste Nation unter den Rothäuten, auf mehr als ein Jahrhundert die Geißel der jungen Kolonie darstellten.

Colbert, der geschickte und mächtige Minister Ludwigs XIV., erkannte zwar die Bedeutung der fernen Besitzung, doch führte sein Interesse hauptsächlich dazu, daß die strenge Reglementierung, die das nationale Leben Frankreichs unter dem Absolutismus kennzeichnete, auch in der Kolonie eingeführt wurde, so daß Pioniertum und Bürokratismus in einer seltsamen Ehe aneinandergefesselt wurden. Gouverneur, Bischof und Intendant – das waren die drei Säulen der Macht, die, so hatte Colbert es sich ausgedacht, einander eifersüchtig belauern sollten, damit kein übermächtiges Vizekönigtum in der auf sich gestellten Kolonie entstehen könne.

Dieses System wirkte auch prompt. Laval, der hochgesinnte und persönlich uneigennützige,



IX. Leben in Kanada –

das ist Arbeit, harte und nüchterne Arbeit in erster Linie. Und zwar heute nicht mehr nur vorwiegend in Landwirtschaft, Pelztierfang und Holzfällerei, sondern auch im Auf- und Ausbau einer gewaltigen Industrie. Im Bild: Frank Williams, ein Indianer aus Atlin in Alaska, ist heute Ölarbeiter.

Nüchtern wie Postämter sind die staatlichen Alkoholläden der Provinz Alberta (oben) eingerichtet. Man sucht seinen Wunsch auf einem Wandverzeichnis aus und kauft per Formular . . . – Die Börse des kleinen Mannes (unten): eine typisch kanadische Erscheinung. Das Spiel mit den Aktien ist für den Kanadier ebenso erregend wie für uns die Wechselfälle des Fußball-Toto . . .

Ein junger Kanadier beim Preispflügen (oben), einem Wettbewerb landwirtschaftlicher Geschicklichkeit, der geradezu eine nationale Institution geworden ist. – Angesichts der Fülle gutbezahlter Arbeit, die im Lande winkt, hat es die kanadische Armee, die sich aus Freiwilligen zusammensetzt, nicht leicht, Rekruten zu werben. Die uniformierten Werberinnen (unten) haben wenig Zuspruch.



Wie wohnt man in Kanada? Die Erscheinung derjenigen Städte, die die Welt kennt – Quebec, Montreal, Toronto, Vancouver – ist dafür nicht allein charakteristisch. Die Monotonie der typischen Main Street einer Mittelstadt (Foto oben: Portage La Prairie in Manitoba) gehört auch zu diesem Bild. Und ebenso die akkuraten Muster aus uniformen Einfamilienhäusern am Großstadtrand (rechts: Leaside bei Toronto) wie das einsame Haus, das durch die Steppe wandert (unten), zu künftiger Dammbaustelle ...









In der Freizeit: Selbst die großen Städte haben in der Nähe Gebiete unberührter Natur, wo man jagen und fischen kann (links), wenn man nicht ein Familienpicknick vorzieht (oben). „Rauschendes Nachtleben" nach Pariser Art hat nur Montreal, während in den Westprovinzen selbst die Bierhallen nach Geschlechtern getrennt sind (rechts).





Das ist für einen Europäer das Schönste an Kanada: die riesigen Gebiete fast unberührter Natur, die reiche Tierwelt. (Elche im Banff-Nationalpark.)

aber eisern auf Machtsteigerung der Kirche bedachte Bischof (dem die Provinz Quebec noch heute den Ruf verdankt, ihre wahren Herrscher seien die Priester), befand sich bald im permanenten Kriegszustand mit dem Intendanten Talon, der – ein kleiner Colbert in seinem Reich – in rastloser, fast väterlicher Arbeit und Fürsorge Handel und Handwerk vorantrieb, vor allem aber Siedler warb. Die heutigen Frankokanadier sind fast sämtlich die Nachkommen einer Gruppe von Einwanderern, die von Talon im dritten Viertel des 17. Jahrhunderts herübergebracht wurden. (Woraus sich erklärt, daß sie, die von Revolution, napoleonischem und republikanischem Zeitalter unberührt blieben, zwar noch durch einige sprachliche und kulturelle, aber gar keine nationalen und spirituellen Bande mit dem Frankreich von heute verknüpft sind.)

Talon veranlaßte, daß regelmäßig „Brautschiffe“ von Frankreich herübergesandt wurden, und ergriff außerdem drastische Manahmen, um den Junggesellen das Leben schwer zu machen: Unverheiratete durften weder jagen noch fischen oder Handel mit den Indianern treiben . . . (Und was sonst war schon vergnüglich oder einträglich?) Durfte man – wie es der auf Einkünfte bedachte Intendant wollte – den Indianern Branntwein geben? Es war das sicherste Mittel, sie zur Lieferung von Pelzen zu veranlassen – aber der prinzipientreue Bischof erhob schärfsten Widerspruch, im Sinne seiner Aufgaben mit vollem Recht.

Die Spannung, die in einer solchen Situation lag, wurde noch verschärft, als ein neuer Gouverneur, Frontenac (auch der „Eiserne“ genannt), auf der Szene erschien, der es durch psychologisch geschickte wie im Sachlichen unbeugsame Haltung gegenüber den Irokesen verstand, die von ihnen drohende Gefahr zu bannen, die immer wie ein Schwert am Seidenfaden über dem Schicksal der wenigen, schwachen und weit auseinandergezogenen Siedlungen hing.

Zwistigkeiten mit Bischof und Intendant führten 1682 zu Frontenacs Abberufung; in gefahrvoller Stunde, als 1689 im Gefolge des englisch-französischen Konflikts in Europa auch die Kolonien einander befehdeten, wurde er wieder nach Quebec geschickt. Er war es, der Expeditionen ins Gebiet der Großen Seen und des Mississipi sandte und eine Kette von Forts im Rücken der britischen Kolonien errichten ließ – im wesentlichen zur Sicherung der Pelzhandelsrouten.

Das also sind die großen Männer, die am Anfang Kanadas stehen: Cartier, der Entdecker – Champlain, der Begründer – und die drei, die, wie sie glaubten, den Grundstein zu kommender Größe legten: Laval, der strenge und asketische Bischof – Talon, der hausväterlich-geschickte Intendant – Frontenac, der eiserne Staatsmann und Soldat.

Unter ihnen lebten, arbeiteten, kämpften bedeutende Männer: Soldaten, Forscher, Priester, Händler, die auszogen, die in der grünen Wildnis untertauchten, dann zurückkehrten mit Berichten von Forts, die sie errichtet, Seen und Flüssen, die sie entdeckt, Seelen, die sie bekehrt hatten – oder die auch nicht zurückkehrten . . .

Wie aber stand es um den „kleinen Mann?“ Entlassene Soldaten der Regimenter, die einst aus Frankreich kamen, Siedler, die Talon herübergeholt hatte – sie ließen sich als Bauern nieder. Der einzige Verkehrsweg, der einzige Fluchtweg (wenn die Indianer einen ihrer Überfälle veranstalteten) – war das Wasser. So reihten sich die Häuschen der *habitants* dicht am Ufer des St. Lorenz, später auch seiner Nebenflüsse, auf – wie die Gebäude eines Straßendorfes, mit

dem Land des Bauern in schmalem Streifen landeinwärts strebend – der flußnahe Teil bebaut, der Rest Wald, zur Rodung für spätere Geschlechter reserviert.

Zwar führte man (alles sollte bis aufs Tüpfelchen der heimatlichen Verfassung entsprechen) das Feudalsystem ein, und das Land der Bauern gehörte den *seigneurs* – die aber selbst meist nichts anderes als Bauern waren. In diesem Klima von harter Arbeit und allgegenwärtiger Gefahr fanden die Bauernsöhne, denen der Sinn danach stand, Abenteuer und Gewinn in einem Dasein als *coureurs de bois,* als Waldläufer. Sie standen – so streng suchte man das Leben der Kolonie durch Vorschriften zu regeln – außerhalb des Gesetzes, aber immer wieder lockte es die Kühnsten der Siedler, die kleine Farmhütte, den engen Streifen Landes zu verlassen und im Wald unterzutauchen – Fallen zu stellen, mit den Indianern Handel zu treiben, ihnen Branntwein zu bringen, oft auch unter ihnen als Blutsbrüder zu leben.

Die erfolgreichsten Waldläufer – das war ein seltsames Paar: Pierre Esprit Radisson, der als junger Bursche von den Mohawk-Indianern entführt und in ihren Sitten unterrichtet worden war, bis ihm die Flucht gelang – und sein Schwager Meidard Chouart des Groseilliers (dessen Nachname, etwa „von und zu den Johannisbeeren“, zuerst als Witz gemeint war angesichts der Sträucher, die seine ärmliche Farm überwucherten, der ihm aber, als er ein bedeutender Mann wurde, späterhin als beinahe echter Adelstitel wohl zu Gesicht stand . . .)

Diese beiden Männer wurden die bedeutendsten Pelzhändler; sie drangen weit ins Innere vor und entdeckten sogar die Landroute zur *Hudson Bay.* Sie waren immens erfolgreich – aber sie standen auch außerhalb des Gesetzes, denn „Waldläuferei“ ohne offiziellen Auftrag war ja verboten. Als ein Gouverneur ihnen das reiche Ergebnis einer langen und gefahrvollen Reise beschlagnahmte (sie hatten seinen sanften Wink, ihn an ihren Geschäften zu beteiligen, mit unzarten Worten zurückgewiesen), und als sie auch bei kurzsichtigen Ministern in Frankreich, wohin sie ihre Beschwerde trugen, kein Gehör fanden, wandten sie sich nach Neu-England, wo ein weitschauender und reicher Kolonialspekulant, Sir George Carteret, sich ihrer annahm und ihnen in London, wo sie sich dann lange aufhielten, die Wege ebnete.

Die unglaublichen Wechselfälle und Abenteuer, die Mühsale in der Wildnis, die Enttäuschungen in den Verhandlungen mit ihren Auftraggebern, die Verrätereien, die sie sich zuschulden kommen ließen – all dies würde, in allem Hin und Her erzählt, einen spannenden Roman ergeben, der nur den einen Nachteil hätte, zu phantastisch zu klingen – bis zur völligen Unglaubwürdigkeit.

Was uns interessiert, ist die Tatsache, daß die beiden Männer ihre seltenen Talente wechselweise den Engländern und, wenn diese sie zu hochmütig und geizig behandelten, den Franzosen zur Verfügung stellten; daß sie dann auf eine schier unglaubliche Weise herüber- und hinüberwechselten, zwischendurch ihre Partnerschaft lösend und auf verschiedenen Seiten stehend – und daß, was das Wesentliche ist, der um sie entstandene Wirbel einmal in Neu-Frankreich zur Gründung der Handelsgesellschaft *Compagnie du Nord,* zum anderen aber in London am 2. Mai 1670 zur Errichtung der *Company of Adventurers of England,Trading into Hudson's Bay* führte . . . (Jener Gesellschaft, die auch heute noch eines der wichtigsten Unternehmen im modernen Wirtschaftsorganismus des Landes ist.)

Damit hatten Kurzsichtigkeit und Bürokratie auf französischer Seite bewirkt, daß die

Engländer die Kolonie nicht nur von Süden, von Neu-England her, sondern nun auch von Norden, von ihrem *Rupert's Land* her, bedrängten. Sowohl die Geschichte des „Wilden Nordens", die in den folgenden anderthalb Jahrhunderten ausschließlich um Pelze und Tauschhandel ging, wie auch die der englisch-französischen Rivalität in Nordamerika nahmen eine akute Zuspitzung an. Das führt uns zur Betrachtung der anderen Seite.

2. Anfänge des britischen Eindringens in Kanada (1713–1814). Frankreich war, als es um Quebec die Kolonie Neu-Frankreich aufbaute, die unbestritten mächtigste Nation Europas. Doch England betrieb die Kolonisation seiner Gebiete energischer. 1713 waren achtmal soviel Engländer als Franzosen in Nordamerika, und 1750 betrug ihre Zahl das Dreißigfache!

Sie gründeten die Existenz ihrer immer weiter sich streckenden Einflußgebiete auf landwirtschaftliche Siedlung, auf ständige Heranführung neuer Ackerbauern, während die Franzosen ihre Landwirtschaft nur soweit ausdehnten, wie es das Wachstum der einzelnen Siedlerfamilie erforderte – im übrigen aber sich auf den Pelzhandel verließen oder gar auf Unterstützung durch das Mutterland.

Wo die landwirtschaftliche Rodung so vordrang wie in den englischen Kolonien, da flohen die Pelztiere. Damit schwand in dem Maß, wie die Grenzen der beiderseitigen Einflußgebiete im Gebiet der Großen Seen aufeinander zurückten, die Grundlage einer der wesentlichsten Einnahmequellen von Französisch-Nordamerika. Ein Zusammenstoß zwischen dem englischen und dem französischen System wurde unvermeidlich.

Und immer wieder taucht die Verquickung mit europäischen Händeln auf: Der Utrechter Friede von 1713, der den Spanischen Erbfolgekrieg beendete, brachte als eine Nebenklausel auch die offizielle Anerkennung der *Hudson's Bay Company* durch Frankreich, und das englische Parlament übertrug der Gesellschaft die Hoheitsrechte für das „Indianer-Land". (So nannte man alle Gebiete westlich des ohnehin von der *Hudson's Bay Company* [H. B. C.] beherrschten „Ruperts-Lands", das um die *Hudson Bay* und nördlich der Großen Seen lag.) Damit herrschte also diese Handelsgesellschaft, wie nur irgendein Fürst in Europa, über die ganze ungeheure Ausdehnung der heutigen Präriestaaten und Nordwest-Territorien.

Derselbe Friedensvertrag in Europa brachte die Abtretung Neufundlands (das erst 1949 die direkte Bindung an England aufgab und sich Kanada anschloß) und Akadiens an England; verhältnismäßig kleiner Gebiete zwar – ebenso klein wie der Raum, den ein Fuß beansprucht, welchen ein ungebetener Besucher in den Türspalt setzt . . . (*Acadia* ist das heutige *Nova Scotia;* die französischen Siedler, die sich britischen Sitten und Vorschriften nicht beugen wollten, wurden 1755 zwangsweise in andere atlantische Kolonien Englands umgesiedelt – ein Vorgang, den Longfellow durch sein Gedicht *„Evangeline"* unsterblich machte.)

Ein Dreiviertel-Jahrhundert lang dauerte das Ringen zwischen England und Frankreich um den Besitz des nördlichen Teils von Nordamerika. *1763 wird es im Frieden von Paris entschieden: Frankreich verzichtet auf alles Land, auf alle Rechte* – mit Ausnahme zweier winziger Felsbrocken vor Neufundland, die es als Fischtrockenplätze brauchte für seine Hochseefischer, die jedes Jahr aus St. Malo zum Kabeljaufang über den Atlantik kommen: St. Pierre und Miquelon . . .

Wie konnte es dazu kommen? Kein Krieg zwischen Armeen im europäischen Sinne waren

die Kämpfe in Nordamerika während dieser Jahrzehnte, die oft völlig ruhten, dann wieder in Scharmützeln zwischen kleinen Abteilungen von Soldaten mit großen indianischen Hilfskontingenten aufflammten – oder jahrelang sich als Einzelkämpfe in gegenseitigem Belauern und Umschleichen einzelner Waldläufer und Indianerbanden durch die grüne Wildnis hinzogen – bis die Eroberung von Quebec der französischen Herrschaft ein Ende setzte. Die Festung zu Fall zu bringen, gelang dem englischen General Wolfe im Jahre 1759. Er sowohl wie der tapfere Verteidiger, General Montcalm, der nichts vermochte gegen die Unfähigkeit und Korruption der damaligen Behörden von Neu-Frankreich, fielen in der Schlacht, die nichts war als ein halbstündiges Handgemenge im Anschluß an eine Kriegslist Wolfes, mit der er die Verteidiger überrumpelte.

Die stärkere Seemacht, das mutigere Wagen, sie hatten den Kampf für England entschieden.

Der Verlauf bis hierher mußte so ausführlich geschildert werden, weil er notwendig ist zum Verständnis seltsamer Phänomene des kanadischen Lebens und des kanadischen Charakters. Wir sprechen von der Tatsache, daß Kanada, gemeinhin betrachtet als britisches Land, einen geschlossenen Block französisch-sprechender Bürger in seiner zweitgrößten Provinz beherbergt, der fast ein Drittel der Stimmen im Parlament kontrolliert, der nicht nur nach Sprache, sondern auch in Religion, Sitte, Lebensgewohnheiten und sogar Zivilrecht ein eigenes, weitgehend getrenntes Leben führt, dessen leitende Politiker und dessen bescheidene Bauern in zähem Kampf um die Bewahrung dieser Stellung im Innenpolitischen und im Kulturellen ringen – dabei aber nicht minder gute Kanadier sind als ihre Mitbürger englischer Sprache.

Am Anfang dieser friedlichen Ausbalancierung einer Situation, die ebensogut zu heftigen Explosionen hätte führen können, steht die Gestalt eines weisen englischen Gouverneurs, der mit Geschick die von London kommenden Anweisungen verschleppte, die Franzosen von Quebec zu anglisieren. Denn in England selbst war es Katholiken untersagt, zu wählen oder öffentliche Ämter zu bekleiden.

Protestantische Briten, die teils aus den benachbarten Neuengland-Kolonien, teils von der Heimatinsel kamen, versuchten sogleich Handel und Wandel an sich zu reißen und die „papistischen“ Einwohner von Quebec in eine untergeordnete Stellung zu drängen. (Vorgänge, die an anderer Stelle in ähnlichen Situationen viel böses Blut verursachten – man denke an die *carpet-baggers,* die nach dem amerikanischen Bürgerkrieg aus den Yankee-Staaten nach Süden strömten – oder an gewisse *„Anschluß-Piefkes“* in einer jüngeren Vergangenheit.)

Es spricht für die Voraussicht der in Quebec und in London Verantwortlichen, daß sie schließlich 1774 im *Quebec Act* den französischsprachigen Untertanen das Recht zur freien Ausübung ihrer Religion, zur Bekleidung öffentlicher Ämter und zur Beibehaltung ihres Zivilrechts zugestanden. Die Grenzen der Kolonie sollten von Labrador im Osten bis zum Mississippi und Ohio im Westen und Süden reichen; nicht einmal am Feudalsystem der Grundherrschaft wurde etwas geändert. Damit fesselte man die Interessen des Klerus und der Landbesitzer an die britische Krone, eine Bindung, die bereits nach überraschend kurzer Zeit ihre Haltbarkeitsprobe bestand.

In den dreizehn Neuengland-Kolonien nämlich, die sich nach dem „Tee-Sturm von Boston“

von der britischen Krone losgesagt und den Kampf um ihre Unabhängigkeit begonnen hatten, war man einesteils empört über dieses Entgegenkommen gegenüber den „Papisten“ und um so mehr aufgebracht gegen das englische Mutterland, andererseits aber betrachtete man Quebec schon insgeheim als den „vierzehnten Staat“ im Bund der Unabhängigkeitskämpfer – denn mußten die eben noch von England Besiegten nicht froh sein, der Bedrücker ledig zu werden?

Wir haben bereits bei der Betrachtung Montreals gesehen, daß Benjamin Franklins Überredungsversuche, mit denen er die Kanadier zum Abfall von der britischen Krone bewegen wollte, keinen Erfolg hatten; auch die zwei Armeen, die der nordamerikanische Kongreß 1775 nordwärts sandte, wurden zurückgeschlagen. (Es ist anzunehmen, daß dort die ersten Wurzeln, jenes kanadischen Eigengefühls zu suchen sind, welches heute, da die Frage britischer oder französischer Abstammung nach außen hin keine entscheidende Rolle mehr spielt, jeden Kanadier peinlich berührt die Stirn runzeln läßt, wenn wohlmeinend-tapsige Bürger von Kansas City oder Los Angeles ihm eine Nettigkeit zu erweisen glauben, indem sie sagen: „Na ja – eigentlich seid ihr ja, aus der Nähe besehen, prima Kerle: Amerikaner gerade so gut wie wir. Wie blöd von diesen Politikern, daß sie's noch nicht zustande gebracht haben, daß wir in einem Lande zusammenleben ...“)

Auf eine andere Weise aber veränderte doch die amerikanische Revolution völlig die bisherige Struktur des nunmehrigen „Britisch-Nordamerika“. Die „Loyalisten“ nämlich – Bürger der dreizehn Kolonien, die dem König in London treu bleiben wollten oder die im Hin und Her der Kämpfe einfach aufs falsche Pferd gesetzt hatten – strömten nach der Niederlage ihrer Sache nach Norden. Und zwar siedelten sie sich nicht im Tale des St. Lorenz-Stromes an, sondern zunächst zwischen dem Nordrand des Ontario-Sees und dem Ottawa-Fluß – in jenem Keil, der sich südlich des 49. Breitengrades in das Gebiet der Vereinigten Staaten hineinschiebt (und der heute das Herz Kanadas überhaupt ist – das Gebiet seiner stärksten Bevölkerungskonzentration, mit Fabriken und wohlausgenutztem Farm- und Gartenland so dicht besetzt, daß man sein Erscheinungsbild beinahe mit europäischen Landschaften vergleichen kann).

Je mehr sich dieses britische Land konsolidierte, um so weniger genügte die Quebec-Akte als Grundlage des politischen Lebens für die Gesamtkolonie. Den neuen Bürgern der Kolonie war die Repräsentativ-Verfassung britischen Musters Lebenselement; sie konnten sie mit gutem Recht verlangen – und gab man sie ihnen, so konnte man dasselbe Privileg den Franko-Kanadiern nicht mit gutem Recht vorenthalten ...

„Britisch-Nordamerika“ wurde also 1791 in zwei Provinzen aufgeteilt: *Upper Canada* (die heutige Provinz Ontario) und *Lower Canada* (die heutige Provinz Quebec), deren jede eine konstitutionelle Verfassung erhielt, wobei der protestantischen Kirche im einen, der katholischen Kirche im anderen Teil der Kolonie ihre Vormachtstellung garantiert wurde.

Als die Wirren der Napoleonischen Kriege sich zu einem erbitterten Kampf zwischen England und Frankreich zuspitzten, brachten sie wieder die jungen USA, die unter der energischen britischen Blockade zu leiden hatten, in Gegensatz zu den britisch gebliebenen Ländern im Norden. Im Krieg 1812–14 eroberten die Amerikaner York (das heute Toronto heißt) und brannten das Parlamentsgebäude von Ober-Kanada nieder – während es den Engländern, als

ihre strikte Blockade die USA geschwächt hatte, gelang, bis Washington vorzudringen und dort ihrerseits das Weiße Haus in Brand zu stecken...

Dieser Konflikt war, im nordamerikanischen Rahmen gesehen, unnötig und sinnlos. Während der Verhandlungen zu seiner Bereinigung wurden 1815 die Großen Seen (auf denen mehrere Miniatur-Seeschlachten ausgetragen worden waren) neutralisiert; zur Festlegung der endgültigen Grenze, die bis dahin recht nebelhaft war, wurde eine gemeinsame Kommission eingesetzt, die im Jahre 1817 von den Großen Seen aus bis zu den Rocky Mountains den 49. Breitengrad als Trennungslinie festsetzte – und seit jenen Tagen besteht nun ungestört die Tradition der heute mehr als 6000 Kilometer langen „unbefestigten Grenze“, auf die man sich in Amerika mit vollem Recht so viel zugute hält.

3. Erforschung und Erschließung des Westens (1610–1869). Tragen die bisherigen Betrachtungen im wesentlichen das herkömmliche Aussehen politischer Geschichte, so vollzieht sich daneben, fast unabhängig, aber ebenso geschichtsbildend für Kanada, das Epos der Erschließung seines Raumes.

Für nahezu zwei Jahrhunderte steht dieses erregende Kapitel menschlicher Ausdauer und kühnen Vorwärtsdringens im Zeichen das Pelzhandels. Von den ersten Pionieren, den *coureurs de bois,* war bereits ebenso die Rede wie von der Entstehung der *Hudson's Bay Company.*

Während diese Gesellschaft aber, deren Hoheitsgebiet zunächst die Ufer der *Hudson Bay* waren sowie das Einzugsgebiet der in sie mündenden Flüsse, sich im wesentlichen darauf beschränken konnte, angesichts dieser geographischen Situation Niederlassungen am Ufer der Bucht zu errichten und auf die Indianer und Waldläufer zu warten, die flußabwärts ihre Pelze dorthin brachten, bildete sich aus den Reihen der geschäftslüsternen Briten, die sich nach der Eroberung Neu-Frankreichs in Montreal sammelten, eine Konkurrenz-Gesellschaft: die *North West Company.*

Handelsleute meist schottischer Herkunft wurden die Leiter der Expeditionen dieser aggressiven Wirtschaftsmacht, Halbblut-Waldläufer französischer Sprache stellten die Mannschaften für ihre gefahrvollen Züge. Die Nordwest-Kompagnie, der der Weg nach Norden durch die HBC versperrt war, mußte ihre Handelsgebiete im Westen suchen – und sie konnte nicht erwarten, daß die Indianer aus dem Gebiet etwa des heutigen Manitoba nach Montreal kamen. So waren es die Sendboten der *Nor'Westers,* welche die eigentliche Erschließung des Westens vorantrieben – auf Wasserwegen zumeist, bei denen man Stromschnellen und Wasserscheiden durch Tragen der Kanus und Lasten auf engen, gefährlichen Waldwegen, den *portages,* überwand. Wie der kühnste Entdecker im Dienste der Nordwest-Kompagnie, Alexander Mackenzie, zum Eismeer und zum Pazifik durchstieß, ist bereits geschildert worden – doch er war nicht der einzige Pelzhändler mit Forscher-Ehrgeiz!

Der Name „Handelsgesellschaften“ für diese beiden Unternehmungen, deren Basis das Einhandeln von Pelzen gegen dutzenderlei Waren, von der Glasperle bis zum Rum, war, ist allerdings viel zu eng gezogen. Sie übten in ihrem Gebiet praktisch staatliche Hoheitsrechte aus – die *Hudson's Bay Company* de jure und de facto, die *Nor'Westers* aus eigener Machtvollkommenheit – und wenn sie auch nicht gerade Krieg führten gegeneinander, so waren doch Scharmützel häufig, die bis zu Angriffen auf die Faktoreien der Konkurrenz führten.

Die wirklich blutigen und langanhaltenden Kämpfe entstanden jedoch nicht zwischen den beiden Konkurrenzgesellschaften, sondern zwischen den *métis* des *Red River*-Gebietes (etwa in der Höhe der heutigen Grenze zwischen Manitoba, Minnesota und Nord-Dakota), deren Existenz von der Nord-West-Kompagnie abhing, und einer Gruppe schottischer Siedler, die ein exzentrischer Lord in dieser Wildnis ansiedeln wollte. Blutige Kämpfe zwischen den Altsiedlern auf der einen, den Neusiedlern und der Privatarmee des Lords auf der anderen Seite führten zu so verworrenen Zuständen, daß nach dem Tode des einsamen und verbitterten Lords, der 1820 erfolgte, die britische Regierung den Ankauf der Nordwest-Kompagnie durch die HBC anregte. Damit war die *Hudson's Bay Company* Herrin über das ganze Gebiet des heutigen Kanada mit Ausnahme der „alten" Provinzen und des heutigen Britisch-Kolumbien, dessen Status noch unklar war.

Unter dem überaus fähigen, ebenso persönlich unerschrockenen wie in seiner Diplomatie geschickten HBC-Gouverneur George Simpson, der auf Dutzenden von Reisen die oft in Müßiggang und Ausschweifungen versinkenden Despoten der Außenposten zurechtschüttelte und die ganze Kompagnie von Grund auf reorganisierte, entwickelte sich das Verkehrs- und Nachrichtennetz, das die Gesellschaft mit Hilfe von kleinen Kurier- und großen Lastbooten, von Hundeschlitten und Läufern unterhielt, zu einem System, das mit fahrplanmäßiger Präzision funktionierte. In noch nicht drei Monaten konnte man auf diese Weise von der *Hudson Bay* zum Stillen Ozean gelangen, wo die HBC Fort Vancouver begründete.

So wohlorganisiert die *Hudson's Bay Company* im zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts dastand – mit dem stetigen Anwachsen der Kolonien im Osten und vollends nach der Vereinigung von Neu-Schottland, Neu-Braunschweig, Nieder-Kanada (Quebec) und Ober-Kanada (Ontario) im Jahre 1867 zum *Dominion of Canada* wurde es klar, daß die Herrschaft einer Handelsgesellschaft über ein Gebiet von nahezu der halben Fläche Nordamerikas zu einem Anachronismus geworden war.

So übernahm 1869 die britische Regierung die Ländereien der HBC in ihre Oberhoheit – gegen eine Abfindung in bar und in Grundbesitz, dazu mit dem der HBC zugestandenen Recht, über ein Fünftel der bisherigen Fläche für fünfzehn Jahre zu verfügen... Damit war die Epoche der ersten Durchforschung des Westens beendet – und das Zeitalter seiner Besiedlung konnte beginnen. Symbol für den reibungslosen Übergang ist die Tatsache, daß Donald Smith, eine der letzten großen Gouverneursgestalten der HBC, sowohl der Liquidator ihrer Autonomiestellung wie auch einer der maßgebenden Förderer des transkontinentalen Eisenbahnbaus war, der im Mittelpunkt der nächsten Erschließungsepoche steht.

Die ehrwürdige Gesellschaft hat es verstanden, sich immer wieder den Erfordernissen der Zeit anzupassen. Während der Besiedlung der Präriestaaten machte sie Riesengewinne durch Grundstücksverkäufe; ihre Handelsstationen bilden noch heute die Grundlage der Versorgung und des Handels in den einsamen Gebieten des Nordens; in den Großstädten Kanadas stehen ihre schmucken Warenhäuser, und an der Ausbeute von Öl und Erzen, die das wesentlichste Entwicklungsmoment unserer Tage darstellt, ist sie stark beteiligt. Für Kanada ist sie ein Stück Geschichte – und gleichzeitig lebendige Gegenwart.

Damit wenden wir uns wieder der anderen Seite unserer Betrachtung zu: der politischen.

4. Das Streben nach innerer Selbständigkeit (1815–1867). In der Verfassungs-Akte von 1791 hatte die britische Regierung ihren Untertanen in Ober- und Unter-Kanada für jeden Landesteil eine aus Wahlen hervorgegangene Vertretung zugestanden, die über Gesetze und Besteuerung beschließen sollte; jedoch hatte London gleichzeitig, um die Zügel fest in der Hand zu behalten, drei übergeordnete Instanzen vorgesehen: einen Gouverneur als Vertreter der Krone, einen Beirat aus Vertretern, die der Gouverneur nach Gutdünken ernennen und entlassen konnte, und schließlich als letzte Instanz *Whitehall* – also die Regierung in London. Zugeständnis wie Beschränkung beruhten, wie leicht zu erkennen, auf Lehren, die man aus dem Abfall der dreizehn Kolonien im Süden gezogen hatte, die man zu selbständig hatte werden lassen, ohne ihnen doch das Recht zur Mitbestimmung über die Verwendung ihrer eigenen Steuern zuzugestehen.

Was sich nun in Kanada entwickelte, das war eine Herrschaft der eingesessenen Inhaber öffentlicher Ämter – natürlich ausschließlich Briten –, auf die sich jeder Gouverneur – meist waren es verdiente Militärs – stützen mußte, wenn er ohne Landeserfahrung eintraf; Gruppen, die man in Ober-Kanada *Family Compact* nannte, in Franko-Kanada die *Château Clique.*

Die Unzufriedenheit der Bürger, die sich also trotz ihres Wahlrechts von jeder praktischen Einflußnahme auf die Verwaltung ausgeschlossen sahen, führte 1837 zu Revolten in beiden Landesteilen, die zwar mit der Flucht der Anführer (Papineau und Mackenzie), also mit einem Sieg der herrschenden Clique endeten (in Quebec sogar dank der Unterstützung durch den Klerus der den Volkstribunen Papineau mehr fürchtete als die britischen Herren), doch in London suchte man seitdem nach Maßnahmen zur Beilegung der Spannungen. 1840 vereinigte man beide Provinzen und führte die Verantwortlichkeit der Regierung gegenüber dem Parlament ein. 1867 trennte man sie wieder, nun unter den Namen Ontario und Quebec. *Diese vereinigten sich im selben Jahr mit den bisherigen Einzelkolonien Neu-Schottland und Neu-Braunschweig zum Dominion of Canada.* (Die Bezeichnung „Königreich Kanada“ unterblieb aus der Furcht heraus, die republikanisch gesinnten Nachbarn im Süden könnten sich dadurch allzu sehr provoziert fühlen . . .)

Die gesetzliche Grundlage dieser Vereinigung war der *British North America Act,* der, obwohl in London beschlossen und vom dortigen Parlament ratifiziert, doch im wesentlichen einen eigenen Entschluß der vier Kolonien darstellt.

Mit dem Jahr 1867 und der Schaffung des *„Dominion of Canada“* beginnt die neueste Geschichte des Landes – eine Epoche, in der sich das Land noch befindet, in der sich aber, auf höchst britisch-subtile Weise, so schwerwiegende Verschiebungen der Abhängigkeiten und Verantwortlichkeiten vollzogen haben, daß, im inneren wie im Weltgefüge, zwischen dem damaligen und dem heutigen Kanada eine Welt von Unterschieden klafft, auch wenn die Bindung an die Krone immer noch dieselbe, das Amt des Generalgouverneurs immer noch vorhanden ist.



X. Heimat für viele Nationalitäten

wurde Kanada, seit mit der Erschließung der Prärien Millionen von Einwanderern aller Zungen sich zur ursprünglich fast ausschließlich französischen und britischen Bevölkerung gesellten. Im Bild: Junge Mutter in einer Präriesiedlung der „Hutterschen Brüder", einer ursprünglich deutschen Sekte, die nach langen Wanderungen in Kanada seßhaft wurde und hier ihr Eigenleben auf der Basis eines urchristlichen Gemeinbesitzes führt.



In Vancouver bringt die Nähe des Pazifik einen asiatischen Unterton in das bunte Völkergemisch, welches das Leben in Kanadas jüngeren Provinzen kennzeichnet. Aus Schottland, Japan und dem Baltikum stammen die farbenfrohen Trachten, die den „Tag der Nationen" verschönen. Darunter: Auch Inderfamilien gehören zum Bild.





Weite Teile der Prärie sind von Ukrainern besiedelt, fleißigen Bauern, die treu an der orthodoxen Religion der Väter festhalten. (Oben: Kirche in Redwater, Alberta.) Rechts: Um die Stadt Kitchener in Ontario (bis zum ersten Weltkrieg hieß sie Berlin) finden sich viele blühende Siedlungen, die deutsche Namen tragen. Eine davon heißt Breslau.


BRESLAU
SPEED 30 MILES

Überraschungen in Ontario. Kommt man nach Kitchener oder in eins der Städtchen in der Umgebung, so kann es einem wohl geschehen, daß man aus dem Mund eines Terzetts kanadischer Geschäftsleute (oben), das eine Rotarier-Sitzung verschönt, alte deutsche Weisen wie „Am Brunnen vor dem Tore“ hört . . . In den Geschäftsstraßen von Kitchener überwiegen die deutschen Namen (unten).

Wenn sie anfangen – und wenn sie auf lange Jahre der Arbeit zurückblicken ... Oben: Mancher Einwanderer nimmt für die erste Zeit mit bescheidenem Quartier vorlieb und spart für den späteren Bau eines Eigenheimes. Auch in den Großstädten Kanadas sind Wohnungen knapp und teuer. – Unten: Die Familie eines vor 20 Jahren eingewanderten Gärtners vor ihrem Wohnhaus.



Weihnachten – das ist auch für den „Neu-Kanadier“ die Zeit der Besinnung auf die alte Heimat. Die Schauspielerin aus Hamburg, jetzt Fotografin in Montreal (oben), trifft monatelang vorher ihre Vorbereitungen zur Aufnahme der Glückwunschkarten . . . – Links: Fließbandarbeit in einer Einwandererfamilie aus Schlesien, die in Edmonton einen Lesezirkel deutscher Zeitschriften aufgebaut hat.

Holzfäller sind keine Hinterwäldler mehr. Von modern ausgestatteten Lagern fahren sie im Bus zur Arbeitsstätte. Unten: Ein Dentist aus Heidenheim, ein Dachdecker aus Karlsruhe, ein Zimmermann aus Frankfurt und ein Müller aus Unterkochen – alle jetzt kanadische Holzfäller! Rechts: Pianist aus Landshut als Sägewerksarbeiter.



Und zu jedem kommt einmal das Heimweh!

13. Kanada in unserer Zeit

Die äußeren Stationen auf dem Weg, den Kanada seit der „Föderation" zurückgelegt hat, sehen so aus: 1869 geschah die Einverleibung der Ländereien der *Hudson's Bay Company*, aus denen 1870 Manitoba, 1905 Saskatchewan und Alberta als selbständige Provinzen herausgeschnitten wurden. (Der Rest besteht aus den „Nordwest-Territorien" und dem „Yukon-Gebiet, die von Ottawa direkt verwaltet werden.) 1871 stieß Britisch-Kolumbien zum Dominion, 1873 die winzige Prinz-Edward-Insel. Und 1949 endlich bringt der Beitritt von Neufundland den Stand auf zehn Provinzen.

Das alles sagt sich leicht hin. Um jedoch die ganze Größe der Aufgabe zu ermessen, die der erste Premierminister des Dominions, Sir John Alexander MacDonald, vorfand, muß man sich die Situation des neugeschaffenen Landes, das nun zusammenwachsen sollte, klarmachen. Dann wird man erkennen, daß es eine Einheit wohl auf dem Papier, vielleicht auch auf der Landkarte war, nicht aber in der Wirklichkeit.

Von den Seeprovinzen aus konnte man Montreal nur über die Stadt Portland (USA) erreichen; als Louis Riel, der spätere Rebell vom *Red River* (heute Manitoba), als Jüngling zum Studium nach Montreal reiste, mußte er den Weg über Chicago einschlagen; und in Britisch-Kolumbien gar betrachtete man wohl die USA-Staaten Oregon und Kalifornien als Verwandte und Nachbarn – wie aber sollte man sich über mehr als 3000 Kilometer Einöde hinweg der Regierung im Osten zugehörig fühlen?

Man befand sich in den Jahren, die das Eisenbahnfieber in Europa und USA sahen. Kürzere Strecken waren im Osten des Dominions schon gebaut worden. Was lag näher, als in einer Eisenbahnverbindung quer über den Kontinent hinweg die naturgegebene Klammer zu sehen, welche das neue Staatsgebilde zu einer Einheit zusammenschließen konnte? Zumal Britisch-Kolumbien die Schaffung einer solchen Verbindung zur Bedingung seines Beitritts gemacht hatte!

Zuerst als staatliches Unternehmen geplant, erwies sich das Vorhaben, je mehr man die Einzelheiten studierte, als so ungeheuerlich schwierig und groß, daß die Minister des Dominions es vorzogen, nach einer privaten Gesellschaft zu suchen, die bereit war, die Aufgabe zu übernehmen. Man war gewillt, einem solchen Privatunternehmen 25 Millionen Dollar Zuschuß und 25 Millionen *acres* Land (10 Millionen Hektar) zuzugestehen, dazu ein Verkehrsmonopol auf zwanzig Jahre.

Man braucht weder Finanzier noch Techniker zu sein, um sich die ungeheuren Risiken eines solchen Bahnbaus auszumalen, sowohl hinsichtlich der Rentabilität als auch der technischen Organisation im einzelnen. (Aber vielleicht kann sich das Bild dann besonders plastisch ge-

stalten, wenn man an die Schwierigkeiten denkt, die sich im dichtbesiedelten Land des „Wirtschaftswunders“ der Vollendung von ein paar hundert Kilometer Autobahnen entgegenstellen!)

So ist es kein Wunder, daß die von sechs mutigen, millionenschweren Männern gegründete Eisenbahngesellschaft, *Canadian Pacific Railways,* die aktivste Kraft wurde in der Förderung der Einwanderung nach Kanada (für welchen Zweck sie auch eine eigene achtunggebietende Hochseeflotte schuf) und in der Erschließung der Prärien, nachdem in fünfzehnjähriger Arbeit schließlich das große Werk beendet war, das 15 000 Arbeiter mit 5000 Pferden einst begonnen hatten.

Für den willensstarken Generalmanager William von Horne, der das Werk durch alle Schwierigkeiten vorantrieb, muß es, ebenso wie für den Premierminister MacDonald, eine stolze Festwoche gewesen sein, als am Abend des 28. Juni 1886 der erste Transkontinental-Zug den Bahnhof von Montreal verließ und fünfeinhalb Tage später bei Port Moody, am Stadtrand von Vancouver, den Pazifik erreichte ...

In diese erste Zeit des Dominions fällt auch die Gründung einer Organisation, die dem sonst so nüchternen Bild der kanadischen staatlichen Institutionen ein wenig Farbe und Romantik verleiht: der *Northwest Mounted Police* (seit 1920 *Royal Canadian Mounted Police* genannt), die, bei wesentlich anderen Aufgaben, der ehrwürdigen Einrichtung von *Scotland Yard* an Straffheit und Lautlosigkeit des Funktionierens nicht nachsteht. 300 Mann dieser 1873 aufgestellten Polizeitruppe erreichten es, daß dem ganzen Westen und Nordwesten Kanadas die Periode des „Wilden Westens“, so wie die USA sie kannten, erspart blieb. In kluger Erkenntnis der Gefahren, die den Indianern von der eindringenden Zivilisation (und den hereinströmenden Siedlern von den Indianern – man schätzte ihre damalige Zahl auf 36 000 –) drohten, hatte die Regierung rechtzeitig Verträge mit den Stämmen abgeschlossen. Sie reservierte ihnen Land (eine Quadratmeile für eine fünfköpfige Familie), setzte ihnen ein Taschengeld aus und ermutigte sie, als Viehzüchter und Ackerbauer seßhaft zu werden. Die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in den Indianer- und Eskimogebieten oblag den *„Mounties“*, und die Chronik ihrer Taten ist eine einzige Sammlung von Ruhmesblättern, welche in einem weniger nüchternen, dem Eigenruhm mehr zugeneigten Staatswesen eine unversiegbar fließende Quelle von Romanen, Groschenheften und Filmserien darstellen würde ... (Die heutigen Kanada-Reisenden erfreuen sich, wo die *Mounties* in Touristenorten oder zu zeremoniellen Gelegenheiten in scharlachrotem Rock auftreten, am Anblick der malerischen Uniformen – die meisten aber wissen nicht, daß die überwiegende Mehrzahl dieser Polizisten heute ebenso unauffällig ihrem Dienst nachgeht wie Kriminalisten in aller Welt. Die kanadischen *Mounties* sind gefürchtet bei den internationalen Geldfälschern und Rauschgiftschmugglern, und sie waren es, die den Fall Igor Gouzenko bearbeiteten und damit von Kanada aus das ganze Netz der internationalen Atomspionage aufrollten ...)

Die großen Aufgaben der ersten Jahre nach der „Förderation“ lagen, was die Wirtschaft Kanadas angeht, in zwei auseinanderstrebenden Richtungen, und es bedurfte aller Kunst der Politiker, sie in ein leidlich balanciertes Gleichgewicht zu bringen.

Da war auf der einen Seite die Besiedlung der Prärien, die seit dem Eisenbahnbau und besonders zwischen Jahrhundertwende und erstem Weltkrieg in einem solchen Ausmaß durch

Einwandererwerbung vorangetrieben wurde, daß daneben die Zahl der heutigen „Neu-Kanadier“ unbedeutend erscheint. (Das Rekordjahr war 1913, als über 400 000 Menschen, hauptsächlich aus Osteuropa, nach Kanada strömten, während in unseren Jahren die Ziffer meist bei reichlich 150 000 liegt.)

Die andere Entwicklung bestand im Aufbau und Ausbau einer eigenen kanadischen Industrie, die in erster Linie in Süd-Ontario Fuß faßte, außerdem um Montreal und Quebec. (Während das bemerkenswerteste Phänomen unserer Tage ist, in welchem Maße sich nun die Industrie auch die Präriestaaten und den „fernen Westen“ erobert – und sogar in den Seeprovinzen, die immer noch in dieser Hinsicht eine Aschenbrödel-Rolle spielen, stärker Fuß faßt.) Die Industrialisierung begann zunächst naturgemäß mit Mühlen- und Sägewerksbetrieben, Zellulosefabriken und Erzverarbeitungsstätten, griff aber in ihrer rapiden Aufwärtsentwicklung nach der Jahrhundertwende auf alle Gebiete der Konsumgüterherstellung über.

Die Farmer nun legten Wert auf eine Wirtschaftspolitik, die wir heute „Liberalisierung“ nennen würden – also auf Freihandel. „Je mehr Produkte wir von anderen Ländern der Welt kaufen, um so mehr sind diese in der Lage, unseren Weizen und unsere Fleischkonserven abzunehmen“, so argumentierten sie. „Und wir können unsere Mähmaschinen und unsere Nähmaschinen dort kaufen, wo sie am billigsten produziert werden ...“

Die Fabrikanten von Ontario jedoch, die, vor ihren Fabriktoren gewissermaßen, die gewaltigste und rationellste Produktionsmaschinerie der Erde am Werk sahen – nur durch eine imaginäre Linie, die US-kanadische Grenze, getrennt –, verlangten das genaue Gegenteil. „Richtet Schutzwälle auf in Form von Einfuhrzöllen“, so riefen sie der Regierung zu, „dann erst werden wir in der Lage sein, unserem Land eine eigene industrielle Rüstung zu geben – denn unsere Produktionsziffern werden nie so groß sein, daß wir mit den Preisen der Nachbarn konkurrieren könnten ...“

Diese Kontroverse zwischen Schutzzoll- und Freihandelsbestrebungen beherrschte die Innenpolitik des Landes seit der Jahrhundertwende – neben der anderen Konfliktsquelle, die in dem Verhältnis zwischen Franko- und Anglo-Kanada ständig verborgen lag. In beiden Streitfragen ist es den Regierungen der jüngeren Gegenwart gelungen, eine zwar delikate, aber doch wirksame Balance aufrechtzuhalten. Zwar sieht die Handelspolitik für viele Industriewaren Schutzzölle vor, doch kommt man den Farmerwünschen intern durch staatliche Preis- und Abnahmegarantien entgegen. Zwar bestimmt im wesentlichen die angelsächsische Mehrheit Gang und Tenor der Politik, doch wird man nie einen Schritt unternehmen, der die französischsprechende Minderheit vor den Kopf stoßen könnte.

Dem zweiten großen Premier Kanadas, dem „Mann des Ausgleichs“, Sir Wilfred Laurier, der selbst aus frankokanadischem Stamme kam, gebührt ein Hauptverdienst am Ausgleich nicht nur zwischen den Volksgruppen Kanadas, sondern, in größerem Rahmen, auch im Verhältnis zwischen den USA und Großbritannien – eine Rolle, die für Kanada in unseren Tagen einer selbstgestellten Aufgabe gleichkommt.

Es ist bei uns nie genügend beachtet worden, in wie geschickt-elastischer Weise London bereits ziemlich früh die Zügel gelockert hat, was das Verhältnis zu seinen großen Überseegebieten weißer Bevölkerung, und insbesondere zu Kanada, angeht. Als Kanada längst Domi-

nion war, stand es noch lange in der Rolle einer Kolonie vor unseren Augen; und heute, da es vom Dominion-Status noch kaum mehr den Namen beibehalten hat, sehen wir das Land immer noch im wesentlichen unter diesem Stichwort.

1877 bereits machte man das Zugeständnis, daß Handelsverträge, die London abschloß, für Kanada nur auf ausdrücklichen Wunsch Ottawas bindend sein sollten.

Die entscheidende Wendung zur praktischen Unabhängigkeit Kanadas vollzog sich nicht erst in unseren Tagen, wie wir wohl anzunehmen geneigt sind, sondern im Ersten Weltkrieg und im Anschluß daran. Bei acht Millionen Einwohnern stellte Kanada 620 000 Mann ins Feld – trotz starker innerer Widerstände seitens der Frankokanadier. Diese Kriegsbeteiligung gab Kanada das moralische Recht, Sitz und Stimme im Kriegsrat zu verlangen; im 1918 geschaffenen Obersten Kriegsrat der Alliierten saß also auch ein kanadischer Vertreter. Das war das erste souveräne Auftreten auf internationalem Feld. Und von da führt eine gerade Linie zu den weiteren Stationen kanadischer Unabhängigkeit: selbständige Unterzeichnung des Versailler Friedensvertrages; im Jahre 1920 Austausch von diplomatischen Vertretern mit den Vereinigten Staaten (inzwischen hat Kanada ein eigenes Netz von Botschaften und Gesandtschaften in der Welt); *Anerkennung als unabhängige Nation im Westminster-Statut von 1931.*

Wie aber verträgt sich das mit den populären Vorstellungen von Kanada als einem britischen Land, und wie kann man diese seine Situation exakt definieren? Nicht nur bei unserem „Mann auf der Straße“ dürfte eine solche Frage auf Schwierigkeiten stoßen. Nichts vexiert den reisenden Kanadier so sehr wie jene stereotypen Fragen, auf die er stößt. In USA: „Wie hoch sind die Steuern eigentlich, die ihr an die englische Königin zahlen müßt?“ – und in England: „Ach, Sie kommen aus Kanada? Na, wie lebt sich's denn jetzt in den Kolonien?“ (Ein Extrem an falschen Vorstellungen trat zutage, als vor nicht allzuvielen Jahren ein amerikanischer Abgeordneter aus Illinois gar allen Ernstes anregte, England könne ja seine Kriegsschulden an USA mit einem Schlag löschen, indem es Kanada abtrete ...)

Man muß zugeben: die Situation ist verwirrend. Denn Kanada ist tatsächlich ein Königreich – das einzige auf dem amerikanischen Kontinent. Doch die junge Frau, die Kanadas Königin ist, *herrscht* nicht über Kanada. Diese Aufgabe liegt bei der kanadischen Regierung in kompetenten Händen. Die Königin wiederum, die auf Englands Thron sitzt, ist nicht Kanadas Königin. Die beiden sind lediglich personengleich ...

Bei der Krönung Elisabeths II. im Jahre 1953 trat die ganze Kompliziertheit dieser Verhältnisse plastisch zutage, als Kanada Elisabeth zur Königin proklamierte – einen Tag früher, als Großbritannien dies tat! Nicht aus übertriebener Eile, sondern einfach, weil zur Königsproklamation in Großbritannien die vorherige Ablegung eines Eides auf die *Church of England* Bedingung ist – in Kanada jedoch nicht.

Der Vertreter der Königin in Kanada ist der Generalgouverneur. In der Theorie hat er die Interessen der Krone in Kanada zu vertreten. In der Praxis ist er ein Kanadier: Vincent Massey (seit 1952). Was zwar das erstemal in der Geschichte ist, jedoch wiederum nicht gar zu verwunderlich, wenn man bedenkt, daß er sein Amt im Auftrag der Königin von Kanada ausübt und nicht der Königin von Großbritannien ...

Als St. Laurent Premierminister wurde, ging er daran, einige der äußeren Symbole, die

aus der Zeit der britischen Herrschaft geblieben waren, zu beseitigen: er ließ zum Beispiel das Wort *Royal* von den Fahrzeugen der Post entfernen. (Andererseits heißt die kanadische Luftwaffe nach wie vor *Royal Canadian Air Force,* und auch die *Mounties* sind nach wie vor „königlich“.) Das Wort Dominion kommt heute in keinem Gesetzestext mehr vor, und ohne daß darüber viel Worte verloren wurden, ist es aus Sprachgebrauch wie öffentlichen Bezeichnungen praktisch verschwunden. Viel tiefgreifender ist eine Änderung, die das Kanadische Parlament 1949 beschloß: der *Privy Council* in London ist nicht mehr wie bis zu jener Zeit oberste Berufungsinstanz für kanadische Gerichtsurteile.

Man könnte Bände füllen mit haarspalterischen Betrachtungen über diese und viele ähnliche Erscheinungen. Man kann aber auch sehr schlicht sagen: Die Monarchie in Kanada, das Amt des Generalgouverneurs – sie sind Symbole. Sinnbilder, die, wie es britischer Wesensart entspricht, die beiden Partner eines auf Freiwilligkeit basierenden Verhältnisses fester binden, als es Paragraphen oder Machtdiktate je könnten. Gerade weil heute die Bande, die Kanada mit Großbritannien und den anderen Gliedern der britischen Völkerfamilie vereinen, nur noch auf hauchzarte Weise formal zwingend sind, aber um so echtere und gewichtigere Herkunfts- und Gefühlsbindungen repräsentieren, kann man ihnen mehr innere Gültigkeit zugestehen und längere Dauer prophezeien als Verträgen, die auf 5 oder 50 Jahre abgeschlossen werden und bereits vor ihrer Geburt mit den Hypotheken geheimer Vorbehalte und widerstrebender Interessen belastet sind ... In diesem Rahmen regelt heute Kanada alle seine Angelegenheiten selbst, als Herr im Hause, nach außen wie nach innen.

Wie Bonn nicht nur den Bundestag, sondern auch einen Bundesrat hat, so setzt sich auch die kanadische Volksvertretung zusammen aus dem *House of Commons,* dessen Abgeordnete aus direkter Wahl hervorgehen, und dem *Senat.* Dessen Mitglieder werden nicht von den Länderregierungen entsandt (wie in Bonn), sondern vom Generalgouverneur ernannt – praktisch also vom Premierminister, der sie dem Generalgouverneur vorschlägt. Der Premierminister kann die Regierungsgewalt nur ausüben, solange er das Vertrauen der Mehrheit im *House of Commons* besitzt (ein erfolgreiches Mißtrauensvotum kann also Neuwahlen auch während der normalen Legislaturperiode von 5 Jahren herbeiführen); er wählt sein Kabinett aus den Mitgliedern der Volksvertretung.

Ein erstaunliches Zeichen politischer Stabilität ist die Tatsache, die den Bewohnern mancher europäischer Länder wie ein Märchen erscheinen mag, daß die Partei, welche heute mit Stephen St. Laurent den Premierminister stellt, seit zwei Jahrzehnten an der Macht ist. (St. Laurent bekleidet dieses Amt seit 1949; sein Vorgänger, Lyon Mackenzie King, hatte es insgesamt 22 Jahre lang inne!) Diese dauerhafte Partei ist die *Liberal Party;* ihre Opposition im Parlament nennt sich *Progressive Conservative Party.*

An kleineren Parteien sind erwähnenswert *Social Credit,* deren Wirken bei der Betrachtung Albertas bereits gewürdigt wurde (diese Bewegung hat kürzlich auch die Regierung der Provinz Britisch-Kolumbien gebildet), und die *Cooperative Commonwealth Federation (CCF),* die sich „sozialistisch“ nennt, die man aber auch schon bezeichnet hat als „Liberale, die es eilig haben“ ... (Sie stellt seit zehn Jahren die Regierung in Saskatchewan.)

Sowohl aus der Stabilität der Regierungsverhältnisse wie aus dem Bild der parteilichen

Gliederung und Zielsetzung, das wesentliche Verschiebungen nur gelegentlich im provinziellen oder regionalen Rahmen zeigt, geht eine Abneigung gegen Extreme jeder Art hervor – eine Erscheinung, die ganz dem Eindruck entspricht, den man vom kanadischen Charakter im allgemeinen gewinnt.

Eine Belastungsprobe, die ungeheuerlich genug war, um bei Außenstehenden tatsächlich Zweifel an der Beständigkeit der gefühls- und vernunftbedingten Treue zu Großbritannien aufkommen zu lassen, hat das kanadisch-britische Verhältnis erst im letzten Krieg wieder mit einer ruhigen Sicherheit bestanden, die für die direkt Beteiligten nur natürlich erschien.

Die Opfer an Blut und an Gütern, die Kanada aufgebracht, die Selbstverständlichkeit, mit der es sich an die Seite des Mutterlandes gestellt hat, sind so sehr Teil der Historie, die wir selbst miterlebt haben, daß es genügt, sie anzudeuten. (Ein Ruhmesblatt in der kanadischen Nachkriegsgeschichte sei jedoch besonders hervorgehoben: die gewaltigen Hilfeleistungen, die Kanada dem hungernden Nachkriegs-Europa angedeihen ließ!)

Was jedoch weniger augenfällig sich darbietet, das ist die Rolle, die Kanada im dissonanzenreichen Nachkriegs-Konzert der Völker zugefallen ist. Die Berufung der Kanadier in die in Indochina wirkende Waffenstillstandskommission ist dafür nur ein Beispiel.

Wann immer im westlichen Lager nach einer Nation gesucht wird, die auf Grund eigener Stärke gewichtige Autorität ausüben kann, ohne doch in den Augen des anderen Lagers mit dem impulsiven Dynamismus der USA oder den historischen Belastungen Großbritanniens behaftet zu sein, dann richten sich die Augen auf das große Land im Norden. Eine seiner wichtigsten und populärsten politischen Figuren, der Außenminister Lester Bowles Pearson, ist auch international bekannt geworden in der Zeit, als er in geschickter und fairer Weise sein Amt als Präsident der UN-Generalversammlung versah.

Diejenige Organisationsform des Westens, in die Kanada während der letzten Jahre am meisten Vertrauen gesetzt hat, ist NATO, das Nordatlantische Vertragswerk. Und bezeichnend ist eine in Europa zu wenig bekannte Initiative des gegenwärtigen Premierministers St. Laurent (des zweiten, der dem frankokanadischen Bevölkerungsteil entstammt). Er hat mehrfach betont, daß diese Militärallianz, wenn sie konstruktiven Sinn gewinnen soll, ergänzt werden muß durch einen engeren Zusammenschluß der beteiligten Länder auf anderen Gebieten, insbesondere dem der Wirtschaft. Ein entsprechender Paragraph, als „Artikel 2“ bekannt, ist auf ausdrücklichen Wunsch Kanadas in die NATO-Satzung aufgenommen worden.

Mag angesichts des bisherigen Schicksals, das der Gedanke eines europäischen Zusammenschlusses erlitten hat, Stephen St. Laurents Idee einer „Atlantischen Föderation“ (bei der offensichtlich die Zusammenfassung der einst so verschiedenartigen Kolonien zur kanadischen Föderation Pate gestanden hat) auf einige Skepsis stoßen, so ist es doch vielleicht nicht ohne Bedeutung, daß St. Laurent diese Idee in den Mittelpunkt seiner Äußerungen stellte, als er im Februar 1954 Westdeutschland besuchte.

14. Heute: Die großen Projekte

Im Jahre 1858 wurde in Britisch-Kolumbien, zuerst am Unterlauf des Fraser River, dann im Cariboo-Distrikt, Gold gefunden. 40 Jahre später folgte im Yukon-Gebiet (wie im Klondike-Distrikt von Alska) der riesige „Goldrausch" – der erste *boom* des modernen Kanada.

Ob wir Chaplins gleichnamigen Film gesehen haben mit seinen grotesken Szenen aus dem Privatleben der *gold-diggers* beiderlei Geschlechts oder aber die dramatischen Photos, die aus den Tagen erhalten sind, da die steile Schneeschlucht des *Chilcoot Pass* schwarz war von einer Menschenschlange, die sich hier unter unsäglichen Mühsalen einen Weg ins Dorado zu bahnen suchte – in jedem Fall glauben wir eine Vorstellung zu haben von jenem Geschehen, das damals den Kampf um die im Boden verborgenen Schätze in sensationeller Weise der Welt zum Bewußtsein brachte.

Heute ist ein Vieltausendfaches der damaligen Aktivität im Gang in Kanada. Jedoch: dramatische oder rührselige Berichte erscheinen in der Weltpresse nur dann, wenn einmal die Suche nach einem verschollenen Prospektoren-Flugzeug Neugier und Mitgefühl erregt. Und die Dutzende von Abenteuerbüchern, die sich früher mit den Erlebnissen der Pioniere in der Wildnis befaßten – sie existieren heute einfach nicht.

Wer weiß bei uns, daß heute in den Siedlungen, die im „Busch" Kanadas verstreut sind, und in den benachbarten Städten „Abendkurse" im Gang sind, in Schulzimmern und Versammlungsräumen, in denen sich Stenotypistinnen, Hausfrauen und Polizisten, Bankbuchhalter und Kindergärtnerinnen in enge Bänke drücken, um Geologie zu pauken, um sich im Gebrauch von Prospektorhammer und „Geigerzähler", der Beurteilung von Felsformationen und Gesteinsbrocken unterrichten zu lassen? Daß heute die kanadische Familie, die im Bereich des *Cambrian Shield* ihr Zuhause hat, beim Start zur Sonntags-Picknickfahrt den Geigerzähler (jenes Gerät, das den Grad der Radioaktivität im Boden durch verschieden starkes Ticken anzeigt) neben den Thermosflaschen im Auto verstaut ...

Daß nur einer von mehreren Tausend einmal etwas findet – daß Adern, auf deren Entdeckung man mächtig stolz ist, unvermittelt aufhören – daß ein Brocken merkwürdigen Gesteins, den man halb achtlos mitgenommen hat, sich später für den glücklichen Finder zu einem Erzbergwerk auswächst – Wechselfälle solcher Art gehören zum Charakter dieses Vabanque, bei dem ein ganze Land mitspielt...

Um erhebliche Werte, die investiert werden, geht es bei den ernsthaften Suchexpeditionen, die heute vielfach mit niedrigfliegenden Maschinen arbeiten, in denen empfindliche Geigergeräte auf die Ausstrahlungen radioaktiver Mineralien reagieren, welche die Erde unten birgt (Magnetometer reagieren in ähnlicher Weise auf Eisenvorkommen); die ihre *claims* nicht abstecken,

sondern zunächst auf Luftbildern festhalten, und die vom Flugzeug aus mit ihren Bodenmannschaften durch Funk in Verbindung stehen.

Der neueste *boom* in Kanada ist hervorgerufen worden durch den Öl- und Metallhunger unserer Zeit. Er ist das bestimmende Merkmal der heutigen Entwicklung des Landes.

Gewiß: Weizen, Holz, Fischfang, auch Pelze noch, dazu die Produktion der vielen Tausende von Fabriken – sie alle haben ihren festen Platz in der kanadischen Wirtschaft, und jeder Fortschritt oder Rückschlag auf einem dieser Produktionsgebiete wirkt sich fühlbar auf Sozialprodukt wie Handelsbilanz aus – wie in jedem anderen Lande, dessen Wirtschaft durch einige besonders markante Produkte einseitiger ausgerichtet ist, als es in Europa der Fall zu sein pflegt.

Der unerhörte Ruck vorwärts jedoch, mit dem Kanada in die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts geht, und der die entferntesten Ecken des Riesenlandes mit Energie und Optimismus durchpulst – er ist den Schätzen zu verdanken, die unter der Erdoberfläche schlummern.

Es entstünde ein Katalog nie gehörter Ortsnamen von oftmals indianischem Wildwest-Klang, wollte man alle größeren Mineral-Fundstätten allein der letzten zwei oder drei Jahre aufzählen, dazu alle die Damm- und Eisenbahnbauten, Schmelzhütten und Verschiffungsanlagen, die der Mineralsuche und -ausbeute ihre Entstehung verdanken. Deshalb seien, nachdem von Öl und Erdgas und ihren *pipelines* in einem anderen Kapitel bereits genügend die Rede war (sie gehören mitbestimmend in diese Liste!) nur diejenigen Objekte des kanadischen Unternehmungsgeistes herausgehoben, deren Mammut-Dimensionen sie als überragende Gipfel erscheinen lassen, welchen augenfällige Beispiels- und Symbolkraft zukommt – ohne daß darüber das Meer der Hunderte von kleineren Bergen und der Tausende von Hügeln vergessen sei.

1. Kitimat: Aluminiumwerk in der Wildnis. 700 Kilometer ist die nächste größere Stadt – Vancouver – entfernt von der verlorenen Einöde im nördlichen Britisch-Kolumbien, die vor wenigen Jahren nichts aufwies als unzugängliche Berge, dichte, regenfeuchte Wälder, ein paar Seen und Flüsse – und einige dürftige Indianerhütten, deren Bewohner sich vom Fischfang nährten. Kurz: eine „kleine" Einöde in jener großen Einöde von vielen Millionen von Quadratkilometern, wie sie die unbewohnten Gebiete Kanadas darstellen.

Nach drei Jahren fieberhafter Arbeit ist dort im Rahmen eines gigantischen Kombinats von Kraftwerk und Schmelzanlage, von Dämmen und Tunneln, das größte Aluminiumwerk der Welt entstanden – mit Hilfe von Flüssen, deren Lauf man umgekehrt hat, von Kraftleitungen, deren Masten von Hubschraubern auf die Berggipfel getragen wurden – und mit Hilfe einer Fremdenlegion von Arbeitern, deren Bestand ständig wechselte.

Die größte Ansammlung von Baumaschinerie, die jemals in Friedenszeiten an einem Objekt arbeitete, hat in drei Jahren folgendes geschaffen: den größten von einem Privatunternehmen je gebauten Damm, der eine Kette von Seen und ihren ostwärts gerichteten Abfluß so aufstaut, daß am anderen Ende das Wasser nunmehr nach Westen abfließt durch einen 15 Kilometer-Tunnel mit einem Gefälle von 900 m (15fache Höhe der Niagarafälle) zu einer Kraftstation im Inneren eines hohen Berges, die soviel elektrische Energie liefert, wie sie dem Verbrauch der Stadt New York entspricht. Die so gewonnene billige Elektrizität dient zur Um-

wandlung des aus Jamaika durch den Panamakanal herangeführten Bauxits in Aluminium, das „Haushaltmetall“ der modernen Technologie (und der modernen Rüstung . . .).

Um das ganze Projekt, das sich über ein Gebiet von der Fläche Belgiens erstreckt, im Verlauf von drei Jahren so voranzutreiben, daß der Herzog von Edinburgh bereits im August 1954 beim Gießen des ersten 40-Pfund-Barrens Aluminium assistieren konnte, waren ganz neuartige Baumethoden erforderlich. War früher, wenn man eine Starkstromleitung durch so unwegsames Gelände anlegen wollte, der Bau von Straßen zum Transport der Masten die größte Aufgabe, so lösten die von ALCAN (Aluminium Company of Canada) beauftragten Bauunternehmer das Problem auf eine ebenso zweckmäßige wie billige Weise: Menschen und Baumaterial wurden mit Hilfe einer Flotte von Hubschraubern zu den Baupunkten gebracht – Sümpfe, reißende Flüsse, dschungelartigen Wald elegant überschwebend . . .

Erschien noch zu Baubeginn eine solche immense Anlage ein kühnes Unterfangen, was den Absatz so gewaltiger Mengen Aluminium angeht, so lief bereits ein Jahr, bevor der erste Barren gegossen wurde, die erste große Bestellung ein – seitens einer Gruppe amerikanischer Aluminiumwerke, deren vereinte Kapazitäten der Nachfrage nicht mehr gewachsen sind. Die Bestellung lautet auf 713 000 t, zu liefern innerhalb fünf Jahren zu einem Preis von insgesamt 1,2 Milliarden Mark . . .

2. Das Frobisher-Projekt. Die Kapitalsummen, die in Kitimat investiert werden (mehr als eine Milliarde Mark sind bereits ausgegeben worden – bis zur endgültigen Fertigstellung rechnet man mit fast der doppelten Summe), erscheinen uns überaus hoch. Sie schrumpfen aber zusammen angesichts des neuesten Unternehmens, das nach ähnlichen Grundsätzen ein anderes weites Gebiet des kanadischen Nordwestens erschließen soll, und für das die Vorverträge in Victoria, der Hauptstadt von Britisch-Kolumbien, im Herbst 1954 unterzeichnet wurden.

Hinter diesem Plan, der mit der Unterzeichnung eine solide Realität wurde, steht die Figur eines Mannes, der in keinem Industrie- oder Finanz-Lexikon der Welt verzeichnet ist, der jedoch in eingeweihten Kreisen unbestritten als der geheime König aller kanadischen Mineralmillionäre gilt – obwohl die wenigsten Kanadier auch nur seinen Namen kennen, obwohl er in seinem bescheidenen Haus sich mit einem Dienstboten begnügt, weder raucht noch trinkt, als bevorzugtes Menu einen Apfel zu einem Stück Vollkornbrot ißt – und bis vor kurzem nicht einmal ein Auto zu eigenem Gebrauch besaß. Die eine seiner beiden kanadischen Dachgesellschaften heißt bezeichnenderweise *Ventures Ltd.* (auf deutsch: „Wagnisse-G. m. b. H.“), die andere ist die *Frobisher Ltd.;* daneben besitzt er Minenunternehmungen in Uganda wie in Griechenland, in Venezuela wie in der Sahara, in Kalifornien, in Süd-Rhodesien und einem halben Dutzend anderer Länder. Dieser Mann heißt Thayer Lindsley, und seinem neuen Bergwerks-Empire, das die Krönung seines Lebenswerks darstellen soll (im Sommer 1954 wurde er 72 Jahre alt), liegt folgender Plan zugrunde:

In einem Gebiet von der dreifachen Größe Hollands sollen der Yukon und eine Reihe anderer Flüsse und Seen durch fünf große Dämme so aufgestaut werden, daß mit Hilfe dreier großer Wassertunnel der Lauf des ganzen Systems nach Süden umgekehrt und in vier Kraftwerken eine unvorstellbar große Energiemenge gewonnen werden kann, welche die größte Kapazität von Kemano (dem Kitimat-Kraftwerk) um das Zweieinhalbfache übertreffen soll!

Wenn aber das Endziel des Ausbaus der Wasserkräfte, eine Leistung von 4,3 Millionen Kilowatt, erreicht ist – was will man dann damit anfangen in einem Gebiet, das heute noch kaum eine Steckdose aufweist?

Dieses große Land, in dem sich noch heute nicht nur die Füchse, sondern auch Bären, Wölfe und Vielfraß gute Nacht sagen, enthält riesige Lager von Eisenerz, Kobalt, Nickel, Mangan. Silber-, Blei- und Zinkerze werden bereits in der benachbarten *Keno Hill Mine* ausgebeutet. Zur Verhüttung all dieser Erze sollen neuartige Schmelzverfahren auf Elektrobasis entwickelt werden, für die man zur Zeit erst einmal Versuchsanlagen in Vancouver baut. Dazu soll ein großes Stahlwerk kommen. Eine amerikanische Gesellschaft will ein Drittel des erzeugten Stroms in einem zu errichtenden Aluminiumwerk ausnutzen.

Für den Bau der Dämme und Kraftwerke allein rechnet man mit einem Aufwand von 1,2 Milliarden Mark, und mit dem Ausbau des ersten metallurgischen Verarbeitungskomplexes werden sich die Gesamtkosten – nach vorläufiger Schätzung – auf etwa 800 Millionen Dollar, also mehr als 3 Milliarden Mark, erhöhen. Dafür wird Britisch-Kolumbien, so kann man die Situation ein wenig grob umreißen, eines Tages ein kleines Ruhrgebiet in seinen Grenzen haben, mit dem Unterschied allerdings, daß die Energiequelle nicht Kohle, sondern das „weiße Gold“ sein wird.

3. Eisenerz aus Labrador. Aus der Goldmine, die der junge Benny Hollinger einst von Cobalt aus entdeckte und schließlich für 330 000 Dollar verkaufte (Sie entsinnen sich der Kettenreaktion, die seine Entdeckung auslöste?), entwickelte sich vor drei Jahrzehnten das größte Goldbergwerk Nordamerikas, Porcupine. Die Stadt, die man in der Nähe anlegte, wurde Timmins genannt – nach zwei Brüdern, die den Kern jenes Syndikats bildeten, das damals die 330 000 Dollar aufbrachte.

In dieser erregenden Atmosphäre der Goldentdeckungen wuchs Jules Timmins auf. Und eine Nebenreaktion, wenn man einmal so sagen darf, führt von der Stadt Timmins über Minenunternehmungen, die in aller Welt verstreut sind, nach Labrador, dort, wo es am unwirtlichsten ist: nach der Ungava-Region. Hier entsteht in unseren Tagen ein Werk, das alle anderen bisherigen Schürfunternehmungen Kanadas, um welches Metall es sich auch handeln möge, weit in den Schatten stellt. Die Ursache zu dieser Entwicklung allerdings liegt nicht in Kanada, sondern in USA.

Die *Mesabi Range* in Minnesota, jener 700 m hohe Gebirgszug aus hochwertigem Eisenerz, ist in Jahrzehnten der Ausbeutung, während deren die Riesenbagger den kostbaren Stoff im Tagebau abschürften, empfindlich erschöpft worden. Noch ist nicht damit zu rechnen, daß die USA morgen ohne eigene Eisenerzquellen sein werden (man rechnet für Mesabi noch mit einer Dauer von 15 Jahren) – doch der Rückgang ist unverkennbar. Dies ist also die *Ursache*.

Der *Anlaß* ist ebenfalls in USA zu suchen – in einer Bahnfahrt nämlich, die Jules Timmins 1940 nach New York unternahm. In einem jener müßigen Eisenbahngespräche, wie man sie mit Zufallsbekannten führt, erfuhr er von den Sorgen einer kleineren amerikanischen Prospektorengesellschaft, die in der Wildnis von Labrador mit Eisenerzsuche beschäftigt war, dabei aber längst das Kapital aufgebraucht und 70 000 Dollar Schulden gemacht hatte.

Timmins ging der Angelegenheit nach, bezahlte die Schulden (und noch einiges dazu –

wieviel, das hat man nie erfahren) und erwarb die Mineral-Rechte der kränkelnden Gesellschaft. Und dann – das sind die Dimensionen, in denen sich heute solche „Pioniertaten" abspielen! – gab er während der nächsten acht Jahre fünfundzwanzig Millionen Mark aus, nur um den Umfang der Eisenerzlager zu erforschen und die besten Methoden, sie auszubeuten und das gewonnene Erz dorthin zu bringen, wo es gebraucht wird. Und natürlich auch, um herauszufinden, wieviel ein solches Wagnis kosten könne ...

Die Auskünfte lauteten überaus ermutigend – bis auf den letzten Punkt. In den ersten Jahren der Forschungsarbeit stellte man Eisenerzlager von 400 Millionen Tonnen fest – also einen, wenn man in Jahresziffern denkt, vorerst unerschöpflichen Schatz, der zudem im Tagebau gewonnen werden kann. Der Eisengehalt beträgt bis zu 65 Prozent. Die Kosten? Eine Eisenbahn von 550 Kilometern Länge war erforderlich, Gewinnungs- und Verschiffungsanlagen ... „Mit 200 Millionen Dollar müssen Sie rechnen – dabei können wir uns auf eine Million hin oder her nicht festlegen" – so ungefähr mögen die Experten gesagt haben. Nun – Timmins, ein auf persönliche Unauffälligkeit bedachter und beim Publikum fast unbekannter Mann, ist in Finanzzirkeln für seine Kunst berühmt, Geld aufzutreiben.

Er überzeugte eine Reihe amerikanischer Stahlgesellschaften vom Nutzen einer neuen Rohstoffquelle – gewissermaßen vor ihrer Haustür. Und sechs Stahlkonzerne, unter Führung der M. A. Hanna Co., zeichneten mit ihm zusammen 100 Millionen Dollar; die restlichen 100 Millionen liehen ihm vier kanadische und neunzehn amerikanische Versicherungsgesellschaften.

Das alles mag interessant sein als Einblick in das innere Wirken solcher *big deals* – aber es ist schon beinahe Historie. Denn im August 1954 ist die erste Ladung Labrador-Erz in Sept Isles am St.-Lorenz-Strom von einem 20 000 t-Schiff übernommen worden, zur Reise nach Philadelphia und den Hochöfen von Pennsylvannien.

Übrigens: 225 Millionen Dollar waren bis zu diesem Tag ausgegeben worden. In erster Linie für die Eisenbahnlinie – die erste der Welt, die mit Hilfe einer Luftbrücke gebaut worden ist. Zwischen Sept Isles, dem Fischerdorf, das nun zu einem der wichtigsten Erzhäfen der Welt wird, und Burnt Creek, dem Endpunkt der Bahn im Inneren (einem Barackenlager vorerst, wo man noch im Juni Schnee erleben kann), wurden 7 Flugplätze angelegt, auf denen eine eigene Transport-Luftflotte aus 17 Maschinen von der ersten Bahnschwelle bis zum letzten Schuhriemen alles landete, was eine zu bauende Bahnlinie und 7000 Arbeiter brauchen. Die ersten zwanzig Kilometer der Strecke anzulegen, kostete angesichts schwieriger Tunnel- und Brückenbauten zwei Jahre; im nächsten Jahr jedoch schaffte man in meist flachem Gelände 300 Kilometer, indem man von den Flugplätzen nach beiden Seiten die Strecke vorantrieb.

Angesichts des gewaltigen Werkes in Ungava wird leicht übersehen, daß Kanada auch an anderen Stellen große Anstrengungen unternimmt, die Eisenerzgewinnung zu steigern. Von den Lagern in Britisch-Kolumbien war schon die Rede. In Nordwest-Ontario hat man den Lauf eines Flusses umgeleitet, die 500 Millionen Kubikmeter Wasser des Sees *Steep Rock Lake* herausgepumpt, 40 Millionen Kubikmeter Schlamm entfernt und beutet nun seit Jahren ein riesiges Lager von Hämatit aus, einem ungewöhnlich reichen Eisenerz – mit Hilfe regelrechter Steinbrüche, die man auf dem Grund des ausgetrockneten Sees in die Tiefe treibt.

Der amerikanische Stahlgewaltige, der hinter dieser Entwicklung steht, ist Cyrus Eaton,

ein gebürtiger Kanadier. Im Oktober 1954 ging durch die Weltpresse die Nachricht, daß Cyrus Eaton sich auch für die jüngste Eisenerz-Entdeckung interessiert, die als das „endgültig größte aller bisher bekannten Eisenerzlager der Welt“ bezeichnet wird . . . (Bei dem summarischen Charakter solcher ersten Schätzungen ist natürlich Vorsicht geboten. Doch haben derartige Entdeckungen in Kanada die eigenartige Gewohnheit, sich bei näherer Betrachtung regelmäßig als *noch* größer zu erweisen.) Die jüngst entdeckten Vorkommen liegen ebenfalls in Ungava, jedoch nicht im Inneren, sondern an der Ungava-Bucht nahe der Hudson-Straße. Das bedeutet, daß eine Verschiffung von Häfen aus, die erst gebaut werden müßten, nur während der drei bis vier eisfreien Monate erfolgen könnte. Zudem ist der Eisengehalt nicht sehr hoch; das Erz müßte also an Ort und Stelle konzentriert werden. Fachleute der deutschen Firma Krupp haben mit Vertretern der Cyrus Eaton-Gruppe und Regierungs-Experten im August und September 1954 die bisher entdeckten Lagerstätten an der *Kayak-* und an der *Hopes Advance Bay* besichtigt. Der Geologe, der das Gelände untersuchte, soll eins der Lager allein auf Dutzende von Milliarden Tonnen geschätzt haben. Nun dürfte das Vorstellungsvermögen des Lesers endgültig streiken, so daß es überflüssig scheint, noch die allerjüngsten Entdeckungen zu erwähnen, die in den Nordwest-Territorien unmittelbar nördlich der Grenze von Saskatchewan aus dem Flugzeug mit Hilfe des Magnetometers gemacht wurden und ein weiteres ausgedehntes Gebiet von Eisenerzlagern verheißen . . .

4. Der St.-Lorenz-Seeweg. Es mag seltsam erscheinen, wenn in einer Parade von Plänen, die sich alle auf zu gewinnende Mineralschätze beziehen, ein Projekt auftaucht, welches dem ersten Anschein nach nichts damit zu tun hat – außer jener allgemeinen Verbundenheit, die nach dem Prinzip der kommunizierenden Röhren zwischen den Teilgliedern einer Volkswirtschaft wirkt. Und doch verdankt, wie wir sehen werden, der „Seeweg“ dem gegenwärtigen Erz-Boom den Anstoß zur endgültigen Verwirklichung.

Zunächst: Worum geht es im einzelnen bei diesem Projekt? (Bei dem nicht das Prinzip neu ist, sondern lediglich das Format . . .)

Man kann einmal sagen: Die Atlantikküste Nordamerikas soll um 7000 Kilometer verlängert werden. Denn was bisher das Ufer von mehreren riesigen Binnenseen war, das wird dann für den Schiffsverkehr der Welt als Atlantikküste gelten können. 85 Prozent der internationalen Hochseeschiffe (nämlich alle, die 10 000 t Wasserverdrängung haben oder weniger), die seit je von der offenen See 1500 km weit bis Montreal gelangen, werden dann 3500 Kilometer weiter ins nordamerikanische Inland vorstoßen können. Chicago wird dann zu den Seehäfen der Welt zählen!

Der Plan wirkt sich aber auch in der entgegengesetzten Richtung aus: Eine Barriere wird beseitigt sein, die bisher die ökonomischsten Wassertransportmittel der Welt, die *lakers* genannten 25 000-Tonner der Großen Seen, im Inneren des Landes festhielt wie in einer verkorkten Flasche. (Bei diesen Schiffen ist es nicht erforderlich, daß die Maschine mittschiffs angebracht ist, wie bei Hochseeschiffen aus Stabilitätsgründen notwendig, und sie können deshalb, Maschine achtern und Brücke auf dem Vorderschiff, den ganzen Raum in der Mitte des Schiffes bei durchgehend leichterer Bauart rationell für Ladung nutzen.) Auf hoher See würden sie zwar im Sturm auseinanderbrechen, doch wäre es bereits ein bedeutender Fortschritt,

wenn die *lakers* bis nach Montreal, dem großen Umschlaghafen für Hochseeschiffe, oder bis zum Erzhafen Sept Isles gelangen könnten.

Und drittens: Wenn bei dem unmittelbaren Ziel der nun begonnenen Bauarbeiten (nämlich die Schiffswege ins Innere des Kontinents auf eine Tiefe von 8½ m zu bringen statt der bisherigen 4½ m), die Kanal- und Schleusenbau-Arbeiten auf zweckmäßige Weise mit Damm- und Kraftwerksanlagen verbunden werden, so lassen sich alle Energienöte, die sich zum Beispiel für die Industriegebiete von Ontario und Quebec schon heute abzeichnen, vorbeugend beseitigen; riesige Energiemengen können außerdem an den Staat New York abgegeben werden, und ein großer Teil der Baukosten der Schiffahrtsanlagen kann also aus dem Verkauf elektrischer Energie abgetragen werden.

Dabei konzentrieren sich die gegenwärtigen Pläne erst einmal auf den schwierigsten der vier Engpässe (siehe Karte auf Seite 81), die das Gesamtprojekt aufweist auf dem Wege von Montreal bis nach Duluth, dem großen amerikanischen Binnenhafen am westlichen Ende des Oberen Sees.

Dieses ganz große Hindernis ist jenes Stück des St.-Lorenz-Stroms oberhalb von Montreal, das unter dem Namen *International Rapids* (Stromschnellen) bekannt ist, und das durch einen 75 km langen Kanal umgangen werden soll. (Der schon bestehende Kanal ist zu seicht.) Auf Teilen dieser Strecke bildet der St.-Lorenz die Grenze zwischen Kanada und USA, und hier liegt die Wurzel eines inzwischen über mehrere Jahrzehnte sich hinquälenden Tauziehens zwischen Kanada und USA. Die Geschichte dieses Konflikts widerstreitender Interessen dient oft als klassisches Schulbeispiel im Staatsbürgerunterricht südlich und nördlich des St.-Lorenz. Wenn man nämlich jenen Begriff umreißen will, der als *lobbyism* (Wandelhallenpolitik der Interessentengruppen) eine so wichtige Rolle im Parlamentarismus der USA spielt, dann taucht als erstes das Beispiel des St.-Lorenz-Seewegs auf.

Kanada war immer zum Ausbau des Seewegs entschlossen, denn es hat nur zu gewinnen dabei, und auch alle amerikanischen Präsidenten der jüngeren Zeit befürworteten das Projekt. Der Mittelwesten der USA erhofft seit langen Jahren vom St.-Lorenz-Seeweg den Anschluß an den Welt-Seeverkehr. Aber seltsam: im Kongreß der USA ließ sich, so nachdrücklich die jeweiligen Regierungen den Plan als vernünftig und zukunftweisend befürworteten, nie eine Mehrheit für das Unternehmen finden – bis zum Mai 1954, als in einem Abstimmungssieg, der dem Publikum ebenso überraschend kam wie früher die Regelmäßigkeit der Niederlagen, die amerikanische Beteiligung am Kanal- und Kraftwerksbau bei den *International Rapids* mit 241 zu 158 Stimmen gebilligt wurde.

Wieso dieser Umschwung? Bis in die jüngste Zeit waren folgende Interessentengruppen in treuem Bündnis gegen den Plan vereinigt: die Häfen an der Ostküste der USA (die, so schätzt man, etwa 15 Prozent ihres Schiffsumschlags einbüßen werden), die Eisenbahngesellschaften (aus ebenso naheliegenden Gründen), die Besitzer wie die Arbeiter der amerikanischen Kohlenbergwerke – und die amerikanische Stahlindustrie.

Als sich aber nun amerikanische Stahlwerke aus Gründen, die für sie lebenswichtig sind, am Labrador-Erz interessieren mußten, das im erweiterten St.-Lorenz-Seeweg einen vor feindlichen U-Boot-Angriffen praktisch sicheren Transportweg fände, verlagerten sich plötzlich die

Gewichte in den Waagschalen – und siehe: der amerikanische Kongreß stimmte dem Projekt zu...

Wenn die Bauarbeiten im Bereich der „Internationalen Stromschnellen“ beendet sind (man rechnet: im Jahr 1960), werden 50 Millionen Tonnen Fracht jährlich den Wasserweg ins Herz des Kontinents nehmen können statt der bisher höchstens 10 Millionen. Und 12 Milliarden Kilowattstunden an zusätzlicher Energie werden jährlich der kanadischen und amerikanischen Wirtschaft zur Verfügung stehen ...

5. Das Uran-Fieber. Wir kennen bereits Gilbert Labine, der mit seiner Entdeckung des ersten Uran-Lagers auf nordamerikanischem Boden jene Kettenreaktion auslöste ... Labine, ein leidenschaftlicher Jäger, erhielt im Sommer 1952, als er in seinem Büro in Toronto saß, ein Funktelegramm aus der Gegend des Athabaska-Sees im nördlichen Saskatchewan. „Rasch herkommen, habe besonders großen Elefanten geschossen“ – so funkte sein Beauftragter, der junge Geologe Albert Zeemel. Noch merkwürdiger als das Telegramm war Labines Reaktion. Nicht im geringsten über die seltsame Jagdbeute erstaunt, barg er das Telegramm sorgsam in der Brusttasche, fuhr zum Flugplatz, mietete eine Langstreckenmaschine und flog zum Athabaska-See. Denn „Elefant“ war das vereinbarte Code-Wort für Uran ...

Bereits zwei Jahre später, im Herbst 1954, hat die Stadt *Uranium City,* die in der Nähe von Zeemels Fundstätte aus dem Boden sprang, nahezu 2000 Einwohner. (Der Ort bestand in seinen Anfängen aus zwei Hütten: dem *claims-Büro* der Regierung und einem Schnapsladen. Bald wird die unordentliche Ansammlung von Zelten und windschiefen Hütten, die sich dann bildete, der Vergangenheit angehören: denn heute ist jeder Baulustige verpflichtet, ein Gebäude im Werte von mindestens 3000 Dollar zu errichten.)

Zeemels Fund gilt als die wichtigste Uran-Entdeckung, die in Kanada gemacht wurde; er erhielt eine halbe Million Dollar als Prämie ... Seine Entdeckung überraschte die Regierungs-Leute, die zwei Jahre vor ihm in unmittelbarer Nähe, dem 40 km entfernten Beaverlodge, Millionen von Dollars ausgegeben hatten, um einen Fund von Pechblende auszuwerten, die nicht nur weniger Uran enthält, sondern auch in recht kostspieligem Bergwerksbetrieb abgebaut werden muß, während Zeemels Gestein vorwiegend im Tagebau gewonnen werden kann.

Was immer die privaten Gesellschaften, von denen sich inzwischen viele Dutzende um Beaverlodge und Uranium City niedergelassen haben, an Pechblende fördern, müssen sie der kanadischen Regierung verkaufen, welche die Verarbeitungsanlagen betreibt. War Kanada schon der zweitgrößte Produzent der Welt (nach Belgisch-Kongo) zu einer Zeit, als nur Port Radium in Kanada förderte, so geht die Größenordnung, die heute gilt, aus zwei Ziffern hervor: Während Port Radium ein Maximum von 180 t täglich verarbeiten kann, wurde die Anlage von Beaverlodge für 2000 t geplant! Und dies, bevor der neueste Fund in jener Gegend, auf der Laird-Insel im Tarzin-See (August 1954) bekannt wurde ...

Es genügt nun nicht, uranhaltiges Erz zu finden, damit man automatisch zum Millionär werde. Die gefundene Pechblende muß auf 500 Pfund Gestein mindestens ein Pfund Uranoxyd ergeben (das von der Regierung, dem einzigen legalen Käufer, für 7,25 Dollar je Pfund übernommen wird). Vor allem aber muß es in einer Gegend liegen, die leichte Gewinnung und leichten Abtransport ermöglicht – eine Bedingung, die naturgemäß die wenigsten der nahezu 100 000 abgesteckten *claims* erfüllen. Außerdem werden seit jüngster Zeit auch aus

den Gebirgsstaaten der USA, insbesondere Utah und Colorado, laufend große Funde gemeldet.

Der einzige Kunde für kanadisches Uran, die *Atomic Energy Commission* der USA, beschäftigt sich außerdem mit der Suche nach billigeren Materialien, die man als Atomkraftquellen ausnutzen kann, und sie experimentiert mit *breeding reactors*, die möglicherweise eines Tages mehr spaltbares Material erzeugen werden, als sie verbrauchen ...

Andererseits spricht heute schon jeder kanadische Prospektor mit prophetischem Glanz in den Augen von den Zeiten, da, so hofft er, Schiffe und Flugzeuge, ja große Kraftwerke, mit Atomkraft betrieben werden ... Als gehöre das zum kleinen Einmaleins, so rechnen die Propheten jedem vor, der es hören will, daß $2^3/_4$ t von U 235 (dem seltenen Uranium mit Atomgewicht 235) ebensoviel Energie erzeugen können wie alle zur Zeit ausgenutzten Wasserkräfte Kanadas zusammen ...

6. Und immer wieder: Metalle! Nickel ist das wichtigste Metall, das bei der Herstellung von Düsenflugzeugen und ferngelenkten Geschossen verwendet wird. Kanada versorgt die Welt mit diesem Material – bis auf zehn Prozent, die aus anderen Ländern kommen. Viele Jahrzehnte hindurch waren die Lager von Sudbury in Ontario die Hauptquelle. Neue Entdeckungen bei Lynn Lake im nördlichen Manitoba werden Kanadas Monopolstellung verstärken. Die vorläufigen Bohrungen lassen auf einen Erzvorrat von mehr als 15 Millionen Tonnen an dieser Stelle schließen.

Ist Nickel seit je ein vertrauter Begriff, so ist die Bedeutung, die Titanium zu gewinnen im Begriff ist, um so jüngeren Datums. Dieses „Wundermetall“ ist weit widerstandsfähiger als Stahl – bei halbem Gewicht. Es ist korrosionsfest, und wegen seiner Hitzebeständigkeit hat man es auch das „Asbest unter den Metallen“ genannt. Die riesige Hitzeentwicklung beim Düsenantrieb für Flugzeuge macht Titanium für diesen Zweck überaus wertvoll (man hört auch Gerüchte über seine Verwendung bei Atomversuchen), und die Vereinigten Staaten kaufen jede Menge von diesem Metall, die sie in der Welt auftreiben können. Titanium wird aus dem Mineral Ilmenit gewonnen, und man erwartet, daß es eine ähnliche industrielle Revolution hervorrufen wird wie in den vergangenen Jahrzehnten die Verwendung von Aluminium. Nach allem, was wir bisher von Kanadas Erdschätzen hörten, erscheint es fast als eine Selbstverständlichkeit, daß Kanada die bei weitem größten bisher bekannten Lager an Ilmenit besitzt; sie finden sich insbesondere am Nordufer des St.-Lorenz-Stromes.

Es wirkt wie ein Sinnbild für die zukunftweisende Bedeutung der Schätze des Landes, daß das „altmodische“ Metall Zinn das einzige ist, von dem man bisher keine nennenswerten Lager in Kanada gefunden hat. Die Bedeutung der „herkömmlichen“ Buntmetalle, auch wenn sie nicht solche Sensationen verursachen wie etwa Uran, darf jedoch in einer Übersicht nicht vergessen werden. Eine der größten Überraschungen auf diesem Gebiet, daß nämlich Neu-Braunschweig, also eine Provinz außerhalb des Bereichs des „Kanadischen Landrückens“, plötzlich in die vorderste Reihe der metallfündigen Gebiete gerückt ist, beschäftigt kanadische Bergwerkskreise seit dem Frühling des Jahre 1953. Inzwischen hat man festgestellt, daß nicht nur in der Nähe des ursprünglichen Fundortes Bathurst, sondern an 78 Stellen der Provinz lohnende Erzlager der Ausbeutung harren. Die erste Entdeckung, 35 Kilometer südwestlich Bathurst, ist inzwischen auf 30 000 000 t Gestein geschätzt worden, das 5,3% Zink, 1,9% Blei, 0,6% Kupfer

enthält und beträchtlichen Silbergehalt hat. In der Nähe, bei Austin Brook, fand man ein Erzlager, das die ersten Schätzungen auf 50 Millionen Tonnen beziffern ... Nach den gegenwärtigen Marktpreisen ist der Wert dieser beiden Lagerstätten allein mehr als fünf Milliarden Mark.

An anderen Stellen der Provinz ist man – außer auf die erwähnten Metalle – auch auf Titanium, Mangan, Tungsten, Nickel und Uran gestoßen. Ein Rekord selbst für Kanada: 41 616 *claims* wurden während weniger Wochen in Neu-Braunschweig abgesteckt – mehr als selbst im Yukon-Gebiet zu Zeiten des hektischen Goldrauschs!

Ist es angesichts eines solchen Mineral-Fiebers verwunderlich, wenn Tatsachen, die andere Länder in einen Taumel versetzen würden, in kanadischen Zeitungen nur als versteckte Notizen erscheinen? Der irgendwo im kanadischen Busch zu vermutende Reichtum an Diamanten etwa (man hat an sekundären Lagerstätten Funde im Wert von zwei Millionen Mark gemacht) – oder die Entdeckung neuer Lager von 7 Millionen Tonnen Asbestgestein am McDame-Berg in Britisch-Kolumbien, 110 Kilometer südlich der Grenze des Yukon-Gebiets (Kanada ist seit langem der Welt größter Asbestlieferant) – oder die Kupferentdeckung, die der Tischler Roy Barker im Manitouwadge-Gebiet von Ontario gemacht hat ...

Der Tischler lebt im Buschstädtchen Geraldton, und da man in den entlegenen Gegenden Kanadas sich im langen Winter auf jede Art von Lektüre stürzt, blätterte er eines Tages in einem 20 Jahre alten Bericht eines Regierungsgeologen, der sich auf seine Gegend bezog, und den sein Sohn zur Ausarbeitung einer Schulaufgabe ins Haus gebracht hatte. Dort fand er die Wahrscheinlichkeit von Kupfervorkommen in einer Waldgegend angedeutet, die er gut kannte. Der Schreinermeister machte sich auf die Suche – fand Kupfererz – und löste den Kupferboom des Jahres 1953 aus. 20 Millionen Mark sind bisher bei Geraldton von Gesellschaften aus Toronto für *claims* und Nachforschungen ausgegeben worden. Und die Anteilnahme der Väter an den Schulaufgaben ihrer Söhne hat inzwischen in ganz Kanada beachtlich zugenommen ...

7. Nur eine Straße ... Um den Leser, dem nun schwindelt angesichts so gewaltiger Ziffern und Zukunftsaussichten, wieder zur Erde herabzuholen, sei das Schicksal eines anderen großen Projekts erwähnt: des *Trans-Canada Highway*. Zur Zeit hat Kanada noch keine Autostraße, auf der man das ganze Land durchqueren kann. Wer, vom Osten kommend, die Präriestaaten in einigermaßen bequemer Fahrt erreichen will, wählt entweder den Umweg über USA-Gebiet oder verlädt sein Auto auf die Eisenbahn, die seit Jahren die direkte Verbindung herstellt.

Im Jahre 1950 hat man mit dem Bau des *Trans-Canada Highway* begonnen, der zwei Fahrbahnen haben, 800 Millionen Mark kosten und dem ursprünglichen Plan nach 1956, nach vorsichtigen Schätzungen 1960, fertiggestellt sein soll. Seine Länge wird 8000 Kilometer betragen. Die Bundesregierung mußte im April 1954 die beteiligten Provinzen zur Beschleunigung der Arbeiten ermahnen – und der Abgeordnete Hodgson hat bei dieser Gelegenheit festgestellt, daß, falls das gegenwärtige Tempo beibehalten wird, die Straße in 20 Jahren noch nicht fertig sein wird ...

15. Nächste Aufgabe: die Eroberung des Nordens

Betrachtet man die geographische Lage Kanadas und seines Nachbarn, der USA, nicht auf einer Amerika-Karte, sondern mit Hilfe eines Globus, so wird ersichtlich, daß das Land, und insbesondere sein fast unbesiedelter Norden (weniger als ein Prozent der Bevölkerung leben dort auf zwei Dritteln der Fläche), genau da liegt, wo im Falle von Feindseligkeiten zwischen den beiden Giganten unserer Welt, USA und Rußland, die kürzesten direkten Angriffsrouten verlaufen müßten. Und es ist längst kein Geheimnis mehr, daß gemeinsame Anstrengungen von USA und Kanada seit langen Jahren im Gang sind, um den Gefahren, die sich aus dieser Situation ergeben, gemeinsam vorzubeugen.

Der *Alaska Highway* (auch ALCAN genannt: aus ALaska und CANada) ist zwar seinerzeit (1942) aus der Sorge vor einem japanischen Angriff entstanden, doch behält er naturgemäß seinen strategischen Wert als Nachschubstraße auch in der gegenwärtigen Situation. (Von seiner 2400 km langen Strecke führen lediglich 500 nicht über kanadisches Gebiet.)

Wegen ihrer Schotterdecke als „Reifenfresser" berüchtigt, ist diese einzigartige Überlandstraße eines der wichtigsten Hilfsmittel zur Erschließung des kanadischen Yukon-Distrikts und Alaskas (des Riesengebietes im Hohen Norden, das einst die Amerikaner den Russen für 7,5 Millionen Dollar abkauften). Bis zur Fertigstellung der Straße, die während des zweiten Weltkrieges aus strategischen Gründen von 11 200 Soldaten und 7500 Arbeitern in 9 Monaten gebaut wurde, spielte sich der Hauptverkehr nach Norden durch Küstenschiffahrt ab.

Die Alaska-Straße wird immer mehr zu einem sommerlichen Ausflugsziel für unternehmungslustige Amerikaner und Kanadier. Und je mehr Tankstellen, Rasthäuser und Reparatur-Werkstätten an der Strecke entstehen, um so geringer werden die Unbequemlichkeiten, denen sich ein Einzelfahrer im Fall einer Panne aussetzt – während noch vor wenigen Jahren strenge Vorschriften für Ausrüstung und Fahrweise der Wagemutigen bestanden – ähnlich denjenigen, die man den Autoreisenden macht, welche die Sahara im Wagen durchqueren wollen ...

Noch origineller – und uns völlig unbekannt – ist eine „Straße", die von der kanadischen Luftwaffe erschlossen worden ist. Während der *Alaska Highway* nur im Sommer bequem befahrbar ist, kann man die vor kurzem eröffnete neue Route, die von Flin-Flon in Nord-Manitoba nach Whitehorse im Yukon-Gebiet führt, im Sommer nicht benutzen. Dann besteht sie nämlich auf dem größeren Teil ihrer Strecke aus *muskeg*, also einem sumpfig-schlammigem Boden aus wasseraufsaugendem Pflanzenmoder. Dafür aber sieht sie im Winter auf der festen Oberfläche, die der Frost erzeugt, einen lebhaften Verkehr von „Traktor-Zügen". Auf der ganzen Strecke, die länger ist als die Entfernung London–Istanbul, berührt die Route keine einzige Siedlung außer den paar Häusern von Waterways ...

So wie die Wasserwege der *Hudson's Bay Company* von schnellen Kurierkanus und Flotten langsamer Lastboote befahren wurden, so haben sich heute für die Erschließung der weglosen Einöde, die zu Lande nur im Winter vor sich gehen kann, zwei Typen motorgetriebener Beförderungsmittel herausgebildet: die *snowmobiles* und die schwerfälligeren *tractor trains.*

Der furchteinflößende Name, *auto-neige Bombardier,* den die franko-kanadische Fabrik dem von ihr erzeugten „Schneemobil", einem seltsamen, bis 65 km/std erreichenden Verkehrsmittel, gegeben hat, hat nichts mit der (zweifellos wichtigen) militärischen Verwendbarkeit dieser „Polar-Limousine" zu tun, sondern bezieht sich auf den Namen des Konstrukteurs, M. Armand Bombardier aus Valcourt in Quebec. Mit einem Paar Schneeschuhen statt Vorderrädern, welche die Lenkung ermöglichen, und je vier gummibereiften Hinterrädern auf jeder Seite, die, unabhängig aufgehängt, eine Gummiraupe bewegen, gleitet es durch die weiße Wüste, genau so scheinbar mühelos wie die Insekten, die wir im Sommer auf der Oberfläche unserer Gewässer „Schlittschuh laufen" sehen. Heute verdrängen diese überaus leicht beweglichen Fahrzeuge mehr und mehr die Hundeschlitten, welche früher ausschließlich (und heute noch vorwiegend) dieselbe Aufgabe erfüllten: ein Vorwärtskommen im Winter zu ermöglichen. Dabei wird bald der Hundeschlitten unterliegen, denn das „Schneemobil" kann ohne Schwierigkeit Benzin für lange Reisen mit sich führen, während die 6–7 Pfund gefrorenen Fischs je Reisetag, die für jeden Hund eines Schlittengespanns mitgeführt werden müssen, Beladbarkeit und Reichweite des traditionellen Transportmittels entscheidend beeinflussen.

Wesentlich schwerfälliger sind die Traktorenzüge, die „Giganten der gefrorenen Landstraße" – jedoch können sie erhebliche Lasten befördern. Seine größte Bewährungsprobe bestand dieses Beförderungsmittel, als mit seiner Hilfe vor wenigen Jahren während dreier Winter die gesamten Mineneinrichtungen und die Wohnhäuser des Nickel-Bergwerks von Sherridon in Manitoba, das nach zwanzig Jahren Arbeit die dortigen Lager erschöpft hatte, 260 Kilometer nach Norden befördert wurden, zu den überaus reichen Nickellagern von Lynn Lake. Stadt und Werk gingen auf die Wanderschaft, mit einer Reisegeschwindigkeit von 6 km/std ...

Die wichtigste – und auf lange Sicht die solideste – Basis für die Erschließung des kanadischen Nordens ist das allmähliche Übergreifen der großen Erz- und Ölsuche auf diese unendlich weit sich erstreckenden Ödeneien von schütterem Wald und – weiter nördlich – baumloser Tundra (unter welcher der Boden das ganze Jahr hindurch metertief gefroren ist).

Vorläufig jedoch bilden militärische Außenposten die Vorhut der Nordbewegung.

„Der Eisvorhang sichert unseren Norden besser gegen jeden Landangriff, als es irgendwelche menschgeschaffenen Befestigungen könnten", sagte der kanadische Verteidigungsminister, als er im Juni 1954 von einer Besichtigungsreise zu den Eis-Iglus zurückkam, in denen kanadische und amerikanische Soldaten gemeinsam den Frostnächten an der kanadischen Arktisküste und auf den vorgelagerten Inseln trotzen. Sie bemannen die Außenposten des ausgedehntesten Luftwarnungsnetzes, das die westliche Welt kennt.

Flugzeuge, die mit Radar ausgerüstet sind, patrouillieren ständig an den nördlichen Grenzen Kanadas und bilden die „Stielaugen", wie man sie nennt, für die zwei – bald drei – „Radarzäune", die sich quer über den Kontinent ziehen. Die älteste dieser Ketten von Flugzeug-Entdeckungsstationen, *Pinetree* genannt, wurde gemeinsam von USA und Kanada errichtet und

spannt sich quer über den Kontinent durch die dichterbesiedelten Gebiete knapp nördlich der USA-Grenze. Die zweite Kette, von Kanada allein gebaut, jedoch gemeinschaftlich von beiden Nationen betrieben, die „Mittel-Kanada-Linie", spannt sich ungefähr auf der Höhe des 54. Breitengrades zwischen Labrador und Britisch-Kolumbien. Ende September 1954 unterzeichneten Kanada und USA ein Abkommen, das den gemeinsamen Bau eines dritten „Warnzauns" quer durch den „Hohen Norden" des Kontinents vorsieht.

Bieten sich damit nun, wie schon so oft im Leben der Nationen, für die zivile Erschließung Erfahrungen an, die, obwohl in der Verfolgung militärischer Notwendigkeiten gewonnen, geeignet sind, dem Vordringen privaten Unternehmungsgeistes Wege zu weisen?

Will man diese wichtige Frage beantworten, so muß zuerst gefragt werden: Was hat dieser Norden überhaupt zu bieten?

Selbst wenn man von der Tatsache absieht (die nach allen Beobachtungen unbestreitbar scheint und also in kommenden Jahrhunderten die Bedingungen günstiger gestalten wird), daß das Klima der Polargebiete zunehmend milder wird, so sind doch bereits heute wichtige Besiedlungs- und Ausbeutungsmöglichkeiten gegeben. Die Bergwerksstädte wie Port Radium, Whitehorse, Yellowknife, Uranium City weisen den Weg. Sie sind dort entstanden, wo besonders wertvolle oder dringend gebrauchte Erze ausgebeutet werden können: in der Nähe von Wasserwegen, die wenigstens im Sommer einen Abtransport ermöglichen. Je dichter sich das Netz der Traktor-Routen, und ihnen folgend, der Straßen und Eisenbahnen knüpft, das in den letzten Jahren in einer steten Ausbreitung nach Norden begriffen ist, je mehr Energiequellen an Ort und Stelle durch den Bau von Wasserkraftwerken oder durch Öl- und Erdgas-Entdeckungen eröffnet werden, um so günstiger werden die Aussichten, in Zukunft auch Lager zu erschließen, die heute wohl schon bekannt, aber noch nicht rationell nutzbar sind – ganz zu schweigen von all den überraschenden Funden, die die Zukunft noch birgt. Geht man dazu noch, wie bereits beim Frobisher-Projekt geplant, immer mehr zur Verhüttung am Fundort oder in seiner Nähe über, so eröffnen sich noch viel lockendere Perspektiven.

Landwirtschaftliche Nutzung ist viel weiter nördlich möglich, als wir gemeinhin anzunehmen geneigt sind. Die Kürze der Sommerdauer wird, je weiter nördlich man sich befindet, zum Teil wettgemacht durch die erhöhte Stundenzahl der Sonnenstrahlung während der langen Tage des Mittsommers. Man hat, wenn auch nur auf experimenteller Basis, sogar nördlich des Polarkreises, an der Mündung des Thunder River, schon Weizen ohne künstliche Nachhilfe zum Reifen gebracht. Doch besteht keine Notwendigkeit zu so extremen Experimenten, solange viel weiter südlich noch zehn Millionen Hektar Landes ungenutzt liegen, die entweder hervorragender Ackerboden sind (wie eine Million Hektar im Peace-River-Distrikt, der zögernd besiedelt wird, und Strecken ähnlichen Charakters im Hay River-Gebiet von Nord-Alberta, in Britisch-Kolumbien oder selbst im Yukon-Gebiet) – oder die wenigstens die robusteren Arten von Gemüse und insbesondere Heu erzeugen, also noch als Viehzuchtgebiete erschlossen werden können. Dabei müssen auch die *barren grounds* (die Tundra nördlich der Baumgrenze) erwähnt werden. Millionen von Karibus (das sind die einheimischen Rentiere) und sogar von Moschusochsen (von denen jetzt nur noch einige tausend vorhanden sind) könnten hier ihre Nahrung finden, fett werden und Fleisch wie andere nützliche Produkte liefern.

Von historischer Bedeutung für den Norden ist der Zug jener 3195 Rentiere, mit denen der Lappe Andreas Bahr 1929 im Auftrag der kanadischen Regierung von Alaska auszog, um den durch ein leichtes Trapperleben ihrer Jagdgewohnheiten entwöhnten Eskimos im Mackenzie-Delta, unter denen wegen Nahrungsmangel bereits Kannibalismus um sich zu greifen begann, eine neue Fleischquelle zu eröffnen.

Der „Treck", der über 3200 Kilometer ging, dauerte mehr als fünf Jahre (statt der vorgesehenen 18 Monate) und ist ein echtes Epos des Nordens. Bahr war bei der Ankunft an seinem Ziel – alle Begleiter, mit denen er auszog, hatten ihn unterwegs verlassen – ein alter Mann, dessen Gesundheit gebrochen war – aber er erreichte das Ziel mit 2370 Tieren, die nahezu alle unterwegs geboren worden waren. Und dann dauerte es noch lange Jahre, bis es gelang, die Eskimos, die zunächst die Rentiere nur als Jagdobjekte ansahen, an den Gedanken der Herdenwirtschaft zu gewöhnen. 7000 Rentiere bilden heute die Herden der Eskimos – doch mehr als zwanzig Millionen könnte der kanadische Norden ernähren ... (Die Zahl der Karibus, das sind die eingeborenen wilden Vettern der einst aus Sibirien eingeführten halbzahmen Alaska-Rentiere, ist während dieses Jahrhunderts von 1 750 000 auf 670 000 zurückgegangen.)

Aber sind diese Breiten nicht zu kalt und zu unwirtlich, um jemals eine größere ansässige Bevölkerung zu tragen?

Die Antwort darauf gibt Vilhjalmur Stefansson in der Zeitschrift *MacLean's*. Der Veteran der kanadischen Arktisforschung wird nicht müde, seine Landsleute zu mahnen. Er weist immer wieder auf die Bedeutung ihres so reichen noch zu erschließenden Besitzes im Norden hin – den so viele fälschlicherweise für eine unbewohnbare Eiswüste halten.

Nachdem er daran erinnert hat, daß die alten Ägypter einst Griechenland als kalt und unwirtlich ansahen, daß Tacitus dann der Auffassung war, kein zivilisierter Mensch könne sich nördlich der Alpen wohlfühlen, sagt er:

„Man ist allgemein der Auffassung, die Sowjets seien ein halbes Jahrhundert hinter uns zurück. Nun, in einer Beziehung ist das ein großer Vorteil für sie: Sie besitzen jenen Pioniergeist, der vor fünfzig Jahren auch bei uns noch herrschte. In den letzten Jahrzehnten hat sich in den USA eine Bevölkerungsbewegung nach dem Süden Kaliforniens entwickelt, in Kanada nach der milden Südost-Ecke von Britisch-Kolumbien. In Rußland jedoch geht der Zug weg von Europa, nördlich und ostwärts in Richtung Arktis. Unser Kontinent hat keine Großstadt von mehr als 50 000 Einwohnern, die weiter im Norden liegt als Edmonton (53° 10′ N); die Sowjets aber haben nördlich dieser Linie mindestens 50 Städte, die eine höhere Einwohnerzahl aufweisen . . . Kanadas nördlichste Siedlung, Aklavik, liegt 100 Meilen nördlich des Polarkreises und hat 200 Einwohner. Norilsk in der Sowjetunion liegt noch 100 Meilen weiter nach Norden und hatte vor zehn Jahren bereits 40 000 Einwohner . . ."

16. Und die Zukunft?

In der kanadischen Stahlstadt Hamilton (280 000 Einwohner) zählte man im August 1954 10 983 Arbeitsuchende. Ist diese Zahl für kanadische Verhältnisse schon ungewöhnlich hoch, so wirkt sie alarmierend durch die Tatsache, daß sie eine Steigerung um mehr als 100 Prozent gegenüber der Ziffer des Vorjahres darstellt.

Die Kornspeicher des Landes sind überfüllt. Nur durch staatliche Preis- und Absatzgarantien werden die Farmer vor dem Ruin bewahrt. Das Land geht, nach Rekordernten in den vorhergegangenen Jahren und der ebenfalls über dem Durchschnitt liegenden von 1954, mit einem Vorrat von 1100 Millionen *bushel* in den Winter – das ist eine Ziffer, die zwei guten Jahresernten entspricht und weit über dem Bedarf der Exportkunden liegt.

Für die kanadische Textilindustrie war 1954 ein Krisenjahr. Die Umsätze gingen nach Umfang und Wert zurück; die Industriellen riefen nach höheren Zöllen als Schutzzaun gegen billige Einfuhren aus anderen Ländern, die Arbeiter forderten Beschränkung der Einwanderung. Bezeichnend ist die Tatsache, daß die Arbeiter der St. Croix-Weberei in Milltown im September 1954 sich freiwillig mit einer Kürzung ihrer Löhne einverstanden erklärten.

Damit tritt einer der Umstände zutage, die erklären können, warum selbst im Lande des gigantischen *boom* die künftige wirtschaftliche Entwicklung nicht einfach als ein Gemälde in Rosarot entworfen werden darf.

Zunächst: so gewaltig die neuen Mammutprojekte erscheinen, von denen in den vorhergegangenen Kapiteln so viel die Rede war, so ist doch festzuhalten, daß sie nur etwa 10 Prozent der jährlichen Kapitalinvestierung repräsentieren. Und es ist demgegenüber in erster Linie die reibungslose Verzahnung der verschiedenen Teile der kanadischen Wirtschaft, welche für das Ergehen des Landes in der unmittelbaren Zukunft entscheidend ist.

Im innerkanadischen Gefüge stellen dabei die hohen Gestehungskosten, mit denen die Industrie zu rechnen hat, einen der wesentlichsten negativen Faktoren dar. Die Rekordsätze, die in Form von Löhnen, Leistungs- und Überstundenzuschlägen beim Bau der großen Erschließungsprojekte zu erzielen sind, wirken sich naturgemäß auch auf das Bezahlungsniveau der gesamten Wirtschaft des Landes aus – ebenso wie seit je die Kunde von den Lohnsätzen, die sich die Arbeiterschaft der USA erobert hat (dort allerdings bei einem Binnenmarkt, der, an der Menschenzahl gemessen, mehr als die zehnfache Größe des kanadischen besitzt).

Es muß festgehalten werden, daß die seit Kriegsende konsequent betriebene Einwanderungspolitik nicht nur zum Ziel haben kann, kräftige Arme für die Erschließung des Landes zu gewinnen, sondern daß ihre – auf lange Sicht wesentlichere – Aufgabe auch in einer allmählichen Erweiterung des Binnenmarktes besteht.

Von 1937 bis 1945, also in einem Zeitraum von 8 Jahren, nahm die Bevölkerung Kanadas um rund eine Million zu – jüngst aber, zwischen 1951 und 1954, erreichte sie dieselbe Steigerung in drei Jahren! (Im Oktober 1954 hatte die Einwohnerzahl die Ziffer von 15 250 000 erreicht.) Die staatlichen Stellen und die Presse, die sich den Forderungen vereinzelter Gewerkschaftsführer nach Einschränkung des Einwanderungsprogramms widersetzen, können mit Recht darauf hinweisen, daß eine noch weit intensivere Steigerung der Einwohnerzahl notwendig ist. Nur eine Erweiterung des Binnenmarkts kann die gegenwärtigen Schwierigkeiten einzelner Industrien allmählich beseitigen. Und nur in ihrer Kombination mit menschlicher Arbeitskraft gewinnen die neuentdeckten Naturschätze ihren Sinn.

In diesem Zusammenhang ist ein Blick notwendig auf eine der vielen Verflechtungen, welche die kanadische Wirtschaft an die des großen Nachbarn binden. In den Vereinigten Staaten ist in den vergangenen Jahren ein *stockpile,* eine Art Nibelungenhort, aus „strategischen Materialien" aufgehäuft worden, der in erster Linie aus Metallen besteht und nicht nur der Rüstungsproduktion in Zeiten plötzlich auftretenden Bedarfs auf Abruf zur Verfügung stehen soll, sondern auch schon zur Beeinflussung des natürlichen Auf und Ab der Wirtschaft und des Arbeitsmarktes dient. (Wert Ende 1954: 20 Milliarden Mark ...)

Diese Aufstapelung strategischer Rohstoffe ist, was die Handelsbeziehungen zwischen den beiden Ländern angeht, der krisenempfindlichste Punkt für die kanadische Wirtschaft, die mehr als die meisten anderen Volkswirtschaften vom Export – insbesondere nach USA – abhängt. (Nahezu 75 Prozent der kanadischen Einfuhren kommen aus USA, und beinahe 60 Prozent seines Exports gehen dorthin.) Denn so überraschend, wie eines Tages der Beginn der Metallaufkäufe befohlen wurde, so überraschend können sie eines Tages gestoppt werden. Nicht auszudenken, was geschähe, wenn die Vorräte gar auf den Markt geworfen würden!

Es ist verständlich, daß angesichts so enger wirtschaftlicher Verknüpfungen auch Kanada – in einer gewissen Abschwächung, die mit dem nüchternen Sinn seiner Einwohner zusammenhängt – jene geheime Besorgnis teilen muß, die heute neben den deutlicher ins Auge fallenden Aspekten des sogenannten „Kalten Kriegs" das Denken der USA-Gewaltigen (und gewisser Experten im Kreml!) mit einer Intensität beschäftigt, von der wir uns keine genügende Vorstellung machen: das Rätselraten um die Möglichkeit einer großen Wirtschaftskrise.

1954 war das kritische Jahr, in dem das Eintreten einer Depression in USA für nicht unmöglich gehalten wurde. Die Krise trat nicht ein, jedoch blieb das Sozialprodukt in seiner Gesamtheit hinter dem von 1953, dem „Rekordjahr des Lebensstandards", ein wenig zurück. Da verantwortliche amerikanische Nationalökonomen der Auffassung sind, man könne in ihrem Land nur dann von Prosperität reden, wenn die Gesamtproduktion um jährlich mindestens drei Prozent zunimmt, sprechen Vertreter der pessimistischem Schule von 1954 als dem Jahr des „Zurückweichens", die der optimistischen von einem Jahr des „Zurechtrüttelns".

Die letztere Auffassung, daß sich nämlich selbst in Zeiten unerhörten Aufschwungs eine Atempause der Besinnung, eine Periode der Angleichung zwischen den überaus stürmisch und den weniger rapid aufwärtsstrebenden Zweigen der Wirtschaft einschalten müsse, trifft mehr noch auf die kanadische als auf die länger und fester gefügte amerikanische Wirtschaft zu.

Zwei Tatsachen – die eine davon alles andere als tröstlich – sind es, die vorläufig der

automatischen Wiederkehr einer Weltwirtschaftskrise wie der vor zweieinhalb Jahrzehnten entgegenzuwirken scheinen. Da ist einmal die erhöhte Wachsamkeit gegenüber den geringsten Anzeichen einer Abwärtsbewegung, die insbesondere in den USA, wo man sich im Jahre 1929 von der Krise wie von einem Naturereignis fast fatalistisch überraschen ließ, zur Bildung eines „Wirtschafts-Generalstabs“ geführt hat. Er hält eine Auswahl von gegenwirkenden Mobilmachungsmaßnahmen bereit, die im Jahre 1954 in milder Form teilweise bereits Anwendung fanden. Zum anderen aber ist es die Allgegenwart des „Kalten Kriegs“, welche heute auf Rohstoffverbrauch, Beschäftigtenzahl und Produktionsumfang einen unvorstellbar umfassenden Einfluß ausübt, der vor 25 Jahren fehlte. Beide Gesichtspunkte haben unmittelbare Geltung auch für die Verhältnisse in Kanada.

Der Verfasser ist weder Wirtschaftswissenschaftler noch Prophet und muß es sich deshalb versagen, Spekulationen hinsichtlich der unmittelbaren Zukunftsentwicklung anzustellen, die, so vermutet er, selbst bei Experten nicht nur von sogenannten „ehernen Gesetzen“, sondern auch von ideologischen, ja Temperamentsunterschieden bestimmt werden.

Auf sehr lange Sicht aber betrachtet er eins als gewiß: Sollte sich die Neigung zur Selbtszerstörung unserer Zivilisation, die im 20. Jahrhundert immer ausgeprägter hervorzutreten scheint, aufhalten lassen und eine Katastrophe vermieden werden, dann wird die Rolle, die Kanada im Weltgefüge spielt, noch weit gewichtiger werden, als sie ohnehin schon ist.

Die Hebung des Lebensstandards insbesondere der „unterentwickelten Gebiete“ (in dieser Hinsicht spielt Kanada bereits heute eine bedeutende Rolle im Rahmen des „Colombo-Plans“), die anscheinend zwangsläufige Intensivierung der technischen Seite unseres Lebens, die erweiterten Ansprüche auf reichlichere oder verfeinerte Ernährung, wie sie bei niedrig- wie hochzivilisierten Völkern zu beobachten ist, dazu das unaufhaltsame Anwachsen der Erdbevölkerung – alle diese Umstände werden sich auf lange Sicht zugunsten Kanadas auswirken. Denn in diesem Lande sind noch Korn- und Fleischkammern zu erschließen. Sein Boden birgt noch in vorläufig unschätzbarem Ausmaß jene Erze, deren der metallurgische und technische Fortschritt bedarf. Es besitzt in Wasserkraft wie Ölschätzen die Energiequellen, die einst der Verarbeitung der gewonnenen Erze im Land dienen werden. Und Kanada wird solchen Ländern, die nur ungenügende Energiequellen innerhalb ihrer Grenzen aufweisen, die Ausgangsstoffe für die Energiegewinnung mittels Atomkraftwerken, deren Verwirklichung nunmehr in unmittelbar erreichbare Nähe gerückt ist, zur Verfügung stellen können ...

Vielleicht, so könnte man spekulieren, wird dann eines Tages das Wort Wahrheit, das – vor langen Jahrzehnten bereits! – der kanadische Premierminister Sir Wilfred Laurier sprach: „Das neunzehnte Jahrhundert war das Jahrhundert der Vereinigten Staaten. Das zwanzigste Jahrhundert wird im Zeichen Kanadas stehen.“

* *
*

Ein Wort dankbarer Würdigung

ist unerläßlich an dieser Stelle des Buches. Der Verfasser fand sowohl bei kanadischen Bürgern, Unternehmungen und Behörden, wie auch bei seinen ausgewanderten Landsleuten, immer wieder tatkräftige Unterstützung und herzliche Aufnahme. Er muß sich, um nicht in der Aufzählung ungerecht zu werden, darauf beschränken, diese Summe von Freundlichkeiten, die auch in der Erinnerung noch überaus angenehme Gedanken wecken, hier dankend anzuerkennen.

Besonderer Dank gebührt dem Verlag und der Redaktion der „Neuen Illustrierten" (Köln), welche dem Verfasser die Weltreise ermöglichten.

Ein besonderes Kapitel des Buches jedoch wäre beinahe notwendig, um das Wirken einer der wichtigsten kulturellen Institutionen des Gastlandes zu würdigen. Ihr fällt das Hauptverdienst daran zu, wenn der Leser, wie zu hoffen, den Bildteil dieses Buches als ein abgerundetes, anschauliches und eindrucksstarkes Bild einer jungen Nation und ihres Landes empfindet. Diese wichtige Kulturmacht in Kanada, von der wir sprechen, ist der *National Film Board* – international berühmt als Wirkungsstätte Norman McLarens, Meisters des experimentellen Zeichenfilms, und als einer der fruchtbarsten Produzenten wertvoller Dokumentarfilme. Daß die Leistungen der Fotografen des *National Film Board* hinter dem Filmwerk nicht zurückstehen, möge der vorliegende Band beweisen.

Ähnlich bedeutungsvolle Arbeit leisten die anderen Körperschaften, die im nachstehenden Verzeichnis der Bildquellen aufgeführt sind, und an die sich der Gruß und Dank des Verfassers richtet. (Befinden sich Bilder aus mehreren Quellen auf einer Seite, so bedeuten die Abkürzungen neben den Seitenzahlen: o. = oben, u. = unten, l. = links, r. = rechts.)

National Film Board: 25, 26 r., 27, 28–29, 30, 31, 32, 41, 42, 43, 44 o., 45 o., 47 o., 58 u., 59 o., 60–61, 62 u., 64, 74–75, 76, 77, 78 o., 79 u., 81 o., 82, 84 u., 87, 88, 105, 106, 107, 111 o., 112, 124–125, 128, 137, 140, 143 u., 144, 154, 155, 156–157, 159 o., 160, 172, 173, 175 o., 176, 185.

Imperial Oil of Canada: 44 u., 46, 47 u., 48, 73, 153, 158 o., 169, 187 o., 192.

Canadian National Railways: 80 u., 108–109, 121, 126 u., 127, 158 u.

Government of British Columbia: 63 o., 138 u., 139 u., 142 u., 143 o.

Canadian Pacific Railways: 83 u., 86, 126 o.

Government of Alberta: 45 u., 174.

Wildlife Service, Dept. of Northern Affairs and National Resources: 158 u.

Keystone: 83 o., 84–85.

Alle im Vorstehenden nicht aufgeführten Fotos wurden vom Verfasser aufgenommen.


000002244333